Rheinlands Sagen,

Geschichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

Mit acht Stahlstichen und einem Titelkupfer.

Nach Original-Zeichnungen.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Köln und Aachen,

Verlag von Ludwig Kohnen.

1844.

Reumont

Germ. sp.

6172

<366329310300l9

<366329310300l9

Bayer. Staatsbibliothek

Herrm Kretschmer inv. Ed. Schuler sc.

Rheinlandsagen

von

A. Kramer

Verlag v. Ludwig Kohnen in Cöln & Aachen

Rheinlandssagen

von

A. Remmont

A. Rethel inv. X. Steifensandaq. f. fec.

Verlag v. Ludwig Kohnen in Cöln & Aachen

Rheinlands Sagen,

Geschichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

Mit acht Stahlstichen und einem Titelkupfer.

Nach Original-Zeichnungen.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

GESCHENK
FRESENIUS

Köln und Aachen,

Verlag von Ludwig Kohnen.

1844.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Ihrer Majestät

Elisabeth

Königin von Preußen

in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Zur Erklärung des Titelkupfers.

1.

Es ragen sieben Berge an einem mächt'gen Fluß,
Wie sieben Riesenhüter, die bieten frischen Gruß,
Wie sieben Riesenmarken, weithin im Land zu sehn,
Die Ebne dort zu scheiden von weinumkränzten Felsenhöhn.

Dort schritt ich eines Abends im hellen Mondenglanz,
Es rauschten alte Zeiten daher im Wellentanz,
Doch mitten in dem Strome — welch' Anblick wunderbar! —
Auf einem Felsenbette ward einen Recken ich gewahr.

Ein Greis war er zu schauen, er ragte ob dem Strom,
Obgleich im Schlummer ruhend, hoch wie der Kölner Dom,
Gestützet Haupt und Arme auf einer Urne Bord,
Mit Schilf umkränzt die Schläfe, so lag der greise Recke dort.

Und ihm zur Seit' erblickt' ich ein allgewaltig Buch,
Das Buch war aufgeschlagen, drin Mähren wol genug,
Davon das erste Blatt schon viel schöne Sage bot
Von Siegfried und Chriemhilden und von der Nibelungen Noth.

Und kaum, daß ich's gewahret, da rauscht es in dem Rohr,
Hei was da Menschlein krochen rings um den Stein hervor!
Dem Nachen kaum entsprungen sie liefen zu dem Buch,
Da sah man Greise, Knaben und alter Mütterlein genug.

Dort hatten welche Federn und Tinten und Papier,
Ein Saitenspiel die andern, dann sah ich wieder hier
Manch fröhlichen Gesellen, den Griffel in der Hand,
Die Bilder nachzureißen, die schmückten jener Mährlein Rand.

Nun ging es an ein Schreiben und an ein Konterfei'n,
Drauf ward ein Blatt gewendet, o weh der Noth und Pein!
Die Jungen mußten heben wol drei an einem Blatt,
Die Alten krochen drunter, zum Stützen war ihr Arm zu matt.

Auch sah ich kühne Buben, die waren schnell dabei,
Und schnitten aus den Blättern der Stücklein mancherlei
Und trugen sie zum Nachen und fuhren schnell davon.
Hätt' es gewahrt der Alte, mich dünkt, sie hätten bösen Lohn.

So mocht' wol eine Stunde das bunte Spiel bestehn,
Da rührte sich im Schlummer der Recke unversehn,
Hei was die Leute liefen, so schnell man laufen kann;
Wer hätt' auch Stand gehalten, als sich erhob der greise Mann!

Sein Fuß stand in den Wellen, doch von der Wolken Saum
Umkränzet ward sein Scheitel, so stand er wie im Traum,
Und mächt'gen Schrittes zog er durchs ebne Land dahin,
Doch dünkt' mich, daß die Träume noch immer nicht verlassen ihn.

2.

Und wieder in der Nähe hört' rauschen ich's im Rohr,
Es waren die Gesellen, die ich geschaut zuvor.
Ich wollte sie befragen, doch keiner hört auf mich,
Mit ihrem Raub zerstreuten sie bald in alle Lande sich.

Ein Mütterchen nur konnte so eilig nicht hinfort,
Sie mußte Athem schöpfen und weilte drum am Ort,
Die fragt' ich nach dem Wunder, das eben ich geschaut;
Da hat sie treulich Alles nach bestem Wissen mir vertraut.

Der Recke, den du sahest, es ist der alte Rhein,
Ein Held gar wunderkräftig, kein Bessrer mochte sein;
Wie Felsen sein Gebeine, doch seiner Stimme Ton —
Wie hat er oft mit Brausen erschreckt manch' armen Fischer schon.

Aus fernen Bergen schreitet er täglich bis hieher
Manch hundert Stunden Weges, hier ruht vom Wandern er,
Ein tiefer Schlummer senkt sich auf seiner Augen Schein,
Doch selbst der Schlummer läßt ihm nicht lange Ruhe angedeihn.

Denn träumend geht er weiter durch's grüne Niederland,
Und träumend steigt er nieder durch weißen Uferſand,
Bis er zum Meer gelanget, wo freudig er erwacht
Inmitten aller Ströme, die preiſen ſeine Herrſchermacht.

Und was auf ſeinen Wegen er Herrliches geſehn,
Und was an ſeinen Ufern Gewalt'ges iſt geſchehn,
Zum Frommen ſeiner Brüder ſchreibt er's in jenes Buch,
Das neben ihm gelegen und das er ſcheidend mit ſich trug.

Das Buch iſt wunderbarlich, ſein Band von Golde ſtrahlt,
Mit Edelſtein gezieret und Perlen mannigfalt;
Miner hat ihn geſchmiedet, ein vielerfahrner Mann,
Vom Hort der Nibelungen er Edelſtein und Gold gewann.

Die Blätter, draus gebunden das überreiche Buch,
Sind von der Haut des Drachen, den Siegfried einſt erſchlug,
Die Feder, die's geſchrieben, von jenem weißen Schwan,
Der einſt nach Cleve führte gar einen wunderkühnen Mann.

Die Tinte, ſo bewahret die Mähren alt und gut,
Sie kommt von Asmannshauſen, iſt lauter Rebenblut;
Wol iſt ſchon manches Wörtlein von Mäuſen drin zernagt,
Das thaten jene Mäuſe, die Hatto's böſen Leib geplagt.

Viel könnt' ich dir noch melden, was ich im Buch geſehn,
Doch meine Enkel warten, Zeit iſt es heimzugehn.
Heut hab' ich viel geleſen, es ordnen wird mir ſchwer,
Schon wanket mein Gedächtniß, das kömmt vom hohen Alter her.

Zu meiner Zeit war's anders, von Munde nur zu Mund
Ein Mährlein man erzählte, jetzt wird es Jedem kund;
Denn die Gesellen alle, die du beim Buch' erblickt,
Sie schreiben's auch in Büchlein, die werden durch das Land geschickt.

Die Alte schlich von dannen, wol sprach sie Wahrheit mir,
Ihr seht's an diesem Büchlein und geht es euch wie mir,
Daß ihr erkunden wollet die Sagen von dem Rhein:
Hier findet ihr sie wieder, drum laßt sie euch willkommen sein.

Robert Reinick.

Vorwort.

In den Rhätischen Alpen, der riesigen Grenzscheide Germaniens und Italiens, zwischen wüsten Eis- und Schneefeldern und düstern Tannenforsten, entspringt ein Strom, ein wildes Bergwasser, hunderten gleich, welche in diesen Thälern ein kurzes Dasein haben, einen bald wechselnden Namen tragen. Nichts läßt seine einstige Größe ahnen, da wo seine verschiedenen Quellen der Erde Mutterschooße entsprudeln, oder wo der Wanderer, wenn er aus dem sonnigen Welschland kommt und auf der Splügener- oder Bernhardinerstraße in die Kantone des grauen Bundes eintritt, von denen losgerissen die cisalpinischen Landschaften kaum noch im Munde des Aelplers teutsche Namen bewahren, beim Dörfchen Splügen ihn nach den Niederungen hinabschießen sieht. Wie ein unbezwingliches Felsenthor thürmen sich ihm schroffe Wände entgegen, an deren schmalem Rande die Via mala sich dahinzieht: in schwindelnder Höhe führen Brücken über den im düstern Abgrunde sich verlierenden Strom; zitternd und scheu betritt

der Fuß sie, und ein Schauer durchrieselt den Menschen, wenn er der Natur in ihrem ganzen gewaltigen Ernste Aug' in's Auge blickt. An der bündnerischen Hauptstadt vorüber eilt der rasche Strom durch einen Theil des Schweizerlandes, bis der Constanzer See ihn in sich aufnimmt. Aber dem Rhodan gleich, dessen Quellen den seinigen benachbart sind und der den Strand des Mittelmeers in reißendem Laufe sucht, wartet sein noch eine glänzendere Bahn. Nachdem er das helvetische Heimathland verlassen, bildet er die Grenze zwischen teutschem und französischem Gebiet, aber nicht zwischen teutscher und französischer Zunge, und fließt dann, immer mächtiger von Osten und Westen die Gewässer an sich ziehend, die im Schwarzwald und den Vogesen, in den Haardtbergen und dem Odenwald, in Franken, Schwaben und Lothringen ihre Quellen haben, durch den schönsten Theil von Teutschland. Bei Schaffhausen, wo seine schäumenden Wassermassen von den Felsen herabstürzen, ist sein Jugendleben zu Ende: gemäßigter geworden zieht er in geregeltem Laufe dahin, wenn auch bisweilen nicht ganz vergessend die alten Launen. Dann aber weilt er weiter in seiner ruhigen Größe, ein König in seiner Majestät, Tribut empfangend von Land und Volk, die er beide in gleichem Maße beglückt.

So ist der Rhein, dem noch kein anderer Strom Europa's den Rang der Schönheit streitig gemacht hat. Und tausend Empfindungen weckt sein Name in der Brust jedes Teutschen. Er ist verschwistert mit den wichtigsten Ereignissen

der Geschichte des Vaterlandes, für dessen südwestliche Marken er in ruhigen Zeiten die große Heerstraße bildet, wie er in stürmischen oft deren Schutzwehr gewesen ist. Blühende Staaten, reich durch weitverzweigte Thätigkeit, umgeben ihn, bewohnt von einem Volke, welches nie den teutschen Sinn verläugnet hat. Und der teutsche Gesang und die teutsche Sage sind heimisch an den Ufern des Rheines.

Diese Ufer erzählen ihre Geschichte, lauter denn Urkunden und Jahrbücher des Chronikenschreibers. Da liegen die Städte, jugendmuthig in ihrem Alter; da erheben sich die Kirchen, nach so manchem Raube noch reich an den herrlichsten Schätzen der Künste; da stehn die Klöster, aus denen die Bewohner gewichen sind, deren wohlthätige Wirksamkeit aber in Stadt und Feld und Weinberg ihre Spuren hinterlassen hat; da schauen die Burgen herab von den Höhen, in ihrer Zertrümmerung einen Spiegel vergangener Tage vorhaltend. Das sind die Blätter der rheinischen Geschichte. Und hundert Dinge erzählt man von diesen Städten und Kirchen, diesen Klöstern und Burgen, und von ihren Erbauern und Bewohnern; zum Geschehenen gesellt sich die Sage und das Lied erklingt, bald ernst, bald heiter, und berichtet von den Tagen und Thaten der Väter, von altem Ruhm und alter Größe, von Glück wie von Leid. Das ist die Stimme des rheinischen Volkes.

Von den Nibelungen herab, von der Zeit an, wo das Christenthum Wurzel zu schlagen begann auf dem südteutschen

Boden, war die Sage diesen Ufern treu. Eine anmuthvolle, in ein fantastisches Gewand gehüllte Begleiterin, folgt sie den Zügen des großen Kaisers Karl, sie berichtet von den Ottonen und den Saliern, von den an Verwirrung wie an großen Thaten reichen Zeiten der Kreuzzüge, von den hohenstaufischen Herrschern und den Tagen der Habsburger. Aber nicht immer ist sie auf historischem Boden erwachsen: auch unabhängig steht sie da und greift aus dem Leben des Ritters und des Landmannes immer wechselnde Begebenheiten. Wer die Fahrt vom Rheingau bis zum Siebengebirge macht, erblickt mit stets erneutem Staunen die zahllose Menge der Burgen, die auf jeder Höhe thronen, bald wie eines Adlers Horst auf einem überhangenden, in jedem Moment den Einsturz drohenden Vorsprung einer Klippe eingenistet; bald mit ausgedehnten Mauern und stattlichen Thürmen den Rücken eines breiten Hügels einnehmend und zum Schutze einer tiefer liegenden Stadt bestimmt; bald als einsame Warte auf einem die Gegend ringsumher überschauenden Gipfel landeinwärts sich erhebend. Und kaum möchte eine darunter sein, in deren verwitterndem Gemäuer nicht die Sage wohnte, neben dem grünen Teppich, der die Steinmassen schmückt, bis er sie formlos auseinandersprengt, die einzige Lebensspur in der Verödung. Sie öffnet vor dem forschenden Auge die Hallen der Vergangenheit, von deren Thore sie den schweren Riegel wegschiebt: mit festen Zinnen versehn ist die hohe Warte, von Schutt befreit der Burghof,

in welchem die Linde grünt und blüht, geschmückt und mit fröhlichen Gästen gefüllt die Kemnate; Kaiser und Könige halten Gericht, führen den Heerbann an, entscheiden über den Kampfpreis; in den Schluchten lauern Räuber und überfallen den wehrlosen Handelsmann; um Minnesold und Ehre dient der treue Ritter; Feen und Kobolde treiben ihr Spiel, bald boshaft, bald dem Menschen dienend, wenn er gutgeartet ist; heilige Männer durchziehn lehrend und betend das Land, und aus den Klöstern erschallt frommer Gesang; der Landsknecht, Heimath und Herrn wechselnd, je nachdem wo Kampf und Löhnung ihn hinrufen, zieht mit gewichtigen Waffen vorüber, ein ungern gesehener Gast; Kriegslärm umtobt Mauer und Graben, der Landmann wie der Städter sehnt sich nach friedlichen Zeiten und benutzt jeden Moment der Ruhe zur Erbauung und Verschönerung der Kirche, die seinen Wohnort ziert und die sich von ferne schon mit hohem Thurm und melodischem Glockenläuten als das Palladium verkündet, das Liebste und sorgsamst Gehegte im Glück wie in der Noth. Und es ist nicht immer ein bloßer Traum von der Vergangenheit. Mit eignen Augen sehn wir sie. Fest und innig ist sie mit der Gegenwart verwachsen. Ein Gang durch manche rheinische Stadt ist belehrender, denn eine Vorlesung über das Mittelalter. Ueberall stößt das Auge auf denkwürdige, durch eigenthümliche Schönheit ausgezeichnete, oder durch daran haftende Erinnerungen bemerkenswerthe Bauten. Sind auch des großen Karls Kaiserpaläste zu Ingelheim und Aachen

fast bis auf die letzte Spur verschwunden, ist der Königstuhl zu Rhense durch frevelnde Hand zerstört, sandte das Nachbarland mordbrennerische Rotten, um die rheinischen Ufer in eine Einöde zu verwandeln: noch stehn Denkmale der herrlichsten Baukunst, die Dome und Kirchen von Altenberg, Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Oberwesel, Mainz, Frankfurt, Oppenheim, Worms, Speier und Straßburg, jener Burg, die fränkische List Teutschland entfremdet; noch trotzt der Zerstörung, auch in seiner Verwaisung, das Heidelberger Schloß, der schönste rheinische Fürstensitz, und, Hohenschwangau im Baierland, wie dem nachbarlichen Stolzenfels ein Muster, erhob sich aus seinen Trümmern der Rheinstein, wiedergeboren zu einem heitern Dasein, von sorgsam treuer Hand gepflegt und geschmückt, unter dem Schutze der mächtigen Adlerschwingen eine gastliche Burg für ein teutsches Geschlecht, freudig begrüßt von zahllosen Wandrern, welche jeder neue Frühling zu diesem auch im Ernst und in der Einsamkeit schönen Ufer lockt.

Wir stehn auf einem reichen Boden. Der Schacht ist tief und ergiebig: wo der Bergmann anklopft, findet er Erz. Nichts ist bedeutungslos. Während das eine auf irgend einen Charakterzug eines bedeutenden Mannes sich gründet, den der Annalist übersehn, auf eine Begebenheit in seinem häuslichen Leben, die man nicht für wichtig genug gehalten, in lateinischen Chroniken neben der Erzählung großer Thaten zu stehn: bezieht anderes sich auf eine abgelegte Sitte des Volkes, auf

ein einst Geglaubtes, auf ein Erlebtes, Vorübergegangenes, Vergeßenes. Was uns fabelhaft erscheint, hatte seinen Grund. Betrachten wir es näher, streifen wir ihm das fremde, seltsame, abentheuerliche Gewand ab, so erläutert es nicht selten das was wir noch heut sehn und nach dessen Ursprung und Herkunft wir vielleicht lange vergeblich gesucht haben.

Zieht der Landschaftmaler am Strome dahin, so bieten seinem Auge so viele reizende Bilder sich dar, daß er nicht weiß, welchen er den Vorzug schenken soll, wenn es drauf ankommt, ihre Umrisse festzuhalten auf seinen Blättern. Sieht der Erzähler sich um nach Gegenständen für seine Darstellung, so findet er so viele, daß sein Gedächtniß ihm untreu zu werden droht. Es kommt auf die Wahl an unter diesem Reichthum. Wo aber so viel ist, wird die Wahl schwer.

Fleißige und gewissenhafte Sammler und Forscher haben längst die Masse des Stoffes an's Licht gezogen, untersucht, gesichtet. Es wäre überflüssig, bei Erwähnung geschichtlicher Arbeiten auf Schöpflins, Kremers, Schannats, Widders, Bodmanns, Vogts, Dahls u. v. A. Verdienste aufmerksam machen zu wollen: fast jede einzelne Stadt und viele einzelne Burgen haben ihren Geschichtschreiber gefunden. Hier, wo nur der romantische Theil der rheinländischen Historie in Betracht kommt, möge auch nur von den Vorgängern hiebei die Rede sein. Niklas Vogt verschmähte es nicht, in seinem großen Werke, das erst jetzt, nach des verdienstvollen Ver-

fassers Tode, ganz bekannt gemacht werden wird, die Sagen und Legenden zu erzählen, welche im Munde des Volkes leben; Aloys Schreiber veranstaltete die umfassendste Sammlung, mit besonderer Berücksichtigung der oberrheinischen Gegenden, und durch schlichte Darstellungsweise die zahlreichen Freunde verdienend, welche sie sich erworben hat. Wo der Poesie ein so ergiebiger Stoff geboten ist, konnte sie nicht feiern: wir begegnen den berühmtesten Namen teutscher Dichtung an den Ufern des vaterländischen Stromes, und wie bedeutend die Ausbeute gewesen ist, hat erst neulich die schöne und dankenswerthe Sammlung von Karl Simrock gezeigt, zu welcher dennoch eine nicht geringe Nachlese gehalten werden könnte.

Was nun das hiemit dargebotene und eingeführte Buch betrifft, so hat der Herausgeber, durch die freundliche Theilnahme geachteter Schriftsteller und Landsleute unterstützt, den Zweck gehabt, vorzugsweise solche Sagen zu wählen, die eine weitere Ausführung in Erzählungform zulassen: einestheils, weil er eine Einschränkung in Hinsicht des durch die Aufnahme der bisher zu wenig beachteten niederrheinischen Sagen sich mehrenden Stoffes für nöthig hielt, andrerseits, weil es ihm ersprießlich schien, durch eingewobene Schilderungen der Oertlichkeit wie durch Benutzung historischer Ueberlieferungen die Skizzen zu kleinen Gemälden abzurunden. Es konnte indeß dabei ebensowenig seine Absicht sein, sich streng an die Geschichte zu halten, was in wenigen dieser Erzählungen

nur geschehen ist, als das Gebiet des historischen Romans zu betreten. Ob erreicht worden, was er und seine Mitarbeiter sich vorsetzten: einen Begleiter auf der Rheinreise, ein Erinnerungsbuch für den Heimgekehrten zu liefern, mögen Andere entscheiden. Eine zweite Beschränkung ist eine geographische. Der Leser wird hier nämlich vom Niederlande her stromaufwärts geführt, bis da wo der Neckar seinen Namen verliert, und Heidelberg mit seinen Schloßthürmen, Speier mit dem Dom, in welchem die Kaiser schlafen, sich in den Fluthen spiegeln. Die oberrheinischen Gegenden sind ausgeschlossen: nur der Straßburger Dom steht als riesiger Schlußstein da — aber man besucht die Orte, wo der große Kaiser sein ruhmvolles Leben geendet, die wilden Eifelstriche, den Taunus und Odenwald und den Neckar bis Heilbronn, reich an Erinnerungen aus der Zeit des Ritterthums. — Der Herausgeber hatte sich ursprünglich vorgenommen, diesem Buche eine Reihe geschichtlicher und topographischer, wie auch literarischer Erläuterungen als Nachtrag beizugeben. Seine Entfernung von der Heimath wie von den zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlungen nöthigte ihn jetzt, wo die Nachricht, daß die Einsendung dieses Vorwortes verlangt werde, ihn überrascht, davon abzustehn. Er muß sich also begnügen, vorerst darauf aufmerksam zu machen, daß einige wenige Stücke der Sammlung (25, 27, 46) den Werken von Vogt, Schreiber und Grimm (Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße u. s. w.) entlehnt sind. Bei der Erzählung von der heiligen Ursula

muß auf Keverbergs Buch mit seinen Erläuterungen Hemlingscher Bilder verwiesen werden; bei der Geschichte vom Kölner Dombau, von Hermann Gryn, vom Magnus Albertus und von der wiedererstandenen Richmodis auf das Kölner altteutsche Taschenbuch, Weydens Vorzeit Kölns. Die Sage von Fastradens Ring erzählt schon Petrarca in einem Briefe an seinen Freund Colonna; die von der Abtei Steinfeld gründet sich auf eine Chronik in Versen. Die übrigen bedürfen nur weniger Erläuterungen, die man in Dahls Panorama und seiner Schrift über die heilige Hildegard, in Rousseau's Purpurviolen der Heiligen, in dem Sagenkranz des Fräuleins von Stolterfoth, in C. G. Brauns Schriften, in Gottschalks Ritterburgen, Schreibers Rheinreise und endlich in den größern Werken über teutsche Geschichte findet. Karl und Elegast ist eine freie Bearbeitung des altniederteutschen, neuerlich von H. Hoffmann von Fallersleben in dem IV. Theil der Horae Belgicae herausgegebenen altteutschen Gedichtes: Historie von Konink Karel ende von Elegast. Angeblich eine wahre Geschichte, zu deren historischem Verständniß vorauszuschicken ist, daß, wie Alberich in seinem Chronikon im J. 788 erzählt, unter Anführung Harderichs (hier Eggerich) gegen König Karl eine mächtige Verschwörung der Austrasier sich bildete, nach deren durch die Erscheinung eines Engels herbeigeführten Entdeckung Viele verstümmelt oder verbannt wurden. Ueber die Sagen des östlichen Ufers und des Neckars und deren Lokalität geben die mit Dank be-

nutzten Schriften von Gerning, Grimm, Kirchner, Jäger, Lang, v. Leonhard u. A. reichliche Auskunft. — Die Geschichte des Käthchens von Heilbronn, diese in ihrer fantastischen Anmuth so rührende Sage, ist nach dem Schauspiel Heinrichs von Kleist bearbeitet, der durch die Macht seines Genius die Städte und Burgen Schwabens in ihrem mittelalterlichen Leben und mit den mannigfaltigen Erscheinungen des Ritter- und Bürgerwesens und des Volksglaubens unserer Zeit vorzuzaubern wußte. — Die Nibelungensage als umfassende Skizze bearbeitet, begränzt, so weit sie dem Rheinlande angehört, die in diesen Darstellungen durchmessene Bahn so ziemlich an Anfang und Ende, dem burgundischen Worms angehörend, welches der Hauptschauplatz der Tragödie ist.

Der Herausgeber kann sich einer eigenthümlichen Empfindung nicht erwehren, indem er, umgeben von Szenen und Denkmälern einer andern Größe und eines andern Ruhmes, unter verschiedenartigen und dem gegenwärtigen Gegenstande ferneliegenden Studien und Beschäftigungen, diese Zeilen schreibt und im Begriffe steht, sie über die Alpen zu senden, um ein Buch einzuleiten, welches während eines einstweiligen Aufenthalts in Teutschland in den Jahren 1835 und 36 entstand. Wohin er auch den Pilgerstab gesetzt haben mag, nirgend und nie verließ ihn die Erinnerung an die Schönheit der Heimath.

Rom, am Neujahrstage, 1837.

* * *

Mehr denn sieben Jahre sind vorübergegangen, seit die obenstehenden Zeilen geschrieben wurden. In's Vaterland zurückgekehrt, sah der Herausgeber dieses Buches den Rhein und seine, in der Ferne auch von ihm in liebevollem Andenken bewahrten Ufer wieder. Mit gerührtem Herzen betrat er bei Basel dies Ufer, sah vom Straßburger Münsterthurme den Strom der Ströme und folgte

„seinen goldnen Wogen,
Die nach der Pfalz, dem Garten Teutschlands, zogen."

Neues Leben schien am Rhein erwacht. Verdreifacht die Zahl der Schiffe, die mit einer vor Jahren nicht geahnten Schnelligkeit ihren Lauf zurücklegen. Wie verjüngt die Städte, und in reizender Abwechselung Werke des Mittelalters zeigend neben Werken unserer Tage; überall sich erhebende Bauten; überall Gewerbfleiß, überall Zeichen des Wohlstandes. Die alten Dome wiedergegeben ihrer vorigen Würde und Schönheit, neue dem Boden entsteigend in der Kunstform, welche Teutschland mit Stolz die seinige nennt. Der Stolzenfels mit Thürmen und Zinnen sönirgleich wiedererstanden aus Schutt und Trümmern, gleichsam der Rückkehr der Zeiten harrend, wo der hohenstaufische Friedrich, der die Krone Siziliens mit der teutschen vereinigte, in seinen Mauern mit der engelländischen Braut zusammentraf: die königliche Wohnung Dessen, welcher wiederbeginnen hieß den Bau, zu dem Konrad von Hochstaden vor nahe an sechshundert Jahren den Grundstein, gelegt mit begeistertem

Wort den Grenzmarken der teutschen Lande verheissend eine trostreiche, glückliche, einige Zukunft.

Das Verlangen nach einer neuen Auflage eines Buches, welches Hunderte auf der Rheinfahrt begleitet, mußte unter Umständen wie diese dem Herausgeber doppelt willkommen sein. Er hat wenige Worte nur als Erläuterung hinzuzufügen. In der Hauptsache ist das Buch dasselbe geblieben, sorgsame Durchsicht und Ueberarbeitung abgerechnet. Einzelnes indeß ist hinzugekommen, Anderes weggeblieben oder durch Neues ersetzt worden, wobei der Herausgeber die geneigte Unterstützung von Seiten seiner Mitarbeiter dankbar anerkennt. Die Zahl der Schriften, welche sich mit dem Rhein, seiner politischen und Kunstgeschichte, wie mit seinen Volkssagen beschäftigen, ist in den letzten Jahren bedeutend gestiegen: Teutschland nicht nur, sondern England und Frankreich auch, haben beigetragen zur Bereicherung dieser Literatur. Wenn demungeachtet die vorliegende Sammlung viele Freunde erwarb, so darf der Herausgeber sich der Hoffnung hingeben, daß sie in ihrer jetzigen Gestalt, die er mit gutem Gewissen eine verbesserte nennen zu können glaubt, die alten Freunde bewahren und den Kreis derselben vergrößern werde.

Berlin, am Pfingstfeste, 1844.

Rheinlands Sagen,

Geschichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

St. Gertrudens Minne.

Was heißt Minne? — Eigentlich Gedenken; denn es war eine Zeit, wo Lieben und die Liebe in treuem Herzen bewahren, als untrennbar von einander gedacht wurden, wo — wie Jeder, der minnen konnte, auch lieben mußte, — so Jeder, der geliebt hatte, auch minnen mußte. Die Zeit ist längst vorbei, und jetzt ist es freilich ein himmelweiter Unterschied, — zu lieben oder die Liebe im heiligen stillen Andenken aufzubewahren; aber das Wort „Minnen" für „Lieben" ist geblieben. — Nur bei den Dänen noch heißt Minde: Gedenken, und eine Menge Gärtchen, Gütchen, Denkmale werden Christian's-, Frederik's-, Louisens-Minde genannt, welches so viel bedeutet als Souvenir de Chrétien ꝛc. Wir Teutschen haben, nachdem das Wort seine ursprüngliche Bedeutung veränderte, kein entsprechendes mehr, sonst würde nicht auf tausend Nadelbüchschen und Brieftaschen Souvenir stehen, sondern Minne.

Es gibt Menschen, die den Glauben hegen, ein recht lebhaftes Gedenken eines Lieben übe eine Art von Zauber auf denselben, so daß seine Seele gezwungen sei, in diesem Augenblicke bei demjenigen zu sein, der mit seiner Minne beschäftigt ist. Daß ein solcher Glaube seinen guten Grund hat, wird die Geschichte von Gertrudens Minne alsbald offenbaren. Auch gibt es andere Menschen, welche glauben, daß, da Jehovah dem Noah den Weinstock gezeigt habe,

bald nachdem die Wasser der Sündfluth sich verlaufen hatten, dieser gleich dem Regenbogen eine Art Bundeszeichen sei zwischen der Gottheit und dem Erdgebornen, und man keine Gelegenheit versäumen müsse, um seinen geheiligten Saft zu trinken. Eigends von Gott Begünstigte haben von jeher einen besondern Segen in der heiligen Traube gefunden, zumal wenn ihr Saft gepreßt war und gegohren hatte; und in vielen Weinländern geht die Sage, daß nicht nur alles Gift im Weine die verderbliche Kraft verliere, sondern daß auch der dem Andenken frommer Seelen geweihte Trank gegen Unheil aller Art den besten Schutz gewähre, besonders wenn der Wein unverfälscht und von edlem Gewächse ist. Ueberall ist man dieser Meinung befreundet und spendet gern dem Scheidenden, oder demjenigen, der etwas von Wichtigkeit unternimmt, einen Weihetrunk; aber nirgends ist dieser Glaube so eingewurzelt wie am Rhein, wo man nicht gerne irgend eine Gelegenheit vorüber gehen läßt, dem Scheidenden, Kommenden oder Weilenden einen Becher Weins zu reichen und mit zu genießen. Mancher Unerfahrene nennt daher die Rheinländer arge Schlemmer und Trinker. Aber dem Geschichtskundigen und besonders dem, der gern in den alten Büchern und Pergamenten, die den Vater Rhein umgeben, blättert, muß es bald kund werden, daß die Rheinländer nicht trinken, sondern St. Gertrudens Minne feiern, wie die Vorfahren schon die Minne Odin's und Freia's. Folgende Sage mag jeden Zweifler noch vollends bekehren.

* * *

Als die heilige Gertrud noch ein, obwohl sittsames, doch der Welt angehörendes Mägdlein war, führte sie ihren Namen Gertrud, die Vielgeliebte, mit vollem Rechte, denn Jeder, der die Jungfrau erblickte, fühlte den süßen Zauber ihres holdseligen Wesens. Besonders gab sich ein Ritter, stolzen Namens und tapferer Thaten, dergestalt ihr zu eigen, daß er seinen Sinn von allem andern Thun und Treiben ab- und einzig der holden Königin seines Herzens zuwandte, obgleich dieselbe

noch durchaus jung an Jahren und er wol dem Löwen zu vergleichen war, der sich von der Hand eines Kindes leiten läßt.

Gertrud war über alle Maßen mildthätig, eine Tugend, die sich bei ihr schon in den frühesten Jahren entwickelte, so daß sie zu wiederholten Malen im bloßen Hemdchen von ihren kleinen Streifereien heimkam, weil sie Alles, was sie auf sich trug, den Armen geschenkt hatte. Später zwar verbot ihr die Sittsamkeit eine solche Handlungsweise, indessen war sie durch ihre grenzenlose Freigebigkeit immer so arm an Baarschaft und Kleinodien, daß sie nicht selten einen Nothleidenden unbeschenkt entlassen mußte, was ihr jedesmal so tiefen Kummer verursachte, daß sie den ganzen Tag in Thränen zubrachte.

An einem jener Tage, als sich eine arme Hausmutter, deren Mann erkrankt war, in ihrer höchsten Bedrängniß an sie gewendet hatte, wagte es der Ritter, ihr ein Geschmeide, das er bei sich trug, zur Hülfe für die Nothleidenden anzutragen. Sie ergriff es mit dankbarer Begierde und eilte schnell damit in die Hütte der Armuth, wo sie den edlen Geber nannte, und den Haushalt in Freuden verließ. Der Ritter wollte anfangs Hoffnung für seine eigenen Werbungen aus der Hast entnehmen, mit der die Jungfrau die Gabe ergriff; aber wenige Tage belehrten ihn, daß durchaus nur Gertrudens Mildthätigkeit und keine irdische Liebe Theil hatte an ihrer Willfährigkeit, sich ihm zu verpflichten. Dennoch beglückte ihn die Freudigkeit, mit der die Vielgeliebte alle Gaben aus seiner Hand annahm, um sie augenblicklich wieder zu vertheilen, so sehr, daß er sein Vermögen nicht schonte, um ihr immer häufigere Spenden zukommen zu lassen. Es hatte sich durch dieses gemeinschaftliche Wirken für die Nothleidenden eine sehr innige Freundschaft für den Ritter in Gertrudens Herzen geregt, die indessen viel zu arglos war, um zu ahnen, daß ihre eigne schöne Gestalt den Ritter zur Liebe entflammt haben könne, so daß sie seiner Handlungsweise keine anderen Beweggründe beilegte, als diejenigen, deren sie sich bei der ihrigen bewußt war.

Als Gertrud achtzehn Jahre zählte, theilte sie ihrem Freunde eines Tages mit, wie sie entschlossen sei, ihr Leben ihrem lieben Herrn Jesu und seinem von ihr besonders verehrten Jünger Johannes zu widmen, und daher sich in ein Kloster von der Welt zurückziehen wolle. Die Weise der Jungfrau bei diesem Bekenntniß war so rein und überirdisch, daß der Ritter sich scheute, ihr seinen tiefen Kummer über den Vorsatz mitzutheilen, nur wagte er es sie zu fragen, ob sie denn nicht mit einigem Schmerz auf die Aussicht verzichte, einen Mann zu beglücken und Kinder an ihre Brust zu drücken. Worauf die Jungfrau ohne zu erröthen in holder Unbefangenheit erwiederte: daß sie nie einem Irdischen so zugethan sein könne, wie ihrem lieben St. Johannes, und daß sie schon jetzt Kinder wie Sand am Meere habe, da jeder Nothleidende ihr Kind sei. Der Ritter fühlte, daß er vor solchen Nebenbuhlern verstummen mußte, und beschwichtigte seinen Schmerz. Er sah Gertruden von der Burg ihrer Väter Abschied nehmen und in das Kloster ziehen. Sein einziges Glück bestand von jetzt an darin, die Jungfrau seiner Liebe von Zeit zu Zeit zu sehen, was die milde Regel des Ordens nicht verwehrte, wo er dann jedesmal nicht ihr, — denn das war ihm nicht mehr gestattet, — sondern ihrem Kloster reiche Geschenke darbrachte. Gertrud freute sich eines jeden solchen Besuches herzlich, und schloß ihren Freund täglich in ihr Gebet dermaßen ein, daß das Gefühl der Empfängerin immer rein und Gott gefällig blieb, während der Geber wol fühlte, daß ihm bei seinen Spenden weniger an den armen Nothleidenden lag, als an der holden Jungfrau, deren Dank ihn erfreute. Auch ruhte für ihn kein Segen auf seinem, seit geraumer Zeit mit Nachläßigkeit verwalteten Vermögen, und da er für keinen Zufluß von anderer Seite Sorge trug, so ward der Strom seines Reichthums nach und nach immer seichter, und bald war der letzte Tropfen in Gertrudens Kloster geflossen.

Eine düstre Verzweiflung bemächtigte sich bei dieser Entdeckung des Ritters, denn wie sollte er sich jetzt ihren Dank verdienen. Er sattelte sein Roß und machte einen wilden

Ritt über die Haide, immer bei sich erwägend, wie er es möglich machen möchte, durch seine gewohnte Freigebigkeit auch ferner Gertrudens holdes Lächeln zu gewinnen. Da scheute auf einmal sein Roß vor einem Dornenbusche, und als es noch schnaufend davor stand, erhob sich ein grüner Jäger mit einem mißgestalteten Beine und einer Hahnenfeder auf der Mütze, der hinter dem Busche geruht zu haben schien. Der Grüne wußte bald ein Gespräch einzuleiten, und war in nicht zu langer Frist so weit mit dem Ritter gekommen, daß er der Vertraute aller seiner Sorgen war. „Dafür, meinte der pferdefüßige Gast, gibt es Rath; alle Schätze der Erde stehen mir zu Gebote, und kein Bergmann versteht so tief zu graben, als ich. Seht dies Pergament, das mir nach sieben Jahren erst eure Seele zu eigen gibt, wenn ihr's mit eurem Blute unterschreibt. Besinnt euch nicht lange, und diese sieben Jahre hindurch sollt ihr haben, was euer Herz begehrt."

Der Ritter dachte nicht an seiner Seele Heil, sondern nur an Gertrudens Dank, wenn sie durch ihn sich in den Stand gesetzt sähe, allen Armen, von denen sie nur irgend hören könnte, zu helfen. Und schnell ritzte er sich eine Ader auf und ergab sich dem Teufel, indem er die Hahnenfeder des Grünen, die dieser zierlich zugespitzt von seiner Mütze nahm, in sein rothes Blut tauchte und seinen Namen an das Ende des Pergamentes setzte.

Jetzt eilte er heim und fand seine Geldkisten gefüllt. Jemehr er dem Kloster schenkte, desto reicher ward er. Aber nie berührte er zu seinem eigenen Bedarf einen Heller von dem gefährlichen Schatze, und lebte nach wie vor in Einfachheit und strenger Entsagung.

So vergingen sieben Jahre, und Gertrud war Aebtissin ihres Klosters geworden, ohne daß ihre geistliche Standes-Erhöhung den freundschaftlichen Verkehr mit ihrem Ritter im mindesten unterbrochen hatte. Der Tag, wo alle Herrlichkeit des Armen ein Ende haben sollte, war heran genaht, und der Ritter beschloß den Morgen noch einmal zu Gertrud zu gehen, um dann den Nachmittag zur Hölle zu fahren. Als er scheiden

wollte, kündigte er an, daß er am Vorabend einer großen Reise sei, und seine Freundin wol lange nicht wiedersehen werde. Gertrud sagte: „Des Herrn Wille geschehe! Aber eins müßt ihr mir nicht abschlagen, vor dieser weiten Reise: nämlich noch einmal unter St. Johannes Weihe auf meine Minne zu trinken, denn ich möchte wohl sicher sein, daß ihr in der Ferne meiner nicht vergäßet, wie euch denn auch andererseits der Weihetrank meines Heiligen vor allem Uebel bewahren wird."

Mit zerknirschtem Herzen trank der unglückliche Ritter Gertrudens Minne, schwang sich auf's Roß und sprengte mit verhängtem Zügel jener Haide zu, wo er sein Verderben zu finden gewärtig war. Auch sah er schon von Weitem den grünen Jäger, mit seiner Pergamentrolle in der Hand, am Dornbusch stehen, und er zog den Zügel an und ritt langsamer hinan, Gertrudens mit innerer Seelenangst gedenkend. Da prallte plötzlich der Grüne einige Schritte zurück, und rief, indem er das Pergament von sich warf: „Da habt ihr euren Kontrakt zurück; — sie sitzt ja hinter euch mit ihrem Heiligenschein und wehrt mich ab." — Und mit diesen zornig gesprochenen Worten war der Jäger verschwunden, und auf der kahlen Haide war nichts zu sehen als das zerknitterte Pergament. Der Ritter ritt nach Hause und fand in seinen Kisten den ganzen Schatz unversehrt liegen. St. Gertrudens Minne hatte ihn geheiligt.

Plüddemann del

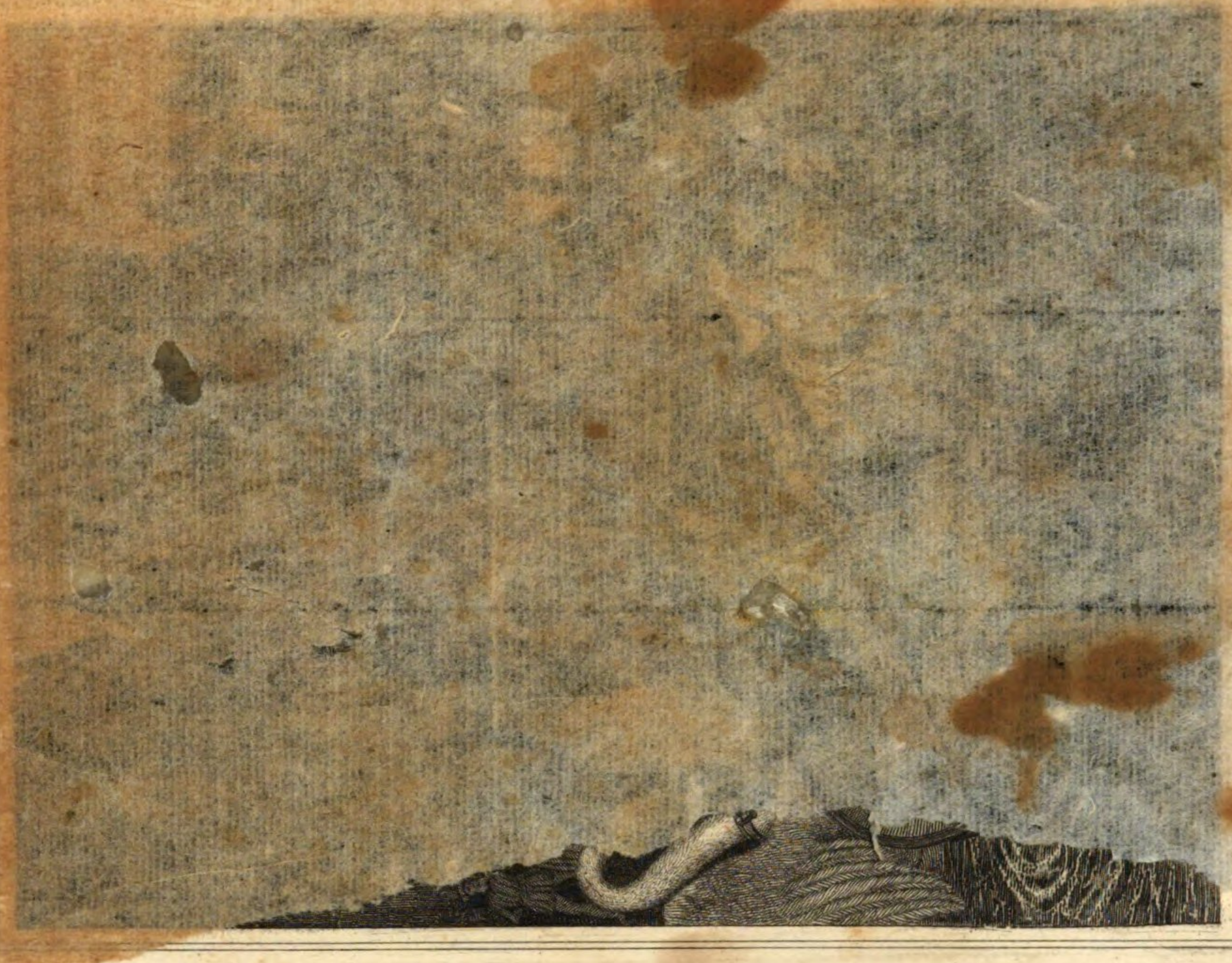
Ch A Schuler fils sen sculp

Der Schwanenritter

(Zu dem Bilde I, erfunden von G. Plüddemann, gestochen von H. A. Schaller.)

In der Stadt Nymwegen, im Niederlande, war ein gewal-
tiges Prangen und Treiben. Ritter und Knappen eilten her
und hin, Reisige und Trabanten gingen in ihren Rüstungen
in bunten Anzügen auf und ab, schöne Frauen füllten von
Fenster zu Fenster die Ecken der hohen, mit spitzen stufenförmig
gebauten Giebeldächern versehenen Häuser. Es war ein
ungewohntes Leben, und die vielen Fremden, welche von
allen Seiten herbeigeströmten, konnten kaum für sich, für ihre Be-
diener und Rosse, nur mit Mühe Unterkommen finden.

Die Ursache dieses Volkszulaufs will ich berichten. König
Heinrich war in Nymwegen angekommen, um die Klage der Her-
zogin von Brabant gegen ihren Schwager zu vernehmen, und ihre
Angelegenheit wo möglich in Güte zu schlichten. Die Angelegen-
heit verhielt sich nämlich so: Gottfried, Herzog von Bouillon
und Brabant, den das nach dem Morgenlande gehende Kreuz-
heer um seiner erprobten Weisheit und Tapferkeit willen, zu
seinem Anführer erwählt, und welcher sich durch die Eroberung
Jerusalems und Befreiung der heiligen Stadt aus den
Händen der Ungläubigen zum gefeiertsten Helden emporgeschwungen hatte, war in Palästina unter-
wegs männlicher Erben gestorben. Er hatte jedoch in einer
von seinen Vasallen genehmigten Urkunde verfügt, daß sein
Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte.
Hierauf kehrte sich aber Gottfrieds Bruder, der mächtige



Der Schwanenritter.

(Hierzu das Bild I, erfunden von H. Plüddemann, gestochen von Ch. A. Schuler.)

In der Stadt Nymwegen, im Niederlande, war ein gewaltiges Drängen und Treiben. Ritter und Knappen eilten her und hin, Reisige und Trabanten gingen in ihren Rüstungen und reichen Anzügen auf und ab, schöne Frauen füllten von früh bis spät die Ecken der hohen, mit spitzen stufenförmig zulaufenden Giebeldächern versehenen Häuser. Es war ein ganz ungewohntes Leben, und die vielen Fremden, welche von allen Seiten herbeiströmten, konnten für sich, für ihre Begleiter und Rosse, nur mit Mühe ein Unterkommen finden.

Die Ursache dieses Volkszulaufs will ich berichten. König Karl war in Nymwegen angekommen, um die Klage der Herzogin von Brabant gegen ihren Schwager zu vernehmen, und ihre Streitsache wo möglich in Güte zu schlichten. Die Angelegenheit verhielt sich nämlich so: Gottfried, Herzog von Bouillon und Brabant, den das nach dem Morgenlande ziehende Kreuzheer, um seiner erprobten Weisheit und Tapferkeit willen, zu seinem Anführer erwählt, und welcher sich durch die Eroberung Jerusalems und Befreiung der heiligen Stätten aus den Händen der Ungläubigen zum gefeiertsten Helden der Christenheit emporgeschwungen hatte, war in Palästina ohne Hinterlassung männlicher Erben gestorben. Er hatte jedoch in einer von seinen Vasallen genehmigten Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich aber Gottfrieds Bruder, der mächtige

Sachsenherzog, nicht: er berief sich auf das Salische Gesetz, welches die Weiber von der Nachfolge in der Regierung ausschließt, und bemächtigte sich des Landes, über welches sein Bruder geherrscht, nicht achtend auf die Vorstellungen und Klagen der Wittwe und der Waise, welche endlich an den König selbst sich zu wenden beschlossen.

Auch der Herzog von Sachsen war nach Nymwegen gekommen, und stand der gegen ihn erhobenen Klage Antwort. Als nun eben das Gericht angehen sollte, wobei die meisten der Anwesenden, aus natürlichem Mitgefühl für die trauernden Frauen, wol im Herzen zu Gunsten der verwittweten Herzogin und ihrer schönen Tochter Beatrix sich aussprachen, während sie dennoch an einem guten Ausgange ihrer Angelegenheit verzweifelten, da erhob sich ein großes Getöse, ein Schreien und Rufen, das von den Ufern des Rheines herzukommen schien. Und als der König nebst vielen Andern an das Fenster trat, um die Ursache des Tumults zu erforschen, siehe, da erblickte er einen schneeweißen Schwan, der den Strom heraufschwamm, und an einer silbernen Kette ein Schifflein nach sich zog. In dem Schifflein aber schlief ein Ritter, sein Haupt ruhte auf dem Schilde, neben ihm lagen Helm, Halsberg und Panzerhosen. Der Schwan zog die schwere Last als ein guter Seemann durch die Fluth und gegen die Strömung an, denn das Schifflein hatte weder Segel noch Mastbaum. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich über die seltsame Erscheinung, und als das Schifflein sich dem Gestade näherte, vergaß Jedermann die Klage der Frauen und lief hinab an's Ufer, wo das Volk dichtgedrängt stand, und mit manchem Ausruf des Erstaunens dem Wunder zusah.

Unterdessen war der Ritter erwacht, hatte seine Rüstung angelegt und war an's Land gestiegen. Der König empfing ihn freundlich, nahm ihn bei der Hand und geleitete ihn nach der Burg. Beim Weggehen aber wandte sich der Ritter zu dem Vogel, der mit ihm gekommen war, und verabschiedete ihn mit den Worten: Fliege wieder heim, lieber Schwan;

wenn ich dein künftig bedarf, kann ich dir wol wieder rufen, und du kehrest getreulich zu mir zurück. Kaum hatte der Schwan die Anrede vernommen, so schlug er mit dem blendendweißen Flügelpaar, hob seinen Hals und war in wenig Augenblicken mit dem Schifflein Aller Augen entrückt. Jeder schaute den fremden Gast neugierig an, und manches Wort flüsterte ein Nachbar dem anderen in's Ohr, denn das Abentheuer schien ihnen gar zu räthselhaft. Karl trat wieder in den hohen Saal und nahm seinen frühern Sitz ein, worauf er den Streitenden zuwinkte, mit der Darlegung ihrer Gründe zu beginnen; dem Fremdling aber, dessen Ankunft das Gericht unterbrochen hatte, wies er einen Platz unter den übrigen Fürsten und Großen an.

Die Herzogin von Brabant, ihre Tochter Beatrix an ihrer Seite, hub nun an ihre Klage ausführlich vorzutragen, indem sie sich auf den Erbvertrag ihres verstorbenen Gemahls berief, in welchen alle seine Lehnsleute eingewilligt. Hierauf vertheidigte sich der Herzog von Sachsen, indem er als Bestätigung seiner Ansprüche und Rechtfertigung seiner Besitznahme der brüderlichen Lande, auf das allgemeine beobachtete Herkommen und die bestehenden Rechtsverhältnisse sich bezog. Und als er sah, daß der König zauderte, und nicht wußte welchen Entschluß er zu fassen habe, da erbot er sich zum Kampfe für sein Recht, und forderte, die Herzogin solle ihm einen Ritter entgegenstellen, das ihrige zu beweisen.

Karl gab dem Vorschlage seine Zustimmung, denn, in Wahrheit, er sah sich dadurch aus einer peinlichen Verlegenheit gerissen, indem er die Entscheidung vom Waffenglück abhängig werden ließ. Die Herzogin hingegen erschrack heftig: der Herzog von Sachsen war ein streitbarer Held und von Wuchs schier ein Riese, so daß Niemand ihn zu bestehen wagte. Vergebens ließ sie die Augen im Kreise schweifen; sie begegneten wohl mitleidigen Blicken, fanden aber Niemand, der für sie zu kämpfen sich erboten hätte. Beatrix weinte und sprach: „So müssen wir denn verderben und unsern Gegner obsiegen sehen, weil kein Ritter das Schwert für

uns erheben will!" Da trat der Jüngling, welchen der Schwan an's Land gezogen hatte, vor den König und gelobte, der Frauen Kämpfer zu sein.

Ein schwerer Stein fiel von der Brust Mancher, die es vernahmen, obgleich Viele fürchteten, der Fremde, hochgewachsen, aber mehr schlank denn kräftig, werde dem Herzog nicht gewachsen sein. Die beiden Frauen, welche schon am guten Ausgang ihrer Sache verzweifelten, hatten nur stummen Dank im Blicke. Auf dem freien Platze vor der Königspfalz wurden sogleich Schranken errichtet; der Sachsenfürst und der Schwanenritter gingen, sich vollständig zu rüsten, und erschienen bald darauf wieder mit heruntergelassenem Visir. Eine unzählige Menschenmenge umgab die herumstehenden Edeln und die Trabanten, welche nur mit Mühe das Volk zurückhielten. Der Kampf war lang und hartnäckig, denn Beide führten ihre Waffen mit großer Kraft und Gewandheit. Endlich traf ein gewaltiger Hieb den Helm des Herzogs, er taumelte und sank nach ein Paar Augenblicken zu Boden. Als man sein Visir öffnete, war er verschieden.

Da begrüßte lauter Zuruf den Sieger; der König verließ seinen hohen Sitz und führte ihn in den Saal zu den Frauen, welche mit der größten Herzensangst dem Ausgange entgegen geharrt hatten. Mit welchen Dankesbezeugungen empfingen sie ihren Ritter! Karl sprach nun der Herzogin ihr Erbe zu, das kein Gegner oder Verwandter mehr in Anspruch nahm, und als alle auseinander gingen, nachdem sie ihr Glück gewünscht zum guten Erfolge, folgte der Fremde gerne der Einladung der Frauen, ihnen auf der Rückkehr nach Cleve, wo sie zu wohnen pflegten, das Geleite zu geben.

In der Burg zu Cleve nun verlebte der Schwanenritter, den man unter keinem andern Namen kannte, glückliche Tage. Das Volk pries ihn, wo er sich sehen ließ, denn es liebte die Herzogin und sah in ihm ihren Erlöser. Die Blicke der schönen Beatrix gestanden ihm bald, daß mehr noch als das Gefühl der Dankbarkeit sie an ihn fessele: mit Freuden sah die Mutter die Neigung, welche beide verband, denn nun

wußte sie, daß sie auch ihrem Lande und Volke einen Helden und Edelgesinnten schenken könne, zum Ersatz für den Verlust ihres tapfern und frommen Gemahls. Nicht lange Zeit verging, so war Beatrix die beglückte Braut des Ritters; aber er steckte ihr nicht eher den Ring an, bis sie ihm die heilige Versicherung gegeben hatte, daß sie nie und zu keiner Zeit fragen werde, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei. Wenn sie es thue, so werde sie ihn unwiederbringlich verlieren: sein Geschick sei an diese Frage geknüpft.

Jahre vergingen. Das Land war ruhig und glücklich, denn der Ritter regierte es mit Milde und Festigkeit, und der Ruf seiner Weisheit und Tapferkeit, welcher überall hin sich verbreitet hatte, hielt jeden Feind von seinen Grenzen ab. Beatrix war Mutter zweier Knaben geworden, die zu werden versprachen, wie ihr edler Vater. Oft hatte sie in stillen Stunden darüber nachgesonnen, was es wol sein könne, das ihren Gatten abhalte, seine Herkunft wissen zu lassen. Mehr denn einmal schwebte die Frage ihr auf den Lippen, aber Furcht sowol als ihr gegebenes Versprechen hielten sie zurück. Nachdem aber viele Zeit verflossen war, und sie endlich nicht mehr ertragen konnte, daß sie nicht wissen sollte, wer ihrer Kinder Vater sei, als auch die von ihrem Gatten einst ausgesprochene Drohung ihrem Geiste nicht mehr so lebhaft gegenwärtig war, that sie einst in der Nacht die verbotene Frage. Da erschrack der Ritter auf's äußerste. Beatrix, sprach er mit wehmüthiger Stimme, du selbst hast nun dein und mein Glück vernichtet. Ich muß von hinnen, wie ich dir einst am Trauungstage sagte — nichts vermag mich hier zu halten.

Kaum war der Morgen angebrochen, so war die ganze herzogliche Burg von Cleve in Bewegung. Die Herzogin war ein Bild des größten Jammers; ihr Gemahl ging stumm und ernst durch die Räume umher, um Abschied zu nehmen von den Orten, die sein Glück gesehen. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, da sah man einen Schwan den Strom herauf schwimmen, ein Schifflein nach sich ziehend.

Der Ritter legte dieselbe Rüstung an, in welcher er an jenem verhängnißvollen Tage nach Nymwegen gekommen war. Er ließ sich dann seine beiden Kinder bringen und küßte sie, schloß die verzweifelnde Mutter noch einmal in seine Arme, und trat dann hinaus auf den Platz, der an den Rhein stieß. Der Schwan war bis an's Ufer geschwommen und schien dort zu harren; alle Bewohner der Stadt hatten sich versammelt: sie fielen ihrem Herrn zu Füßen, und baten ihn flehend, er möge bei ihnen bleiben und sie nicht verlassen. Aber die Erfüllung dessen, was sie verlangten, hing nicht ab von seinem Willen. Der Ritter sprach noch einige Worte des Abschiedes, indem er ihnen dankte für ihre Anhänglichkeit und Treue, und ertheilte dann dem ganzen Volke seinen Segen. Hierauf trat er in's Schiff, warf noch einen letzten Blick auf die Burg und auf die voll Bekümmerniß ihm Nachschauenden, fuhr den Rhein hinunter und kehrte nimmer wieder.

Beatrix kam anfangs das ganze Ereigniß wie ein Traum vor. Ach, es war nur zu traurige Wahrheit. Nichts vermochte sie zu erheitern und zu trösten, und ihre Mutter, die alte Herzogin, mußte noch am Lebensabende den Schmerz haben, ihre einzig geliebte Tochter dahinwelken zu sehen, im Lenze ihrer Tage und der Blüthe ihrer Schönheit. Oft sah man sie von früh bis spät auf dem Söller der hohen Burg sitzen, den Busen voll Gram und Reue, das Haupt auf die Hand gestützt, den Blick sehnsüchtig nach der Gegend hingewandt, wo ihr edler Gatte verschwunden war. Bisweilen, wenn ein weißes Segel in der Ferne auftauchte, pochte lauter ihr Herz, denn da hoffte sie, er könne wiederkehren. Aber es war vergebens. Die Segel nahten und schwanden wieder, aber es war nicht das Schwanenschifflein. So gingen nicht viele Monde vorüber, da hatte sie sich zu Tode gehärmt, und die Ihrigen beweinten den doppelten Verlust.

Die Herzogin, allein geblieben in der verwaisten Burg, zog ihre Enkel auf in Gottesfurcht und edlen Gesinnungen. Aus ihrem Saamen stammten mehrere Geschlechter, die von

Geldern sowol als von Cleve, die Grafen von Rheineck und manche andere am schönen Rhein; alle führen den Schwan im Wappen, zur Erinnerung an ihren Ursprung. Das Schloß zu Cleve hat zwar längst seine angestammten Beherrscher verloren, aber auf seinem hohen Thurme steht der Schwan, weit umherschauend über Strom und Land, und heute noch knüpft sich das Andenken des unbekannten Ritters und der schönen Beatrix an diesen Schwanenthurm.

Die Solinger Klingen.

Es war der Christfestmorgen des Jahres 1561, als, während noch der Morgenstern hell am unbewölkten Himmel glänzte, zu Solingen die Kirchenglocken gar heiter läuteten, die Kerzen auf den Altären brannten und in der Kirche zu den feierlichen Tönen der Orgel der Gesang der Gemeinde erklang, in herzerhebender Andacht das Jahresfest der Geburt des Herrn und Heilandes zu begehen. Noch war der Gesang nicht verklungen, als ein Mägdlein hastig aus der Kirchenpforte trat, und ängstlich um sich schauend und lauschend die Stufen des Gotteshauses hinabstieg. Auf dem Kirchhofe blieb sie stehen, und ließ, während Gesang und Orgelspiel noch forttönten, das Haupt sinken. Bald aber erhob sie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenstern hell hernieder leuchtete, und sprach betend:

„Du weißt es, wie meine Mutter auf ihrem Todeslager Severins Hand in die meinige legte, und mit schon brechender Stimme sprach: Haltet fest an einander in Freud' und Leid; denn ich fühle es in mir, ihr seid für einander bestimmt. Tritt euch aber das Unheil entgegen, so harret aus; der Gram der Liebe macht sie selbst uns noch lieber. — Du, mein Vater im Himmel! das Unheil und der Gram sind gekommen, sollte ich nun nicht thun, wie mir die Mutter gesagt hat?"

Martha, Martha! flüsterte es jetzt hinter dem Hollunderstamme her, der seine kahlen, weißbeschneiten Zweige ge-

fpenstig von der Kirchhofsmauer ausstreckte. — Bist du es Severin? fragte das Mädchen. — Ja wohl, ich harrte dein schon am Grabe der Mutter — war die Antwort. — Ich komme — erwiederte Martha. Der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die Kirche verließ, um von dir zu vernehmen, was mein Vater dir gestern Abend geantwortet hat.

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuze im Winde rauschten, und Severin begann: Holde Martha! mache dir keinen Vorwurf daraus, daß du mich hier anhörst; der Herr ist überall, wo nichts Böses geschieht. Und wollte es sich denn anders thun lassen, daß ich dich zum Letztenmal spreche? — Zum Letztenmal? fragte Martha mit bebender Stimme. Du willst fort? — Sieh — fuhr er fort, da Martha schwieg, weil sie ihr stilles Weinen nicht verrathen wollte — ich dachte es recht gut zu machen, daß ich gestern nicht eher zu deinem Vater ging, bis aus allen Fenstern die Christbäume mit tausend Lichtern leuchteten, indem ich ihn bei dir zu finden glaubte. Allein Hedwig sagte mir, er sei noch immer in seinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenschmiede beschäftigt. Da pflegt er gewöhnlich mürrisch zu sein, wenn man ihn stört; indeß ich hatte dir versprochen, an dem Tage mit ihm zu reden; und so ging ich hinein. Mit düsterm Blick empfing er mich, und fragte, was ich wolle? Meister — begann ich — ich bin noch nicht so lange bei euch, als ich sein mögte; aber ich halt's nicht aus, wenn ihr nicht endlich mir euren Segen gebt, und sprecht: geh wieder zu meiner Martha; du sollst mein Sohn werden. Ich wollte noch mehr sagen; aber er schloß mir auf einmal den Mund mit dem schwersten Nein, das ich je in meinem Leben gehört habe. Da er mich nun so betroffen sah, fügte er allerlei hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenschmied und ihm ein werther Geselle sei, wenn er auch meinen Umgang mit seiner Tochter und den Calvinisten nicht leiden möge. — Hab' ich dir's nicht gesagt? unterbrach ihn Martha. Aber Severin schüttelte den Kopf und er-

wiederte: Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenschmieden um, die aus ihrer Vaterstadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei auch Aug' und Ohr nicht schließe, so will ich dennoch als ein guter katholischer Christ leben und sterben. Das sagte ich deinem Vater; und er schlug's nicht in den Wind, sah aber eine Zeitlang starr vor sich hin, wie einer, der mit sich selbst einen Kampf schlichtet. Endlich athmete er tief und sagte: Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut ihr auch beim Amboß seid. Das befremdete mich, und machte mich warm, so daß ich rief: Wenn mein Glück vom Amboß zu holen ist, so gebt's nur immer in meine Hände, Meister; ich lasse es euch wahrhaftig da nicht liegen. Er aber lachte fast höhnisch auf und entgegnete: Nun, so wißt denn kurz und gut: ich bin ein verarmter Mann. Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei kostspielige Versuche wollte ich das Geheimniß, Damascener-Klingen zu fertigen, gewinnen. Es ist aber mißglückt, und doch habe ich mich schon gerühmt, es zu können. Ich bedarf eines reichen Schwiegersohns, um vielleicht auch dessen Geld durch den Rauchfang zu jagen; denn nicht leben will ich, soll ich's mit Schande thun. Nach diesen Worten wandte er das Auge wieder von mir, und stierte den Boden an. Ich stand da, unruhig und sinnend; jetzt aber möchte ich Gott fragen, ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem Meister schaffen, daß er des Geheimnisses kundig würde, wenn er mir seine Tochter verspräche. Und wie nun Herz und Hoffnung beredt sind, stellte ich ihm vor: ich wollt gen Damaskus ziehen, und dort so lange den Klingendienst treiben, bis ich den Türken die Kunst abgelernt hätte, dann aber heimkehren und dich als mein Weib umarmen. Da zuckte ihm wieder ein Lachen um den Mund, wozu ich die Worte vernahm: Nun so zieht nach Damaskus! Ein Jahr lang will ich euch meine Martha aufheben. Habt ihr dann euer Wort nicht gelöst, so bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter habt ihr aber weiter keinen Verkehr; und nun schlaft euch Kräfte zur Reise. So mußte ich denn gehen,

und stahl nur noch die Gelegenheit, der Hedwig zu sagen, daß ich euch hier zu sprechen wünschte. —

Tief betrübten Herzens hörte Martha Severins Worte, und ihm die Hand drückend, warf sie ihm mit unterdrücktem Schluchzen vor: Mußtest du denn Alles gleich zum äußersten treiben? Nun willst du fort! — Ja, und das gleich — redete Severin drein, ihre Hand festhaltend — dort liegt mein Ränzel, und von hier aus wandere ich zur Straße, die gen Damaskus führt. Ein Jahr ist rasch vorüber! Lebe wohl, gute Martha, gedenke mein, und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen lasse. Sollte ich aber nicht zurückkehren —

Hier brach ihm die Rede, so daß eine Pause entstand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig gesprochenen Worten: Gott segne euch, und lasse euch bei einander. Und siehe — ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit schwarzem ritterlichen Kleide, legte seine Rechte auf die Hände des liebenden Paares. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angesicht an Severins Schulter.

Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau! begann der Fremde. Worte und Blicke, die euch furchtbar sein könnten, liegen längst hinter mir. Für euch aber, junger Geselle, habe ich Hülfe. Am Sylvestertage, wenn — dem Himmel sei Dank! — wieder ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, dem Strom der Wupper entlang, in den Wald hinein, bis ihr die Fackel auf einem Thurme brennen seht. Dort rufet den Namen Johannes; die Pforte wird sich aufthun, und ich werde euch die Reise nach Damaskus unnöthig machen.

Severin sah den Fremden, der in der Morgendämmerung ein geisterhafter Anblick war, bedenklich an, bevor er fragte: Seid ihr ein Waffenschmied, Herr? — Ein Waffenschmied? entgegnete Jener; wol habe ich mein Lebelang Waffen geschmiedet wider mich selbst, ich fühle ihre Schärfe, und dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen ruhigen Tag gewinne. Du kommst? — Verzeiht, Herr! begann Severin

verlegen. Der Fremde aber fuhr trotzig auf: Nun so laß es, Thor! Doch sich vor die Stirne schlagend, setzte er begütigend hinzu: Nein, laß es nicht! Zieh' nicht von deiner Liebe! Dein Ziel ist weit, und der Menschen Gunst hat kurze Weile. Willst du dein Glück ergreifen, hast du Muth, so komm zur rechten Stunde! — Der Fremde wandte sich, und heftig rief Severin ihm nach: Ich komme. — Was hast du gethan? fragte Martha entsetzt. Severin aber antwortete: Mit Gott nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen.

Eben zog die andächtige Menge wieder heim unter dem Geläute der Glocken aus dem Gotteshause, und Martha, ihrem Geliebten zuflüsternd: Noch einmal muß ich dich sprechen, ehe du dein Vorhaben ausführst — schloß sich an Hedwig, die gleichfalls aus der Kirche kam, und um ihre Unterredung mit Severin wußte. Severin aber nahm sein Ränzel, und schritt gedankenvoll wieder in seine Herberge.

In den nächsten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwiespalt mit sich selbst seine calvinistischen Freunde, die Genfer Klingenschmiedgesellen; besuchte die Kirche fleißig in den Festtagen, sich berathend im Gebete, und verstohlen wechselte er hier zuweilen ein Wort mit Martha, die ihn mit den inbrünstigsten Bitten von dem gefährlichen Gange abzumahnen suchte. Er aber beharrte bei seinem Entschluß, und es fügte sich nicht, daß er nochmals der Geliebten sein volles Herz ausschütten konnte. Von Hedwig vernahm er nur, daß Martha niedergeschlagenen Sinnes und scheu, wie eine Kranke, im Hause umherwandle. —

Der Sylvestertag war da. Am Sylvesterabend, als die Glocke vom Kirchthurm die neunte Stunde verkündete, nahm er nichts mit sich als sein Crucifix, und stand lange vor Martha's Hause. Obwohl er nun zuweilen des Meisters Stimme im Gespräch mit seiner Geliebten zu hören glaubte, ward doch Niemand sichtbar, so daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht. Die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, hatte das Ansehen, als habe sie sich festlich

angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem ungetrübten Blau hernieder, die armen Wanderer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernst seines Weges, Gott und seinen Schutzpatron anrufend. Dennoch ward ihm die Brust enge, als er endlich den Thurm vor sich sah, den er am Tage zu finden sich vergeblich gemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen stand er da, hinaufschauend nach der Fackel, die ihren düstern Qualm in die reine Luft hinaufwirbeln ließ, und die Stimme versagte ihm mehrmals, als er: Johannes rufen wollte. Sich zusammenraffend legte er endlich sein Crucifix an die Pforte, und kräftig erklang nun der Name; aber der vielfache Wiederhall machte ihn in dieser nächtigen Oede abermals schaudern. Die Pforte that sich auf, und ein Willkommen tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemache, zu dem eine Steige hinanführte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte, und ihn näher rief. Eben so gekleidet wie damals war nur das graue Haupt ganz entblößt, und ein großes Buch hielt er im Arm. Um ihn her stand allerlei Geräth; auch einen Amboß gewahrte Severin, so wie Alles, was zum Waffenschmieden dienen konnte.

Tretet näher! begann der Alte düster, und geht an's Werk; es soll rasch gethan sein. Severin zögerte noch; endlich fuhr's ihm heraus: Herr, ich bin gekommen, damit ihr nichts Uebeles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beschuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht mit Sünden erkaufen. Sprecht also: wollt ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder — ? Er wagte nicht, weiter zu sprechen; denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er wie in einem Anflug von Wahnsinn sprach: Haltet ihr auch Erkenntniß und Wissen für die Feuertaufnamen des Satans? Auf unserem dürftigen Planeten sind sie freilich jetzt noch wenig nütze; aber seine trügerisch festgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber so tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er steigt und steigt, bis der rechte Gedanke plötzlich den

Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf eure Klingen, Freund, ruft bei jedem Schlage einen eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, ist der tödtlichste Feind des Geistes, und alle Gedanken sind dann ein nichtiges Chaos, oder sie sind die Wucht aller Lasten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig lassen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's euch weiter, wenn ein Unglücklicher euch euer Glück bietet? Greift zu, in wessen Namen ihr wollt. Mir ist das und Alles gleich! — Doch wie könnt ihr fassen, was mir selbst entging? Schmiedet also eure Waffen im Namen Gottes! Dabei ergriff er einen Stab, und schlug in die Kohlenmasse auf dem Heerde, daß die Flamme hoch auf-loderte, und genau zeigte er nun dem verstummten Lehrlinge, wie er durch Benutzung der Elemente seinen Zweck erreiche, so daß eine der schönsten Damascenerklingen in Severins Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

Wollt ihr's nochmals üben, fragte der Alte. Doch Severin entgegnete: Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das habe ich sicher für alle Zeit. Doch wie soll ich nun danken, und wer ist es, den ich im Gedächtniß als meinen höchsten Wohlthäter bewahren muß?

Verleugnen mag ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken schlauer Thoren und thörichter Kinder, verhaßt mir selbst, weil ich mich hoch über das Gefühl stellte, und nun dennoch fühle. Ich heiße Johannes Faust. Zittert nicht! Die Menschen zählen mich schon zu den Todten, zu früh und dennoch zu spät. Geht mit eurem Gott, und denkt meiner nur, wenn ihr Hülfe bedürfet. So sprechend schlug er mit seinem Stabe in die Flamme. Rauch und Dampf ballten sich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er sich entsetzt schüttelte, wie aus einem schweren Traum erwachend, obwol die Klinge in seiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte. —

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als er wieder in Solingen eintraf, und mit freudigem Schrecken seinen Meister und seine liebliche, jetzt aber todtbleiche Martha fand. Sie hatte ihrem Vater Alles erzählt, und in ihrer steigenden Angst nicht eher geruht, bis jener ihr folgte, zu schauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete sein Abentheuer, und reichte dem Meister die Klinge hin, versichernd er wolle ihm nun Tausende gleich dieser fertigen. Der Meister nahm bebend die Klinge, und als er sie betrachtete, wechselte in seinem Angesicht die Flamme des Zorns mit der Bläße des Neides, und wüthend rief er aus: Habe ich meine besten Jahre vergeblich daran gesetzt, das Geheimniß zu suchen, damit ich nun sehe, wie ein tückischer Kobold dem, der sich noch gar nicht darum mühte, das übergibt, was mir mein Geld raubte, und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf scheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper steh' ich vor dem, der mein Meister ward durch ein zudringliches Ungefähr.

Mit den mildesten Worten strebten Severin und Martha ihn zu beschwichtigen; doch in dem Alten glühte es immer unbändiger auf, bis er sprach: Ihr wolltet gen Damaskus ziehen, und thatet es nicht; ich bin meines Wortes quitt. Aber halten werde ich's, wenn ihr mir Eins schwört. Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte; nimmer aber ertrage ich's, in meiner Werkstatt solche Klingen fertigen zu sehen. Bevor ich nicht die Augen geschlossen, darf keiner in Solingen mit dieser Kunst prunken; ja — nur eurem Sohne sollt ihr sie dereinst lehren, und er mag den Ruhm dieser Wissenschaft haben. Schwöret ihr das? Ich schwöre es! sagte Severin, und reichte seiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft wenn in drangvoller Zeit er sich durch sein Geheimniß die Fülle des Wohllebens hätte herbeiführen können, stand er am Amboß, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha nach dem Tode ihres Vaters rieth, sich an heiliger

Stätte von dem Schwur entbinden zu lassen, schüttelte er sein Haupt, und arbeitete nur rüstiger im Bewußtsein, jeder Verlockung widerstanden zu haben. Sein ältester Sohn, nach seinem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran, und als es Zeit war, lehrte ihn der Vater die so redlich für ihn aufbewahrte Kunst; der Sohn ward die Stütze seiner Eltern, um die in ihren alten Tagen der Reichthum sich ausbreitete. Die Geschichte nennt den Peter Simmelpuß — dies war Severins Familienname — als den Ersten, der in Teutschland Damascenerklingen fertigte. Von dem Thurme an der Wupper fand aber Severin niemals wieder eine Spur, und auch kein Anderer hat ihn entdeckt.

Die Gründung des Klosters Altenberg.

Wer hätte nicht im Herzogthum Berg vor zwanzig Jahren die Klagen vernommen, die weit und breit und immer von neuem ertönten, über das Unglück, daß die schönste Kirche des Landes zum großen Theil ein Opfer verheerender Flammen werden mußte? — *) Wo einst das Schloß Berg mit seinen Thürmen und Warten stand, eine Viertelstunde oberhalb der Burg Strauweiler, auf steilem Hügel an der Dhün, da ragen noch jetzt zwischen Buchen und Eichen die verödeten Klostermauern, immer noch schön, empor und preisen laut die Namen Borschbach und Fritzen, die damals, durch seltenen Muth die Macht des Feuers hemmend, die Kirche vor gänzlicher Zerstörung bewahrten; — doch lauter noch den Namen Friedrich Wilhelm; denn der hochherzige Kronprinz von Preußen, welcher jetzt auf der Väter glorreichem Throne sitzt und schon früher das alte Kloster besuchte, kam 1833 abermals dahin und die gänzliche Wiederherstellung wurde beschlossen und bereits begonnen. — So wird denn künftig nicht mehr der Schnee den Hochaltar und die alten Fürstengräber decken, und die dankbare Gemeinde wird sich von neuem in dem Gotteshause der Vorfahren zur Andacht versammeln.

Um das Jahr 1100 war große Freude auf der Burg des Grafen Adolf III., den man im Volke, nach seinem

---

*) Am 17. November 1816.

Schlosse, den Vogt vom Berge nannte. — Der schwermüthige, obgleich sanfte Graf saß lächelnd an dem Bette seiner Gemahlin, der Gräfin Margaretha von Kefernberg, die von Thüringen an die Dhün gezogen war, um ihrem Eheherrn zu folgen. Heute, nach achtjähriger, bis dahin unfruchtbarer Ehe, hatte sie zwei Knäblein zur Welt gebracht, die der hocherfreute Vater abwechselnd auf den Knieen schaukelte, und von diesem Tage an schien er seines frühern Grames vergessen zu wollen.

Mit diesem Grame aber hatte es folgende Bewandtniß. Auch sein Vater war einst von einer tugendsamen Hausfrau, Adela von Lothringen, durch die Geburt zweier Söhne erfreut worden, aber kaum war die Wöchnerin genesen, als ein heuchlerischer Freund dem Grafen Argwohn gegen ihre Treue einflößte, und diesem Argwohn einen solchen Schein der Wahrheit zu geben wußte, daß der verblendete, sonst edle Mann, die unglückliche Adela enthaupten und ihre Kinder vor der Burg in einem leichten Körbchen allen Zufälligkeiten des Wetters und dem Grimme wilder Thiere aussetzen ließ. — Adela legte ihr sittsames Haupt ohne Murren auf den Block und bat in den letzten Augenblicken Gott, ihre Unschuld um der Knäblein willen, dereinst noch an den Tag kommen zu lassen. — Als das schreckliche Urtheil vollstreckt war, ließ der Graf die Leiche an einer öden Stelle im Walde begraben, und vermied dieselbe auf seinen Jagdzügen mit Fleiß. — Doch eines Tages, es war ein Jahr vergangen, brachte ihn dennoch ein ihm selbst unbekannter Pfad an die felsige unfruchtbare Stätte. Erstaunt stand er vor derselben still und betrachtete mit weit geöffneten Augen das Wunder, das sich ihm darbot. Mitten aus dem felsigen Geröll erhob sich ein blumiges Beet, das genau die Formen der einst so holden Frau bezeichnete, und an der Stelle, wo das treue Herz der Märtyrin geschlagen hatte, stieg vor den Augen des Grafen eine Lilie in die Höhe und ein sanftes Klingen wie das Zwitschern junger Nachtigallen, schien aus den Blumenkelchen hervorzudringen. Bei diesem Anblicke durchschauerte den Grafen die

Ueberzeugung, daß seine Gemahlin unschuldiger Weise den Tod von Henkershand erlitten habe, und zerknirscht warf er sich am Grabe nieder. Als er nach langer Frist wieder aufschaute, lag die Stätte kahl und steinig vor ihm, und er verließ den Unglücksort eiligst, um Befehl zu geben, den Leib der Gräfin in die Gruft seiner Ahnen zu legen. Seine nächste Sorge war, die beiden Knaben wieder zu finden, wenn sie nicht von den Thieren des Waldes verzehrt oder vor Hunger umgekommen wären. Aber alles Forschen blieb vergeblich, und es vergingen vier Jahre, die der Graf freuden- und kinderlos in strengen Bußübungen verbrachte. Eines Tages begehrte ein Bauersmann den Herrn zu sprechen; — als derselbe eingetreten war und der Graf den Blick zu ihm erhob, fuhr er von freudigem Schreck bewegt von seinem Sitze empor, denn der Bauersmann hielt auf jedem Arm einen Knaben, wovon der eine ihn mit den Augen seiner verklärten Adela ansah, der andere mit seinen eigenen. Der Bauer erzählte, auf einer Wanderung, die er wegen einer Erbschaft nach Schwaben habe antreten müssen, habe er diese beiden Kinder bei Zigeunern gefunden, und durch ihre Schönheit aufmerksam gemacht, bei näheren Nachforschungen erfahren, daß die Zigeuner die Knäblein vor fünf Jahren in einem Korbe vor dem Schlosse Berg aufgelesen und mitgenommen hätten. Mehrere Zeichen überzeugten den Grafen völlig, daß die Kleinen seine eigenen Kinder seien. Er nahm dieses Pfand der Vergebung mit Freudigkeit und Demuth an, erzog auch die Kinder auf das sorglichste, machte sich's aber zur Pflicht, jedes Abends ihr gemeinschaftliches Gebet mit den Worten zu schließen: „Verzeihe auch, Herr! unserm grausamen Vater, der unsere unschuldige Mutter ungerechter Weise hat verstümmeln und hinrichten lassen." Anfangs sagten die Kinder diese Worte, ohne sich etwas dabei zu denken; später aber, als ihnen der Sinn dieses schrecklichen Gebetes kund ward, fing ihr Herz an, sich von dem Vater abzuwenden, während sie einander gegenseitig mit der zärtlichsten Liebe zugethan waren.

Auf beide nun herangewachsene Jünglinge goß die Geschichte ihrer Kindheit eine so tiefe Melancholie aus, daß nichts sie daraus emporzureißen vermochte, so daß Bruno sich in frühen Jahren schon dem geistlichen Stande widmete, und später Erzbischof von Köln ward; während Adolf, obzwar in ritterlichen Uebungen erfahren, doch auf keine Weise die Lust der Jugend genoß. Der reuige Vater starb, als seine Söhne eben das mündige Alter erreicht hatten und Adolf auf einem Kriegszuge in Thüringen war, wo er seine Gemahlin Margaretha kennen lernte und gewann. Aber auch die Liebe zu ihr war mehr ein wehmüthiges Hinneigen, als jenes jubelnde Zusammenschlagen zweier Flammen, wie es bei lebensfrischen fröhlichen Gemüthern vorkommt; — bis endlich, wie anfangs erwähnt, nach acht Jahren die Geburt wunderschöner Zwillinge das Glück des Grafen zu krönen schien, aber es dennoch völlig zerstörte. Denn die Mutter schloß nach wenigen Tagen ihre Augen auf immer, und Adolf III. fühlte ihren Verlust so schwer, daß er, ehe die Knaben noch ein Jahr erreicht hatten, neben ihr im Grabe lag.

Adolf und Eberhard waren Kinder so holdseliger Art, wie nur Schmerz und Liebe im schönsten Verein sie erzeugen können. Auch schien die Zärtlichkeit, die ihr Vater und Oheim gegen einander gehegt hatten, vollkommen auf sie übergegangen zu sein; denn keiner kannte eine Freude, die der andere nicht mitgenoß, und jeder Schmerz schien Beide zugleich zu treffen. In ritterlichen Uebungen waren sie neidlose Nebenbuhler, ebenso in edlem Sinn und gottesfürchtigem Wandel; wie man denn überhaupt schwer begreift, daß ein so von Gott gesegnetes schönes Land, wie das Rheinland dem Menschen zum Entzücken geschaffen, andere als edle Söhne erziehen kann.

Im Anfange nahmen sich Adolf und Eberhard vor, nie von einander sich zu trennen, bis ein Umstand nach ihrer eben eingetretenen Volljährigkeit diesen Entschluß umstieß: der Graf von Cleve sandte ihnen um diese Zeit eine Einladung zu der Hochzeitfeier ihres Vetters, des Grafen Sieghardt

von Kefernberg mit Gisela von Cleve, seiner ältesten Tochter, und die beiden Jünglinge machten sich alsbald auf den Weg, sich höchlich der Feste erfreuend, die eine solche Veranlassung ihrer lebensfrohen Jugend bot. Gisela hatte ohne Weigern ihre Einwilligung zu dieser Vermählung gegeben, sobald die Eltern den Wunsch dazu ausgesprochen hatten. Als die Jünglinge nach ihrer Ankunft in die Gemächer der Gräfin von Cleve traten, standen ihnen zwei Jungfrauen, an der Seite einer Matrone, gegenüber, die Beide wie zwei Sterne, wenn auch mit verschiedenem Lichte leuchteten. „Gott gebe," sagte Adolf zu Eberhard, daß die zur Linken nicht die Braut;" — „Gott gebe," flüsterte Eberhard, daß es nicht die zur Rechten sei." — Aber es war die zur Rechten, und Eberhard lernte die Freuden der Liebe nur kennen, um ihnen für immer zu entsagen. — Auch von Gisela's rosigem Gesichte verschwand nach einigen Tagen das Lächeln, während ihre Schwester, Adelheid, mit jedem Tage muthwilliger und fröhlicher ward, jemehr sie sich überzeugt, daß Graf Adolf ihr allein mit aufrichtigem Herzen huldigte. Ob jemals eine Stunde gekommen ist, in der Eberhard und Gisela sich verstanden haben, ist erlaubt nach mehr als siebenhundert Jahren nicht zu wissen; aber so viel ist bekannt, daß nach drei Wochen das Beilager des Grafen Sieghardt gefeiert ward, und daß wenige Monate später Graf Adolf die holde Adelheid nach Schloß Neuenburg heimführte, Eberhard dagegen sich nie mehr mit Liebe einem Weibe zuneigte, und desto inniger an seinem Bruder hing. Trotz dieser Zärtlichkeit, meinte Eberhard doch, daß man sich nie in die Mitte eines neuvermählten Paares stellen müsse. Drum zog er sich auf Schloß Berg an der Dhün zurück, das Adolf ihm geschenkt hatte, während er für sich selbst Neuenburg an der Wupper erbaute. Noch geht die liebliche Sage dieser beispiellosen Bruderzärtlichkeit durch das Land; sie hielten den Tag für verloren, an dem sie sich nicht sahen; mit der Erinnerung bei einander durchlebter Stunden legten sie sich zur Ruhe, zur frohen Erwartung des freudigen Wiedersehens weckte sie der Morgen. Da

aber ihre Burgen zu weit von einander waren, als daß sie sich sogleich von Angesicht zu Angesicht den Morgengruß hätten bringen können, so stiegen sie beim ersten Frühroth in der heiligen Stille des erwachenden Tages auf die höchste Warte ihrer Schloßthürme, nahmen die weitschallenden Jagdhörner zur Hand, wetteiferten darin, wer dem Bruder den ersten Morgengruß über die thauglänzenden Hügel zujauchzen würde, und verständigten sich in verabredeten Tonzeichen, wo sie sich finden, und wie sie den Tag zubringen wollten.

Erzbischof Bruno von Köln hatte von früh an die Erziehung beider Brüder auf eine ausgezeichnete Art geleitet. Jetzt in seiner Einsamkeit widmete sich Eberhard, auf dieser Grundlage fortbauend, den Wissenschaften mit regem Eifer, ohne sich darum den ritterlichen Uebungen zu entziehen; nur das Getümmel der Welt mied er und liebte die Einsamkeit, die in dem stillen Dhünthale nur durch Besuche seines Bruders und durch das Geräusch der gemeinschaftlichen Jagdlust unterbrochen wurde.

Der Krieg störte dies stille Leben, als Walram von Limburg die Hülfe der Brüder gegen Gottfried von Brabant in Anspruch nahm. Vereint mit dem Freunde schlugen Adolf und Eberhard eine blutige Schlacht bei Thaldorf, in der sie den Sieg errangen. Nachdem der Kampf ausgetobt, kamen alle Ritter zusammen um sich zu begrüßen; nur Eberhard fehlte. Adolf ließ ihn aufsuchen, fast bis in den Schooß der Erde und bis in das Gebiet der Wellen; aber er blieb verloren. Dennoch war er nicht todt: von einer feindlichen Streitaxt am Haupte verwundet, war er unbeachtet vom Pferde gefallen und besinnungslos hingesunken, bis das Gewühl der Schlacht zu Ende war, und er allein in tiefster Einsamkeit erwachte. Ringsum sah er die schrecklichen Folgen des Krieges, verstümmelte Leichname, zerstampfte Saaten, verbrannte Dörfer, und sich selbst als eine der leitenden Kräfte in dieser Zerstörung. Auf ein lange schon zum Nachdenken geneigtes Gemüth war der Eindruck entscheidend, und sein Entschluß: nie mehr ein Schwert zu führen, unerschütterlich.

Als es ihm endlich möglich ward sich aufzurichten, bemächtigte er sich eines ledig gehenden Rosses und ritt langsam hinweg von dem Schauplatz dieser Gräuel nach Altena an der Lenne, wo er hoffen durfte, von seinem Bruder nicht sogleich gefunden zu werden. Er ließ seine Kopfwunde heilen und begab sich dann in die weite Welt, um unerkannt als frommer Pilger seine Vergehungen zu bereuen. Sein erster Weg führte ihn nach Rom; die Kardinäle und der heilige Vater selbst ertheilten ihm Absolution und Segen, vermochten aber nicht, den Wurm in seinem Innern zu tödten. Er wallfahrtete, jenseits der Pyrenäen, nach St. Yago von Compostella; doch umsonst betete er auch hier vor den Gebeinen des heiligen Apostels, die von Karl des Großen bis auf unsere Zeiten dort begraben liegen. Er setzte seinen Pilgerstab weiter und durchwanderte erst die berühmtesten Wallfahrtsörter Frankreichs, und endlich auch die seines eigenen Vaterlandes. Aber Gebet und einsame Wanderung vermochten ihn nicht zu trösten. Da nahm er sich vor, durch Fleiß und unermüdeten Eifer im Dienste eines Herrn Gott und die Menschheit mit sich zu versöhnen. „Ich habe mein Angesicht in der Hitze und der sündlichen Anstrengung des Kampfes in Schweiß gebadet," sagte er, „und will's jetzt zum Wohl der Menschen in täglicher Arbeit benetzen, und das Feld bauen, das ich zertreten habe." Er trat daher, seine vornehme Erziehung und Sitte bei Seite legend, in die Dienste eines Pächters, nahe bei demselben Thaldorf, wo er zuerst zur Einsicht seines verfehlten Lebens gelangt war. Hier hatte er wohl fünf Jahre in Demuth und Gottesfurcht ausgeharret, als eines Tages zwei bergische Edelleute, seines Bruders Vasallen, die ein Traum zu einer Wallfahrt nach St. Aegidien in der Champagne veranlaßt hatte, in die Gegend kamen und ihn, der auf dem Felde arbeitete, nach dem Wege fragten. Doch kaum hatte der eine der Herren seine edle Haltung näher beobachtet, den Klang seiner Stimme vernommen, als er erstaunt ausrief:

„Herr, ihr seid wahrhaftig unser längst verloren geglaubter Herr Graf!"

Eberhard konnte sich einer flüchtigen Ueberraschung nicht erwehren, sammelte sich aber alsobald und stellte sich ganz unwissend, was den Edelmann in Erstaunen setzte und beinahe irre führte. Der Pächter war auch hinzugetreten und versicherte lachend, daß sein Knecht ihm zwar seit Jahren treu und redlich gedient, von einer solchen Standeserhöhung aber nie geträumt habe.

Der Edelmann erwiderte nichts, ersah sich aber seinen Vortheil und schlug plötzlich, ehe der Graf sich dessen versehen konnte, sein in der Hitze gelockertes Untergewand auseinander, so daß ein rothes eingeätztes Kreuz, mit den Buchstaben J. N. R. J., auf der Brust des angeblichen Knechtes sichtbar ward. Dies Zeichen war untrüglich, denn es war den beiden Zwillingsbrüdern in früher Kindheit von ihrem Oheim Bruno eingeätzt worden; der Graf hatte auch nun, von Rührung übermannt, die Kraft zur Verstellung verloren, und gab sich den Freudenbezeugungen seiner beiden Vasallen ohne fernere Weigerung hin, indem er auch nicht verfehlte, seinem guten, bisherigen Brodherrn (dem vor Erstaunen, einen so vornehmen Gast unter seinen Dienstleuten gehabt zu haben, die Zunge gelähmt war) die Hand auf das herzlichste zu drücken.

Sein Dasein hatte Eberhard nun zwar eingeräumt, indeß war er zu einer Rückkehr nach seinen Besitzungen durchaus nicht zu bewegen, sondern beharrte vielmehr darauf, zu bleiben wo er war. Einer der beiden Edelleute machte sich alsbald auf den Weg zum Grafen Adolf, um ihn von seines Bruders wunderbarer Auffindung zu benachrichtigen; dieser eilte augenblicklich herbei, um dem geliebten Eberhard seine Liebe, wie sein Erbe, die er beide getreulich aufbewahrt hatte, wieder zu erstatten. Doch Graf Eberhard wollte sich nur der ersteren erfreuen, und wies das Erbe zurück.

Die ganze Gegend war von dem Gerüchte dieses Vorfalles erfüllt, den der bisherige Brodherr Eberhards auch dem Abte des Klosters, dessen Pächter er war, mittheilte. Dieser Abt war ein sehr gelehrter und leutseliger Herr, aus dem Hause der Markgrafen von Oestreich, und da er die

wunderbare Begebenheit vernahm, begab er sich sogleich zu Eberhard. Auf das Anrathen dieses frommen und gelehrten Mannes, entschloß sich dieser mit ihm in sein Kloster zu Morimund *) zu ziehen, und da er in allen Wissenschaften, die der Mönchsstand erforderte, als vollkommen erfahren erkannt wurde, nahm er sogleich den Priestersegen und lebte einige Zeit als Cisterzienser-Mönch in dem Kloster.

Die weite Trennung von ihm, und der Gedanke, daß Eberhard selbst so fern von seiner Heimath sei, wurden indessen Adolf zu schmerzlich, und er beschloß den Bruder mit dem Stammschlosse seiner Ahnen und dem Lieblingsaufenthalte seiner Jugend, dem Schlosse Berg zu beschenken, um dort das Kloster Altenberg zu gründen, welches im Jahre 1133 am 3. August, als dem Tage einer totalen Sonnenfinsterniß, vom Erzbischofe Bruno von Köln feierlich eingeweiht wurde. Hier lebte Eberhard nun als Mönch im weißen Cisterzienserkleide wie ein Engel des Friedens, nachdem er seinen Freund, den Abt von Morimund, und zwölf Mönche bewogen hatte, mit ihm zu ziehen.

Als er eines Morgens in seiner Zelle saß und seinen heiligen Gedanken nachhing, sah er von ferne einen Zug von Reisigen und Frauen auf das Kloster zureiten. An der Spitze des Zuges ritt auf weißem Zelter in tiefster Trauer eine achtunggebietende Frau, die dem Pförtner selbst bedeutete, den hochwürdigen Abt dieses Klosters in ihrem Namen um eine gastfreie Aufnahme für einige Stunden zu ersuchen. Während die Dienerschaft reich bewirthet ward, begehrte die Dame den Grafen Eberhard, ihren Herrn Vetter,

---

*) Morimond, (Morimont, Morimundus), eine bedeutende Cisterzienser-Abtei in der Champagne, in einem Waldthale, unweit Langres, im Anfang des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich 1115, von einem Herrn von Choiseul und seiner Gemahlin Adelina gestiftet, und später von den Herren von Bourbonne bedeutend erweitert.

zu sprechen, und nachdem ihn der Abt davon benachrichtigt hatte, sah er sich urplötzlich der Geliebten seiner Jugend, der Gräfin Gisela von Kefernberg, gegenüber. Obgleich nun die Zeit der weltlichen Gefühle für ihn vorüber sein mußte, so flammte doch einen Augenblick ein irdisches Roth in seinen Wangen auf; aber die ernste Würde der noch immer schönen Frau, der heilige Ausdruck ihrer reinen Stirne beschwichtigte schnell jede Wallung, die aus der Erinnerung eines eben siebenunddreißigjährigen Mannes hervorgehen mochte. „Was ist euer Begehr, theuerste Muhme?" fragte Eberhard. „Euch einmal, liebwerther Vetter, in eurer Heiligkeit zu sehen," erwiderte die Gräfin, „und eures Segens theilhaftig zu werden."

„Wo ist mein Vetter, euer Gemahl? fragte der Mönch nach kurzer Pause weiter. „Im Herrn entschlafen," war die Antwort. Nach einem mehrstündigen Aufenthalte im Kloster kniete Gisela vor Eberhard nieder und empfing seinen Segen, den er mit sichtlicher Rührung gab. Sie bat ihn auch, ihrer Söhne im Gebete zu gedenken, und ritt langsam von dannen, wie sie gekommen war. Eberhard blickte ihr nach, so lange er den weißen Zelter im Abendlichte leuchten sah, und ließ sich dann zu einem langen Gebete auf seinen Betschemel nieder.

Ein Paar Jahre später ließ sich Eberhard bewegen, das Kloster Altenberg zu verlassen, um das ihm von Gisela eingeräumte Schloß Jorisburg zu einem Kloster einzurichten und demselben mehrere Jahre als Abt vorzustehen. Als aber Gisela starb, zog es ihn wieder nach der Heimath, und er kehrte als Mönch nach Altenberg zurück. Als das Alter herannahte, ward ihm noch eine Freude schönster Art beschieden: Adolf legte, nachdem seine Gemahlin Adelheid von Cleve gestorben war, zu Gunsten seiner Söhne die Regierung nieder, und die beiden innigst verbundenen Brüder verlebten noch einige ungetrübte Jahre zusammen. — So hatte sich diese schöne Bruderliebe wie der goldene Faden eines Gewebes durch ihr Leben gezogen, und wenn ihr Anblick rührend

und lieblich unter den Rosen der Jugend war, so war er herzerhebend und erbaulich, als diese Rosen längst verblüht waren. Am 21. Mai des Jahres 1152 starb Eberhard, seinem Bruder ein baldiges Ende verkündend; mit Freuden vernahm dieser eine solche Botschaft, berief seine Söhne zu einem herzlichen Abschiede, und wurde am 12. Oktober desselben Jahres neben Eberhard unter dem nämlichen Grabsteine beigesetzt.

St. Ursula

und die eilftausend Jungfrauen.

Vionetus war ein mächtiger König in Britannien und herrschte zu Anfange des dritten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Seine Königin hieß Daria, und die Frucht von Beider Liebe war ein wunderschönes Töchterlein, das sie Ursula nannten. Ursula war von Jugend auf eine Heilige; ihr Herz hing nur an dem Erlöser, dem einzig anzugehören, sie mit feierlichem Schwur gelobte. Da geschah es, daß eines heidnischen Königs Sohn in Teutschland seinen Sinn auf Ursula wandte und durch seine Boten fragen ließ, ob sie seinen Thron mit ihm theilen wolle. Er bot ihr die Herrschaft über Land und See, große Schätze in Gold und Edelsteinen und drohte zugleich sie mit Gewalt der Waffen zu erstreiten, falls sie seinen Antrag abweise.

Als Vionetus dies vernahm, bekümmerte es sein Gemüth sehr. Er sorgte heimlich, daß der junge König seine Drohworte erfüllen und die Blumenmatten seines Landes mit wildem Kriegsfuße zertreten möchte. Zugleich aber reute ihn das Schicksal seiner frommen lieblichen Tochter, deren Entschlüssen er nimmer Zwang anthun wollte. Ursula trat in dieser bangen Stunde in ihr Gemach, goß ihr Herz vor Gott aus und ergab sich ohne Schmerz und Trauern in seinen Willen. Da senkte der Geist des Schlummers ihre Augenlieder und Gott sandte einen Engel hernieder, welcher

ihr im Traume gute Botschaft vom Erlöser brachte. Als sie erwachte, da sprang sie voll fröhlicher Ungeduld zu ihrem Vater und sagte ihm: „Sei nicht betrübt, Gott ist mit uns, vor ihm besteht keine Macht noch Kunst, er wird keinen Menschen verlassen, der auf ihn allein vertraut. Ich will mich dem Jünglinge verloben, doch nur unter dem Beding, daß du mir zum Gefolge gibst zehn fürstliche Jungfräulein und eilftausend andre, adelig, jung, schön und tugendreich. Dazu eilf Schiffe stattlich ausgerüstet, auf daß wir drei Jahre in ferne Lande ziehen und unsere Tugend rein erhalten dem Könige auf dem Himmelsthron."

Wie erfreut war Vionetus, nachdem er dies vernommen. Er gab den Boten Urlaub mit den Worten, daß seine Tochter geneigt sei, dem teutschen Königsohne ihre weiße Hand zu reichen, sobald derselbe sich taufen lasse und zu der großen Fahrt die Schiffe ausrüste. Die Boten eilten nach Hause, und der frohe Bräutigam versprach ein Christ zu werden, und rüstete unter Spiel und Freudenfesten die Fahrzeuge aus.

Da versammelten sich in Britannien am festgesetzten Tage die auserwählten Jungfrauen, alle weiß gekleidet und heilige Lieder singend, am Meeresstrande. Als die Schiffe zur Abfahrt bereit waren, ermahnte Ursula ihre Gefährtinnen, bevor sie einstieg, sich nicht vor dem Seesturme, sondern vor Gott zu fürchten; und da ihr der Born des Wissens von höchster Hand erschlossen war, lehrte sie die Mägdlein die Kunst, Schiffe zu lenken und schickte alle Männer hinweg. So stachen sie in die See. Welch ein herrlicher Anblick, diese eilftausend Jungfrauen gleich einem Schwarm weißer Tauben auf den Schiffen zu sehen, wie einige die Segel hißten oder auf dem Vordertheil des Fahrzeugs standen, wie andere das Steuerruder lenkten und Ursula, die wundersame Braut, Allen Befehle ertheilte! Welch ein zaubervoller Genuß, zuzuhören, wenn bei günstigem Winde die Flotte mit vollen Segeln auf dem Spiegel des Meeres dahinfuhr, und die Jungfrauen auf dem Verdeck saßen und die Luft mit süßen Gesängen erfüllten!

Nach wenigen Tagen ungestörter Fahrt trieben sie in die Mündung des Rheines ein, und fuhren nun aufwärts bis nach Köln. Dort erschien der Königstochter ein Engel, und rieth ihr: „Reiset fort, bis gen Rom hin, daselbst eure Andacht zu verrichten, und kehrt dann wieder an diesen Ort, wo der Lohn der Jungfräulichkeit euer wartet!" Mit frohem Muthe vernahm dies Ursula und verkündete es ihren Begleiterinnen, die heiße Dankgebete zum Himmel sandten und unverweilt den schönen Rhein weiter hinaufzogen. Da sie nach Basel kamen, verließen sie ihre Schiffe und pilgerten barfuß über die Alpen nach Italien, bis daß sie kamen zur Stadt am Tiberstrande, die erkoren war zum andernmal die Weltherrschaft zu besitzen. In Rom besuchten sie die Gräber der heiligen Apostel, und der Papst segnete sie. Dann kehrten sie wieder an den Rhein zurück und segelten abwärts bis nach Mainz, wo sie landeten. Dort empfing sie der heidnische Königssohn, und ließ sich, von der Glorie ihrer Schönheit und Frömmigkeit überwunden, auf der Stelle taufen. Nun fuhren die Verlobten mit ihrem großen Gefolge den Rhein hinunter nach Köln. Dort aber erwartete sie der Lohn ihrer Tugend, die heilige Marterkrone.

Die wilden Heidenschaaren hatten die unteren ebenen Stromlande mit Krieg überzogen, und ihrem Andrange mochte die obzwar mächtige römische Pflanzstadt nicht widerstehen. Mit stürmender Hand hatten sie Köln eingenommen und sahen nun die Schiffe der Jungfrauen anlangen. Sie eilten herbei und schrieen: „Wohlan, das ist gute Beute! Solche feine Mägdelein sahen wir nimmer." Der König ließ Ursula vor sich führen und begehrte ihre Liebe. Sie aber entgegnete: „Ich bin des Königs Tochter aus dem fernen Britannien, niemals werde ich die Deine. Der Bräutigam, der mich erkoren, ist zu Jesu gewandt." Da bot er ihr sein ganzes Reich zur Habe, doch sie verschmähte sein Werben und setzte seinem Drohen die heilige Standhaftigkeit der Tugend entgegen. Drauf ließ der König sie an einen Pfahl binden und das Volk mit Pfeilen nach ihr schießen. Allein

Keiner mochte sie treffen, die Pfeile flogen all vorüber und die Jungfrau blieb unversehrt. Da brauste des Heidenkönigs Wuth in hellen Grimm auf, und er schlug mit eigener Hand der Heiligen das Haupt ab. Ein altes Volkslied singt von ihrem Tode:

„Sie hat mit reinen Sitten
Den Martertod gelitten,
Der Tugend unberaubt."

— Die eilftausend Gefährtinnen wurden gleichfalls alle getödtet: mit Keulen erschlagen, enthauptet und gekreuzigt. Vergebens war der Widerstand des jungen Bräutigams: auch er erlag der Heiden Streichen. Auf einem der Bilder in der Kirche, die man zu Köln dem Andenken und der Verehrung der Heiligen gewidmet hat, ist sein Tod auf rührende Weise dargestellt. Er liegt von mehreren Stichen durchbohrt; mit brechenden Augen blickt er auf Ursula und scheint so die Kraft zu suchen, als Christ zu sterben, während sein Auge mehr Liebe ausdrückt, denn Ergebung.

Die Chronik erzählt, daß um das Jahr 640, als der heilige Kunibert, Bischof von Köln, in St. Ursula Messe sang, vom Chore der Kirche hinab eine weiße Taube schwebte, zu dreien Malen um den Altar flog, sich ihm auf das Haupt setzte und alsdann in einer Seitenhalle verschwand. An der Stelle, wo die Taube zuletzt gesehen worden, ließ nun der Bischof nachsuchen, und man fand da Gebeine, bei welchen der Name „Sancta Ursula" geschrieben stand. Das Haupt der Märtyrin wurde nun in einen silbernen Schrein geschlossen und den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt.

Die heilige Ursula ist die getreue Schutzpatronin Kölns. Bei einer Belagerung der Stadt im dreizehnten Jahrhunderte wurden einst die Feinde von den ihnen sichtbar erscheinenden eilftausend Jungfrauen zum Abzug ermahnt. St. Ursula, die schöne Königin, hatte eine goldene Krone auf dem Haupte, sie trug eine brennende Fackel in der Hand und umging an der Spitze ihrer Schaar die Stadt-

mauern, segnete die Zinnen und Thore, und als sie an die Weyerpforte kamen, sah es der Graf von Jülich mit wachen Augen, daß sich das Thor aufthat und die Heiligen einnahm. Nach solcher Erscheinung wollte er die Stadt nicht mehr belagern helfen: sie dünkte ihm wohlbehütet, und daß man keine Ehre an ihr gewinnen könne.

Der Dom zu Köln.

Schon Engelbert I., Erzbischof von Köln, der von seinem Neffen, dem Grafen Friedrich von Isenburg, 1225 so schnöde ermordet wurde, wollte einen neuen prachtvollen Dom an die Stelle des vom Erzbischofe Hildebold im neunten Jahrhunderte erbauten St. Peters-Münsters errichten lassen. Nach seinem Tode verbrachte sein Nachfolger, Heinrich von Molenark, mehre Jahre seiner Regierung damit hin, seinen Vorgänger zu rächen, und erst Konrad von Hochstaden, der stolze und energische Mann, faßte den Plan wieder auf, nachdem im Jahre 1248 eine Feuerbrunst den alten Dom fast ganz verzehrt hatte. „Als Erzbischof Konrad, sagt die kölnische Chronik, über die Maßen reich war an Gold, Silber und Edelsteinen, so daß er seinen Schatz für unerschöpflich hielt, begann er große und kostbare Dinge zu bauen. Da gründete er den gewaltigen und ewigen Bau, den Dom.“ Die Grundsteinlegung fand am 14. August 1248, dem Tage vor Maria-Himmelfahrt, Statt, und zugegen waren dabei: Wilhelm von Holland, der teutsche König, den man dem hohenstaufischen Friedrich entgegengestellt hatte und der damals den Rhein aufwärts zog, mit ihm Herzog Heinrich von Brabant, Adolf von Berg, Dirk von Cleve, Walram von Limburg, Otto von Geldern, Graf Johann von Avesnes, der päpstliche Legat Capoccio, so wie viele Bischöfe, Aebte und weltliche Herren. Nach dem Gottesdienste wurde ein päpstliches Schreiben ver-

lesen, worin der heilige Vater Allen, die mit aufrichtiger Reue ihre Sünden bekennen und zu dem kostbaren Baue mit Hand und Geld beisteuern würden, namhaften Erlaß der Kirchenbuße gewährte. So wurde der Riesenbau begonnen, und im ersten Jahrhunderte trotz allen Widerwärtigkeiten der unruhigen Zeit fleißig gefördert, so das schon im Jahre 1322 das großartige Chor eingeweiht werden konnte. —

Keinem Menschen ist es bewußt, wer den Plan zum Dom entworfen hat; es weiß Niemand den Namen des ersten Baumeisters. Nur auf Vermuthungen beruhen die Angaben, der gewaltige Magier Albertus Magnus sei der Erfinder gewesen. Hat man doch so Mancherlei geflochten in den romantischen Zauber, welcher das Leben dieses Mönchs umhüllt, daß man sich gar nicht zu wundern braucht, wenn man ihm auch den Wunderbau des Rheinlandes zugeschrieben hat. Auch der Steinmetzenmeister Gerard von St. Trond wird als der Urheber des ersten Entwurfes genannt: jeglicher Beweis fehlt dafür und man weiß nur, daß derselbe die Aufsicht über den Bau geleitet, wofür ihm das Domkapitel im Jahre 1257 einen Bauplatz zu einem Hause schenkte. —

Ein großer außerordentlicher Geist muß er gewesen sein, der Urheber des herrlichen Baues, der als Halbruine die Bewunderung von sechs Jahrhunderten war und in unsern Tagen eine laute, volksthümliche Begeisterung hervorrief, die lange überleben möge uns und unser Wirken! Wie es kam, daß sein Name verschollen, daß der Bau unvollendet blieb: dies erzählt bloß die mündliche Sage.

Des Domes Meister war ein seiner Kraft sich bewußter, schier hochmüthiger Mann, welchen der Drang nach Unsterblichkeit hoch erhoben hatte, allein zugleich unduldsam gemacht gegen andere Bestrebungen des Lebens, so daß in ihm die Quelle der Demuth ganz versiegt war. Freilich hatte er vollauf Grund, mit stolzem Selbstbewußtsein aufzutreten, denn kein größerer Meister lebte in teutschen Landen. Doch durfte er darum nimmer sich aufblähen und vergessen der Ohnmacht des Geschöpfes.

Einstmals stand er hoch oben an dem Domkrahnen und betrachtete mit seliger Herzenswonne und leuchtenden Augen sein Werk, wie es immer höher emporstrebte voll so wunderbarer Gedanken und Schönheiten, daß er beinahe selber geblendet wurde vom Anschauen dieser Herrlichkeit. Da trat plötzlich ein Mann in feuerrothem Mantel mit schwarzem Birett, auf dem eine hohe Hahnenfeder sich wiegte, zu ihm und grüßte überaus freundlich und demüthig. Der Meister dankte und fragte nach dem Begehr des Fremden. Dieser gab sich als einen Kunstgenossen aus welschen Landen zu erkennen und wußte im Laufe der Erzählung mit sanften, aber entschiedenen Worten klar zu machen, daß er auch Großes zu leisten vermöge. Der Dombaumeister lächelte anfangs, obwol ihn die Prahlerei des Fremden innerlich verdroß; als jedoch dieser mit geläufiger Zunge fortfuhr, seine Kunstfertigkeit zu preisen und selbst auf den Dom zu sticheln begann, da sprach der Meister barsch: es gebe viel Pfuscher in teutschen und welschen Landen, deren Maul viel mehr Worte enthalte, als ihre Seele Gedanken. Dabei rückte er sein Käpplein verdrießlich auf ein Ohr und war bereit sich zu entfernen. Der Fremde änderte nun seine Sprache, und in stolzem gereiztem Tone frug er den Meister, ob er sich wol getraue, eine Wette mit ihm einzugehen? „Er wolle eher einen unterirdischen Kanal von Trier bis Köln (40 Stunden weit) zu Stande bringen, als der Bau des Domes beendigt würde. Zum Wahrzeichen solle eine Ente auf dem Kanal bis zum Dom heranschwimmen.“ In heiterster Laune erkundigte sich der Meister nach dem Preise der sonderbaren Wette, und ging dieselbe ein, als der Fremde seine Seele zum Gewinn verlangte.

Von dieser Zeit an lastete aber eine schwere Sorge auf der Brust des Meisters. Die alte unbefangene Lust am hohen Werke war von ihm gewichen, und es quälte ihn Tag und Nacht der Gedanke, daß der Satan (denn kein anderer war der Fremde) ihn überlisten und seines ganzen Lebens Mühen vernichten möchte. Er wurde immer trüber und

finsterer, ließ die Arbeiter oft hart an, sobald sie eine Stunde feierten, und zeichnete so eifrig und eilig an seinen Rissen und Entwürfen, daß er nicht selten aus Uebereilung am andern Tage das Gefertigte von neuem aufnehmen mußte. Solche übermäßige Anstrengung und der unaufhörliche Wunsch, den Dom in kürzester Frist vollendet zu sehen, brachte ihn zuletzt in fieberhafte Aufregung, daß er zu Hause auf dem Lager sich krümmte und weinte, bis seine liebe Hausfrau ihm einst das lastende Geheimniß entlockte und nach Kräften tröstete. Da faßte er wieder Muth und gestand, daß er eigentlich ein großer Thor mit seiner Furcht sei, denn nur dann könne in dem unterirdischen Bache Wasser fließen, wenn alle Viertelstunden ein Luftloch gelassen würde, und darauf käme sein Gegner sicher nicht.

Bald nachher machte der Meister die Bekanntschaft eines fahrenden Magisters und führte denselben, da er ihm so liebreich mit gelehrten Worten nach dem Munde zu sprechen wußte, in sein Haus als Gastfreund ein. Hier verstand es der Magister mit nicht minderer Gewandtheit die Neigung der Hausfrau zu gewinnen, und hatte in kurzem so vollkommen ihre Gunst und ihr Vertrauen erworben, daß sie ihm Freud und Leid mittheilte und kein Geheimniß vor ihm verborgen hielt. So erfuhr er denn auch die Ursache von des Meisters Trübsinn, und das schwatzhafte Weib verrieth nicht minder das Geheimniß in Bezug auf die Luftlöcher. Sobald dies der fahrende Magister vernommen, verschwand er vor ihren Augen mit höllischem Hohngelächter.

Nicht lange darauf stand der Meister wieder bei dem immer thätigen Domkrahnen, als der Thurm eben die heutige Höhe erreicht hatte. Er hatte das Auge zum Himmel gerichtet und schaute im Geiste, wie der Thurm höher und höher stieg mit seinen hundert Pfeilern und schlanken Säulchen bis oben in der Spitze ein goldner Knauf den Schluß des Ganzen bildete, und darüber noch weithin in alle Lande ein heiliges Kreuz blitzte. — — Da mit einem Male stürzte der luftige Riesenbau zusammen, denn aus seinem wachen Traume

weckte ihn das Geschnatter einer Ente. Die Wette war verloren — und der Meister sprang in Todesverzweiflung jählings von der Höhe des Krahnen herab. Doch im Nu fuhr ihm der Satan in Gestalt eines zottigen Hundes nach, um seine Seele zu ergreifen. —

Man hat dies später in Stein ausgehauen, wie noch heute an dem Thurme zum ewigen Andenken zu sehen ist.

Wie der Dom das herrlichste Bauwerk Kölns nicht nur, sondern des gesammten Teutschlands ist, so besitzt die Stadt ein merkwürdiges Werk in jenem unterirdischen Kanal, welcher ihr von den Kalkhöhen der Eifel reines Trinkwasser zuführt. Die Sage, welche so gerne die Geschichte großer Bauten zu ihren Zwecken umgestaltet und aus Wahrheit und Dichtung ein oft nicht wieder zu trennendes Ganze bildet, hat diesen Kanal mit dem Dom in Bezug gebracht, und das alte Römerwerk, auf dem die Ente von Trier nach Köln schwamm, ist im Mittelalter ein Teufelswerk geworden, wie denn überhaupt Satan mit allen großen Unternehmungen zu schaffen gehabt hat, freilich selten zu eigner Freude.

Der Dombau wurde nicht vollendet, denn, wie man sagt: „alle Meister, die sich daran wagten, konnten trotz aller Mühe nichts zu Stande bringen. Oft treibt der alte Meister noch seinen Spuk, und nicht wenige Werkleute hat er von der Höhe herabgestürzt, denn er kann es nicht ertragen, daß einer sich an den hohen Bau wagt. Jede Nacht hält er die Runde um den Riesenbau, und weidet sich an dem hohen Werke, das keiner nach ihm vollenden gekonnt.

„Und über die entschlafnen Wellen
Die Hand er mit dem Richtmaß streckt;
Ihr Schlangenleib beginnt zu schwellen,
Sie brodeln auf, wie halbgeweckt;
Als drüber nun die Stimme dröhnt,
Ein dumpf, verhallend, fern Getose,
Wie dröhnend sich im Wolkenschoose
Der Donner dehnt.

„„Ich habe diesen Bau gestellt,
Ich bin der Geist vergang'ner Jahre!
Weh! dieses dumpfe Schlummerfeld
Ist schlimmer viel als Todtenbahre!
O wann, wann steigt die Stunde auf,
Wo ich soll lang Begrab'nes schauen?
Mein starker Strom, ihr meine Gauen
Wann wacht ihr auf?"" *)

Sie sind erwacht!

---

*) Levin Schücking: Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Köln, 1842.

Das Marienbild zu Köln.

Auf der Brückenstraße zu Köln wohnte vor Alters ein braver mildthätiger Kaufherr, den das Unglück unversehens dermaßen ereilte, daß er nicht bloß ganz arm, sondern auch so verschuldet wurde, daß seine Gläubiger im Begriff waren, ihn in den Schuldthurm zu schleppen. In dieser höchsten Noth bemächtigte sich Verzweiflung seines Herzens, und er lief aus dem Hause in der traurigen Absicht, seinem Leben in den Rheinwellen ein Ende zu machen. Wie er nun in die Nähe des Bayenthurms an's Ufer des hellen Flusses kam und schon den Fuß zum Todessprunge erhoben hatte, da faßte ihn plötzlich von hinten ein Fremder, gleich einem venezianischen Kaufmann in Sammt und rothes Tuch gekleidet. Derselbe erbot sich, ihm aus seiner Verlegenheit zu helfen, wenn er ihm dafür nach zwölf Jahren Frist sein Weib verspreche. Anfangs widerte den Bankbrüchigen diese schnöde Zumuthung an, allmählig aber übermannte ihn die Furcht vor der Schande, und zugleich schien es ihm, als ob sein eigenes Weib ihm unaufhörlich zuflüstere: „Schlag ein — schlag ein!" Und so geschah's, er ging den Pakt mit dem Bösen ein, und ward vom selben Augenblick wiederum reich und angesehen wie in den besten Tagen seines Glücks.

Die Jahre aber vergingen und die Reue lastete schwer und schwerer auf der Seele des Kaufherrn. Er vertraute endlich seine Sünde dem lieben Weibe, das er verrathen, und wurde nicht getröstet, als diese ihm in großer Frömmigkeit

nicht zürnte, sondern ihn auf die Hülfe Gottes verwies, der sie erretten werde. Als aber der Verfalltag des Pakts herangekommen, wurde es ihm gar weh um's Herz, und um so weher, als seine Gattin ihm heitern Muths entgegentrat und ihn aufforderte, die letzte Fahrt mit ihr zu wagen. So fuhren sie hinaus bis vor das Severinsthor, er mit Schluchzen und Wehklagen, sie mit strahlenden Augen und freundlichtröstenden Worten. Vor dem Thore harrte auch schon der Böse, um seine Beute zu empfangen, doch als er das Paar von weitem gewahrte, winkte er dem Manne allein heranzukommen, und wie es geschah, warf er ihm die Verschreibung mit großem Zorn in's Gesicht und verschwand. —

Der Kaufherr begriff nicht, wie ihm geschehen und eilte mit frohem Herzen nach Hause, wo ihm bald darauf zu seiner höchsten Verwunderung wiederum seine Hausfrau entgegentrat und sich bereit erklärte zum Todesgange. Wie er nun entgegnete, daß sie ja Beide erst so eben zurückgekommen und er die Verschreibung schon in Händen habe, da erzählte die Frau, sie sei am frühen Morgen allein ausgegangen, um in der Kapitolskirche zu beten. Dort müsse sie unwillkürlich in einen tiefen, aber süßen Schlummer gesunken sein, von dem sie erst vor kurzer Weile erwacht und nach Hause gewandelt sei. Da ward es den Beiden klar, daß Maria, die heilige Jungfrau ihnen geholfen, und daß ein Fantom den Teufel getäuscht habe.

Zum Danke ließen sie ein Marienbild über der Thüre ihres Hauses in die Wand mauern, und stellten vor dasselbe eine ewigbrennende Lampe.

Das Heymonskind in Köln.

Das tapferste der vier Heymonskinder hatte außer dem Verluste seines treuen Rosses Bayard viel anderes Leid erduldet, so daß es überdrüßig aller Weltlust wurde und sich zur Buße nach der heiligen Stadt Köln begab. Hier baute man eben unter Erzbischof Hildebold das St. Peters Münster, und Reinhold schaarte sich als gemeiner Werkmann zu den übrigen Arbeitern. Sein unverdrossener Fleiß an dem heiligen Werke, der ihn Tag und Nacht nicht ruhen ließ, erregte aber bald dermaßen den Neid der Uebrigen, daß ihm einige der Boshaftesten auflauerten und nach dem Leben trachteten. Sie erschlugen ihn auch wirklich um Mitternacht in der Nähe von St. Mauritius und trugen seinen Leichnam in den Rhein, nachdem sie vorher denselben in einen Sack mit Steinen gethan.

Wo aber der fromme St. Peterswerkmann versenkt worden war, erglänzte von Stund an das Wasser in wunderbarem Schimmer und allnächtlich ertönte daselbst aus den Wogen herauf ein feierlicher Gesang. Darob staunte das Volk und wußte das Wunder nicht eher zu deuten, als bis einstmals ein frommes Mütterchen den Sack mit dem Leichnam emportauchen sah und ihn an's Land zog. Da erkannte man den erschlagenen Werkmann und fand zugleich, daß er ein Heymonskind war, indem auf seinem verborgenen goldnen Leibgürtel die Worte standen: „Reinhold, Herzog von Montalban."

Die Reliquien des Heiligen kamen später nach Dortmund in Westphalen. Man hatte sie in Köln auf einen Karren geladen, der sich jenseit des Rheines, ohne von Pferd oder Mensch gezogen zu werden, von selbst nach Dortmund fortbewegte bis zu der Stelle, wo nun das Reinholdsmünster steht. — Die St. Reinholdskapelle in Köln, welche an der Stätte seines Todes erbaut wurde, ist vom Boden verschwunden. Vielleicht aber hat von dem Rosse des Heymonskindes die Bayardsgasse (zwischen der Thiebolds- und Petersgasse) ihren Namen.

Der Kampf mit dem Löwen.

Die reiche und mächtige Stadt Köln hatte fast immerfort heftige Fehden mit ihren Erzbischöfen zu bestehen. Kunstfleiß, Gewerbe und Handel hatten sie auf eine der ersten Stufen unter den Städten Teutschlands emporgehoben; neben dem eigentlichen Bürgerstande lebte innerhalb ihrer ausgedehnten Mauern ein zahlreicher Adel, oft uneinig unter sich selbst, bald Partei machend mit dem Volke, bald gegen dasselbe. Mit den geistlichen Herrschern setzte es manchen harten Strauß ab, um der Freiheiten und Privilegien willen, welche die Unabhängigkeit liebende Stadt mit großer Beharrlichkeit gegen deren Einfluß und Uebermacht zu behaupten verstand.

Fast zu keiner Zeit indeß ging es toller und wilder zu im Erzstift, als unter Engelbrecht von Falkenburg, welcher im Jahre 1261 dem Gründer des Doms, Konrad von Hochstaden, folgte. Anfangs trat der neue Herr mit großer Kraft auf und suchte die widerspenstigen Bürger durch Gewaltthätigkeit zu schrecken; noch erinnert an den Beginn seiner Regierung der Bayenthurm, mit seinem starken Mauerwerk, seinen Gitterfenstern, seinen Wappenschildern und Zinnen, als ein weither schon erblicktes Wahrzeichen der alterthümlichen Stadt am Ufer des Stromes. Aber im zweiten Jahre bereits brach der Sturm gegen die ungewohnte Zwangherrschaft los; die Thürme wurden von den muthigen Bürgern erstürmt und die kölnische Fahne auf ihnen aufgepflanzt, die Söldner des Erzbischofs von den Thoren verjagt. Der

entbrannte Engelbrecht belagerte die ungefügsame Stadt, mußte sich aber endlich nothgedrungen zu einem Vergleiche verstehen.

Neben Mathias Overstolz, dem durch seine thätige Theilnahme am Kampfe gegen den Erzbischof Konrad berühmten Voigte, dem Sprößling einer Familie, deren Ursprung in die Römerzeit zurückgeführt und deren Namen hundertmal in der Geschichte der bürgerlichen Unruhen jener aufstrebenden, bewegten Zeit genannt wird: hatte sich der Bürgermeister Hermann Gryn, einem der ältesten und edelsten Häuser Kölns angehörend, vor Allen in der mannhaften Verfechtung der Interessen und Gerechtsame des Volkes hervorgethan. Ward er deshalb von diesem geehrt und geliebt, so hatte ihm dagegen die erzbischöfliche Partei unversöhnlichen Haß und Rache geschworen. War nun, nach eingegangenem Vergleich und wenigstens für den Augenblick wiederhergestellter Ruhe, keine Gelegenheit vorhanden, ihm öffentlich etwas anzuhaben, so sannen seine Feinde um so eifriger darauf, ihn durch heimliche Ränke zu verderben. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen und den Argwohn einzuschläfern, stellten sie sich freundlich und versöhnt: aber Honig hatten sie auf den Lippen, Galle im Herzen. Endlich war ihr Plan reif: sie glaubten eine sichere Falle gestellt zu haben, den Gryn zu fangen und zu vernichten.

Unter den Domherren des Erzstifts gab es zweie, die, durch böse Einflüsterungen des den Kölnern vorzüglich feindlich gesinnten Raths des Erzbischofs, des Hermann von Vittinghof, so wie durch eigenen Groll angetrieben, ja, wie es heißt, vom Falkenburger selbst zu böser That ermuntert, längst schon gesucht hatten, sich mit dem Bürgermeister in ein genaueres Verhältniß zu setzen. Geheuchelter Antheil an den Interessen der Stadt wurde geschickt als Vorwand gebraucht. Es gelang ihnen wie sie wünschten. Der Ritter Hermann, offen, ehrlich und arglos, hielt ihr Entgegenkommen für aufrichtig, und sah es als Gewinn an, auch die geistlichen Herren zum Theil auf des Volkes Seite herüberziehen zu

können. So geschah es denn, daß, als die Beiden ihn eines Tages um seine Gegenwart bei einem Mahle baten, in geselligem Gespräche mit ihm sich zu vergnügen, er bereitwillig der Einladung folgte. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach dem Domkloster, welches in diesen Zeiten der Zerwürfniß nur Wenige zu betreten pflegten, und nahm kein Arg, als sie sich erboten, ihm vorerst die verschiedenen Gemächer der schönen Wohnung zu zeigen, um so mehr, da die übrigen Gäste, welche man zu erwarten vorgab, noch nicht eingetroffen waren.

So ging denn Gryn, die wohnliche Einrichtung des stattlichen Stiftsgebäudes bewundernd, mit seinen Führern von einem Zimmer zum andern, bis sie, am Ende eines langen Ganges im Erdgeschosse, an eine Thüre gelangten. Der eine der Domherren schloß auf, der Ritter trat in eine große, halbdunkle, gewölbte Halle — im Augenblick aber, wo er den Fuß hineinsetzte, schlug krachend das schwere Eichenthor hinter ihm zu, während aus einem Winkel ein grausenerregender Ton erscholl. Kaum hatte Gryn Zeit sich zu besinnen, so sah er vor sich in geringer Entfernung die drohenden Augen eines Löwen leuchten, den man hier eingeschlossen hielt und dessen Wuth tagelanges Hungern gemehrt hatte. Der Moment der drohenden Gefahr raubte dem Ritter die Entschlossenheit nicht: einen Schritt zurücktretend, umwickelte er rasch den einen Arm mit dem langen Tuchmantel, welchen er trug, riß sein Schwerdt heraus, stieß, gegen die schützende Wand sich drückend, die Linke in den weitgeöffneten Rachen des im Nu mit einem entsetzlichen Sprunge auf ihn einstürzenden Thieres, während sein Stahl ihm die Brust durchbohrte. Der Kampf war bald entschieden: erstickt und im Blute schwimmend lag der Löwe am Boden.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der auf so wunderbare Weise Gerettete Zeit hatte, sich von dem Drange der ihn bestürmenden Empfindungen zu erholen, schlugen verworrene Töne von aussen her an sein Ohr. Ein wilder Tumult erhob sich auf der Straße. Die beiden

Verräther, denen es nicht in den Sinn gekommen war, an dem Gelingen ihres meuchelmörderischen Planes zu zweifeln, waren sogleich auf die Gasse gerannt, wo sie laut um Hülfe schrien: der Bürgermeister sei von dem Löwen des Erzbischofs angefallen worden. Das Volk strömte herbei — eine ungeheure Menge hatte sich bald zusammengerottet, als man plötzlich wider das letzte Fenster des Gebäudes wiederholt anschlagen hörte. Die Domherren wurden todtenbleich; ein dichter Haufen stürzte hinein — die Thüren wurden erbrochen und im Jubel wurde der von Blut besprützte, aber nur leicht verletzte Held auf den Armen der Seinigen herausgetragen. Keiner traute seinen Augen, als er den Löwen todt hingestreckt, den Ritter, den schon verloren geglaubten, lebend erblickte.

Die feigen Missethäter hatten sich durch die Flucht zu retten gesucht. Bald aber wurden sie von der tobenden Menge entdeckt und ergriffen, und nach kurzem Prozeß, ohne Rücksicht auf die Priesterwürde, die sie geschändet, unter dem, nahe am Domkloster gelegenen Thore aufgeknüpft. Dieses soll von dieser Zeit an das Pfaffenthor genannt worden sein: höher hinauf gehende Alterthumsforscher, die, so viel sie nur vermögen, wenn nicht den Ubier- doch den Römerzeiten zuschreiben, wollen indeß diese Benennung aus klassischer Sprache herleiten, indem sie eine Porta Paphia, ein Venusthor, daraus machen. Am Portal des alten Rathhauses, einem der merkwürdigsten und am meisten in die Augen fallenden Bauwerke, welche das an Erinnerungen und Denkmalen aus den hier so rührigen Zeiten des Mittelalters reiche Köln zieren, sieht man die That des Bürgermeisters Hermann Gryn auf einem Steine in halberhabener Arbeit dargestellt.

Albertus Magnus. 7

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte und lehrte in Köln Albertus, Teutonikus und gewöhnlich Magnus zubenannt, denn der Ruf seiner Gelehrtheit hatte sich in allen Landen verbreitet und ihm Schüler aus den fernsten Gegenden zugeführt. Nicht nur in den philosophischen Wissenschaften berühmt, sondern auch in den mathematischen, legte er sich mit besonderem Eifer auf die Mechanik und hatte allerlei Maschinen erfunden und gefertigt, so unter andern auch eine Bildsäule, die ihm auf seine Frage Rede und Antwort gab, welche aber von seinem Schüler, Thomas Aquin, aus Unwissenheit oder Aengstlichkeit zerstört wurde.

Auch verstand Albertus noch sonst viele geheimen Künste, die ihm unter seinen Zeitgenossen den Namen eines Negromanten zuzogen. Als im Jahre 1248, um das Fest der Geburt des Erlösers, der vom Erzbischof Konrad von Hochstaden gegen den vom Papste der Kaiserwürde verlustig erklärten Hohenstaufen Friedrich II. bei Worringen zum König gewählte Graf Wilhelm von Holland, von Aachen aus, das er belagert hielt, nach Köln gezogen kam, um hier die Weihnachten zu begehen, verlangte ihn sehr, auch den berühmten Gelehrten Albertus kennen zu lernen. Er entbot ihn daher zu einem Abendschmause. Albertus kam und war bereit, auf des Königs Begehr einige seiner Künste zu zeigen. Zuerst nahm er einen Humpen Rheinwein, murmelte einige Worte, und sieh, aus dem Humpen sprüheten bläuliche Flämmchen,

worauf er den Wein gegen die Decke ausgoß, so daß die Ritter und Herren ihre Köpfe bargen, um sich vor dem Feuer zu schützen, aber die herabfallenden Tropfen wurden zu bunt-gefiederten Vöglein, die im Zimmer umherflatterten und allerlei liebliche Weisen flöteten. Dies gefiel nun dem jungen König und seinen Edlen gar wol; doch schnitten diese gar saure Gesichter, als ihnen aus ihren Bechern, wenn sie dieselben zum Trinken ansetzten, auch die lohen Flammen entgegen schlugen, und sie daher mit trockener Gurgel sitzen mußten, worüber sich König Wilhelm waidlich ergötzte.

Albertus schritt darauf einige Male um den Tisch, der nur mit den spärlichen Gerichten bestellt war, die der Winter bietet. Mit einem Male lachten den Gästen die schmackhaftesten Früchte und Speisen entgegen, welche nur die Gabe der heitern Sommermonde sind. Auch das Kostbarste war hier zu finden, die Sinne der ganzen Gesellschaft auf's erquickendste belebend, und Alle griffen, bei diesem lockenden Anblicke des ersten Spuks vergessend, wacker zu. Doch Albertus war alsobald verschwunden, und mit ihm das anmuthige Gesicht. Gar possierlich und wunderlich sah es aber aus, wie die königlichen Edelherren und Ritter sich einander bei den Nasen hielten, die Finger in den Mund gesteckt hatten, oder an den Zipfeln ihrer Mäntel kaueten. Am allerdrolligsten war aber des Königs Schalksnarr anzusehen, der unter dem Tische kauerte und eines Rindes Schweif in's Maul gesteckt hatte.

Wollten sich die Herren anfänglich auch ärgern, so mußten sie, staunend, zuletzt doch lachen über den lustigen Streich.

Der König machte am andern Tage, sammt seinem Gefolge, dem Albertus einen Besuch im Kloster, um hier seine Kunstwerke in Augenschein zu nehmen. Als sich die Herren nun allenthalben umgesehen, frug der Magus den König, ob er nicht wünsche, einmal in seinen Blumengarten zu treten. Laut fingen Alle an zu lachen: war es doch so kalt, daß der Rhein bis auf den Grund eingefroren, und nur an Blumen auf den Fensterscheiben zu denken war.

Albertus führte sie aber durch ein Pförtlein, und mit einem Male befanden sie sich in dem herrlichsten Garten, den sie je gesehen. Sie wagten kaum den Fuß voran zu setzen und rieben die Augen, als ob ein Traumgesicht sie blende. Mailich blühten ringsher die lieblichsten Blumen in Gestalten und Farben, die ihnen alle fremd waren, und füllten die Luft mit den süßesten Düften. Die seltsamsten Vögel mit buntem Gefieder, groß und klein, hell zwitschernd und singend, flatterten sich neckend durch die blühenden Bäume und Sträucher, wiegten sich auf den mit Blüthen und Früchten prangenden Aesten, zwischen welchen klare Springbrunnen ihre das Spiel der Regenbogenfarben wiederholenden Strahlen im blendenden Sonnenlichte emporschossen.

Alle waren hoch erstaunt ob dem freundlichen Maigarten und konnten sich von ihrem Staunen nicht erholen, pflückten sich auch wol manche der schönen, seltsamen Blumen, welches ihnen Albertus nicht untersagte. Des Königs Schalksnarr hatte vor willmuthiger Lust seine Schellenkappe auf einen Baum geworfen und war, um sie zu holen, hinaufgerutscht. Als sich Alle nun so recht nach Herzenslust wunderten ob der schimmernden milden Frühlingspracht, war auf einmal Alles verschwunden; die sich Blumen und Früchte gepflückt hatten, hielten verdorrte Reiser, trockene Tannzapfen oder gelbe und weiße Rüben und dergleichen in den Händen. Hoch in einem Fenster war des Königs Schalksnarr zwischen den Gitterstäben eingeklemmt und schrie gar erbärmlich, da er nicht vorwärts noch rückwärts konnte. Alle mußten darum über den seltsamen Trug lachen und verabschiedeten sich vergnügt von dem weisen Albertus. Also geschah um Weihnachten des Jahres unseres Heils 1248 in der freien Reichsstadt Köln, woselbst Albertus im Jahre 1280 starb und seine irdischen Ueberreste ruhen. Vor seinem Ende war er ganz dumm geworden, ein Schicksal das manche auch weniger berühmte Leute trifft, welches ihm aber vorhergesagt worden war. Denn als er in seiner Jugend in den Prediger-Orden getreten, war er so tölpelhaft dumm, daß er auch das

Geringste nicht fassen konnte. Auf sein inbrünstiges Gebet erschien ihm die Mutter des Herrn, und fragte, ob er in der Gottesgelehrtheit, oder in der Weltweisheit ausgezeichnet sein wolle? Da er letzteres vorzog, so gestand ihm die heilige Jungfrau dies zwar zu, jedoch sollte er drei Jahre vor seinem Ende wieder ganz dumm werden, welches auch geschah, so daß er auf einmal in seinem Vortrage stecken blieb. Man hat daher gesagt, Albertus sei zweimal auf wunderbare Weise aus einem Esel in einen Weltweisen und aus einem Weltweisen in einen Esel verwandelt worden.

Hermann Joseph.

(Hierzu das Bild II, erfunden von H. Kretzschmer, gestochen von Eduard Schuler.)

In Köln steht von Linden umschattet ein stattliches Gotteshaus, eines der schönsten und merkwürdigsten der an herrlichen Kirchen reichen Stadt, die man mit Rücksicht darauf wol das teutsche Rom genannt hat. Und dieser Name kommt ihr in unsern Tagen in doppelter Beziehung zu. Denn wie einst, Jahrhunderte lang, die ganze Christenheit zum Bau des St. Petersdomes beitrug, der schönsten Kirche der romanischen Welt, von keiner übertroffen an Majestät und Größe: so steuert jetzt das gesammte Teutschland zu der Vollendung der Kölner Münsterkirche, des großartigsten und herrlichsten Denkmals der germanischen Baukunst. St. Marien im Kapitol ist jene Kirche genannt, weil einst die Stelle derselben der Römer Kapitol eingenommen haben soll. An der süd-östlichen Seite derselben befindet sich ein zierliches Thor im Spitzbogenstyle, mit vier Nischen überbaut, in welchen, in alten Steinbildern, die Anbetung der heiligen drei Könige dargestellt ist. Neben diesem Thore, vom Volke Dreikönigenthörchen genannt, wohnten vor langen Jahren arme, aber sehr brave und gottesfürchtige Leute. Der Mann, ein Schuster, suchte mit seiner Hände Arbeit seine kleine Familie, so gut er konnte, zu ernähren. Der Eltern höchste Freude war ihr einziges Söhnlein, Hermann Joseph; denn, fromm, gesittet und tugendhaft, suchte der Kleine durch Gehorsam

und kindliche Anhänglichkeit das zu vergelten, was sie mit sorgender Liebe für ihn thaten.

Hermann Joseph wurde von seinen Eltern zur Schule geschickt und nie ging er hin, ohne zuvor vor einem steinernen Mutter-Gottes-Bilde in der nahgelegenen Kirche sein kindliches Gebet zu verrichten. An Spieltagen, wenn die anderen Knaben sich auf den Plätzen und Straßen herumtummelten, eilte er zu seinem lieben Plätzchen und erzählte dem freundlich blickenden Jesuskinde, das die heilige Mutter auf dem Arme trug, was er Alles gelernt und was er noch lernen wollte. Holdselig horchte das kleine Jesuskind seinen Erzählungen und lud ihn oft ein, zu ihm hinauf spielen zu kommen; aber es war dem Kleinen immer zu hoch, bis dahin, wo das Bild stand. Wenn er dann so traurigen Blickes hinaufschaute, tröstete ihn Maria, daß er einst größer werden und dann auch mit dem Jesuskinde spielen solle.

Als ihm nun eines Tages die Mutter einen wunderschönen Apfel geschenkt, eilte er, freudigen Muthes, zu seinem Mutter-Gottes-Bilde und bot ihn dem Kindlein mit den Worten dar: „Da hast du meinen Apfel!“ Der kleine Jesus reichte mit freundlichem Blicke zu ihm herab und nahm den Apfel. Unbeschreiblich war des Knaben Freude, und wenn er nur immer etwas zum Geschenke erhielt, Obst oder Kuchen, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als es dem Jesuskindlein zu bringen, welches die Gabe auch immer mit Dank hinnahm.

Hermann Joseph sollte, da er größer wurde, auch Schuster werden, denn seine Eltern konnten die Kosten einer gelehrten Erziehung nicht mehr bestreiten und ihn daher nicht mehr zur Schule schicken. Betrübten Herzens, denn er hätte so gerne noch mehr gelernt, schlich er nun eines Nachmittags nach der Kirche, um dem Jesuskindlein sein Leid zu klagen. Als er so mit Thränen im Auge zur Maria und ihrem Sohne hinaufschaute, frug ihn die Hochgebenedeite: „Was ist dir, Hermann Joseph?“ und er erzählte seinen Kummer, wie er ja noch so gerne in die Schule

ginge, dies aber seinen Eltern zu schwer fiele und er nun Schuster werden müsse.

„Das sollst du nicht, Hermann Joseph," sprach milde die Trösterin, „geh' in den Kreuzgang, dort findest du links an der Thüre einen Stein, den hebe nur auf und du wirst finden, was du bedarfst."

Mit Thränen im Auge dankte Hermann Joseph seiner gütigen Beschützerin und eilte nach dem Steine, den er, wenn auch ziemlich gewichtig, ohne Mühe forthob und unter demselben fand, was ihm nöthig war. Er konnte jetzt, ohne seinen Eltern im geringsten zur Last zu fallen, ferner am Unterrichte Theil nehmen, denn was er nur immer bedurfte, fand er unter diesem Steine. Nie ließ er aber auch ab, seiner Beschützerin zu danken, immer blieb sein liebstes Plätzchen vor dem gnadenvollen Bilde in St. Marien im Kapitol.

Hermann Joseph studirte jetzt auf's fleißigste, und Alles, was er nur angriff, gelang ihm durch den Beistand der Mutter Gottes.

Als er nun das Alter erreicht hatte, wo man sich eine Bestimmung für das ganze Leben zu wählen hat, beschloß er sich dem geistlichen Stande zu widmen und in den Orden der Benediktiner zu treten. Er ersah sich dazu das Kloster zu Steinfeld in der Eifel, wo man den gottesfürchtigen Jüngling auch gerne aufnahm. Mit allem Eifer legte er sich nun auf das Studium der Philosophie und Theologie, und ließ Tag und Nacht nicht ab von seinen Bemühungen, so, daß er seine Fürsprecherin Maria, beinahe darüber vergaß. Aber, siehe! alle seine Anstrengungen waren umsonst; er konnte keine Fortschritte in den Wissenschaften machen, so ernstlich er es sich auch angelegen sein ließ. Da nahm er seine Zuflucht wieder zum Gebete, und als er nun eines Nachts auf dem Chore voll inniger Andacht saß, von den Arbeiten des Tages ganz erschöpft, kam ein süßer Schlaf über seine Augen und er träumte einen schönen Traum. Er befand sich in einem wundervollen Garten, in dem die lieb-

lichsten Kräuter dufteten, die herrlichsten, von ihm nie gesehenen, Früchte auf den Bäumen prangten, deren Aeste von tausend Vögeln belebt waren. Ein nie vernommenes Klingen durchbebte die Luft, süße Stimmen sangen dazwischen Lobgesänge dem Herrn und anmuthige Brünnlein rieselten durch blumenreiche Matten. Endlich erschien die Mutter Gottes, so wie er sie in den Tagen seiner Kindheit unzählige Male zu St. Marien im Kapitol geseh'n, das Jesuskindlein an der Hand führend, welches ihn mit freundlicher Geberde einlud, jetzt auch einmal mit ihm zu speisen, da er ihm so manchen schönen Apfel und andere schöne Sachen geschenkt habe. Hermann Joseph nahm die Einladung dankend an, und als er nun an der reichen Tafel, von wunderholden Englein bedient, sich des Himmels Kost recht schmecken ließ, erwachte er — und des Traumes Erscheinungen waren verschwunden. Er fühlte sich aber auf eine eigene Weise gestärkt und in seinem innersten Wesen ganz verändert. Er empfand, daß ächte Gottesfurcht der Dinge Anfang und Ende sei, und ward fromm und demüthig wie er als Kind gewesen. Seine Studien hatten jetzt raschen Fortgang.

Von Allen geehrt und geliebt und seiner Gelehrsamkeit wegen berühmt, lebte Hermann Joseph noch lange Zeit in der Abtei zu Steinfeld, wo er auch starb, und wo jetzt noch sein Grab gezeigt wird.

In der Kirche zu St. Marien im Kapitol ist zur rechten Hand am Ende der Nebenhalle Hermann Joseph, der später heilig gesprochen wurde, in Stein abgebildet, wie er als Schüler dem Jesuskinde einen Apfel darreicht, zum ewigen Gedächtniß dieses frommen Mannes.

Richmodis von Aducht.

Das ehrwürdige Köln bewahrt noch in manchem Gebäude das Andenken an eine Vergangenheit, deren sich nur wenige teutsche Städte rühmen können. Wer Sinn hat für Geschichte und ihre Denkmale, wandert gerne durch die engen, winkligen Straßen der alten Stadt und sieht diese Zeugen ihres Ruhmes, indem er dabei sich zurückversetzt in vergangene Zeiten, deren Wiederkehr zwar nicht gewünscht, deren Gutes und Schönes aber, im Interesse der Gegenwart, anerkannt werden muß. Leider sind solcher Reste der Vorzeit nicht viele mehr vorhanden, denn was Zeit und Krieg verschonte, das zerstörte so oft Muthwille und Unkunde. So ist denn auch das alte, ehrwürdige Stammhaus der edlen Herren von Aducht verschwunden, das auf dem stattlichen Neumarkte, in der Nähe der heiligen Apostelnkirche gelegen war. Man sieht jetzt an seiner Stelle ein modernes, hohes Haus und aus dessen Söllerfenstern, zur Verwunderung des Fremden, zwei Pferdeköpfe hervorragen, eine Erinnerung an die schauerliche Geschichte, die sich an das alte Haus knüpft und die ich dir, geneigter Leser, nach der Chronik erzählen will.

Auf seiner Wanderung durch die ganze damals bekannte Welt erreichte der schwarze Tod, die furchtbare Pest des Mittelalters, auch die Rheingegend, wo er um so ärgere Verheerungen anrichtete, je volkreicher sie war, um sie bald zur Einöde umzuschaffen. In jedem Hause, in das dieser unerbittliche, unbesiegbare Feind einzog, herrschten Jammer und

Wehklagen, denen bald Stille des Grabes folgte. Keinen verschonte er: Hohe und Niedere, Junge und Alte, Alles unterlag seiner Macht. In diesen schlimmen Tagen hatte man Gelegenheit, das Menschenherz zu prüfen: während sich die Meisten in ihren Häusern abschlossen und die Armen der Krankheit und dem Elend Preis gaben, um nur sich zu retten: sah man einzelne hochherzige Gemüther dem furchtbaren Feinde trotzend, uneingedenk des eigenen Wohlseins, von Hütte zu Hütte wandern und wie tröstende und helfende Engel dem Unglücke erscheinen. Auch nachdem die schlimmste Zeit der Krankheit vorüber war, folgten viele Leiden, die jener unerbittlichen Geißel sich anschlossen. So hatten denn edle Gemüther mehr noch als in ruhigen Jahren Gelegenheit, ihrer Wohlthätigkeit Raum zu geben. Zu ihnen gehörte Richmodis, die Gattin des Herrn von Aducht, des Stammhalters eines Geschlechts, welches seinen Namen von. der Wohnung herleitete, die in der Nähe des alten römischen Aquadukts gelegen war. Geschmückt mit jedem Reize, die Tugend und Schönheit verleihn, sah man sie überall den Nothleidenden Beistand leisten: kein Haus war ihr zu ärmlich, kein Uebel zu gefährlich. Aber nicht ungestraft suchte sie dem Elend und der Krankheit ihre Opfer zu entreissen: sie ward von jähem Weh ergriffen und lag bald auf der Bahre. Weinen und Wehklagen herrschten um ihren Verlust, am meisten im eigenen Hause, denn hatte nicht Herr von Aducht sein größtes Gut verloren? Noch einmal ließ er sie schmücken mit reicher Seide und edlen Gesteinen und übergab sie weinend der Gruft auf dem Kirchhofe zu den h. Aposteln.

Die letzte Liebe und Ehre, die ihr der treue Gatte erwies, sollte gute Früchte tragen. Der Todtengräber, ein habsüchtiger Mensch, hatte den kostbaren Schmuck der Frau Richmodis bemerkt und faßte den schändlichen Entschluß, die Leiche zu berauben. Ohne Scheu vor der Heiligkeit des Ortes, die nicht wirkte auf sein stumpfes Gefühl, schlich er in der Nacht auf den Kirchhof zum Grabe der edlen Frau und begann mit Karst und Schaufel die Erde fortzuschaffen;

bald blinkte ihm der reich verzierte Sarg entgegen, schnell war der Deckel gelöst, schon suchte der Elende einen kostbaren Ring von dem Finger der Frau Richmodis abzustreifen, als diese sich plötzlich regte, erwachte und den feigen Bösewicht durch ihren Hülferuf, der ihm wie der Donner des Weltgerichts erklang, von dannen schreckte. Starr, zitternd vor Schreck und Kälte, erhob sich die arme Frau aus dem Grabe, in dem sie bloß als Scheintodte gelegen, und erkannte jetzt erst ihre grauenvolle Lage und dankte inbrünstig dem Himmel, der sie von dem entsetzlichsten Tode errettet. Mühsam nachschleppend die weißen Todtengewänder, die sie verhüllten und ihr die Freiheit der Bewegung nahmen, wankte sie nach der nicht entlegenen Wohnung. Mit dem Rest von Kraft, der ihr geblieben, pochte sie an das Thor, bis die Diener erwachten und einer sich nach der Ursache der ungewohnten Störung erkundigte. Als der aber die Stimme erkannte, die um Einlaß bat, schlug er ein Kreuz und murmelte ein Paternoster für die Seele der edlen Richmodis, die im Grabe keine Ruhe habe und schlich zitternd zurück in die Kammer.

Indeß stand noch immer die arme, schwache Frau vor dem Thore, die Kräfte versagten ihr fast und mit der letzten Anstrengung klopfte sie nochmals an und bat um Einlaß. Da öffnete der Herr von Aducht, den der Lärm endlich aufgestört hatte, selbst ein Fenster und als er die nur zu wol bekannte liebe Gestalt im Leichentuche, so wie er sie dem Grabe übergeben hatte, erblickte, da konnte er sich eines tiefen Schauders, zugleich aber auch einer innigen Wehmuth nicht erwehren. „Wer bist du, was willst du hier?“ frug er in zweifelhaftem Ton die Zitternde. „Ach, mein lieber Ehegemahl,“ erklang die beinahe tonlose und doch so rührende Stimme, „ich bin es, Richmodis eure Frau; ich bin aus dem Grabe erwacht und euch wiedergegeben.“

Der Ton, die Gestalt: Alles sagte ihm, daß es seine Gattin sei. Aber der Zweifel war zu groß in ihm und er konnte dem Gedanken an die Wirklichkeit dessen, was er für ein Trugbild hielt, nicht Raum geben. Darum rief er hinab:

„Eher werden meine Pferde aus dem Stalle auf den Söller steigen, als daß du meine Gattin bist.“ Und kaum hatte er das Wort gesprochen, da hörte er wie die Rosse schweren Trittes die Stiegen hinaufpolterten. Ein Augenblick — und er lag in den Armen der Geliebten, die er nun zum zweiten Male erworben.

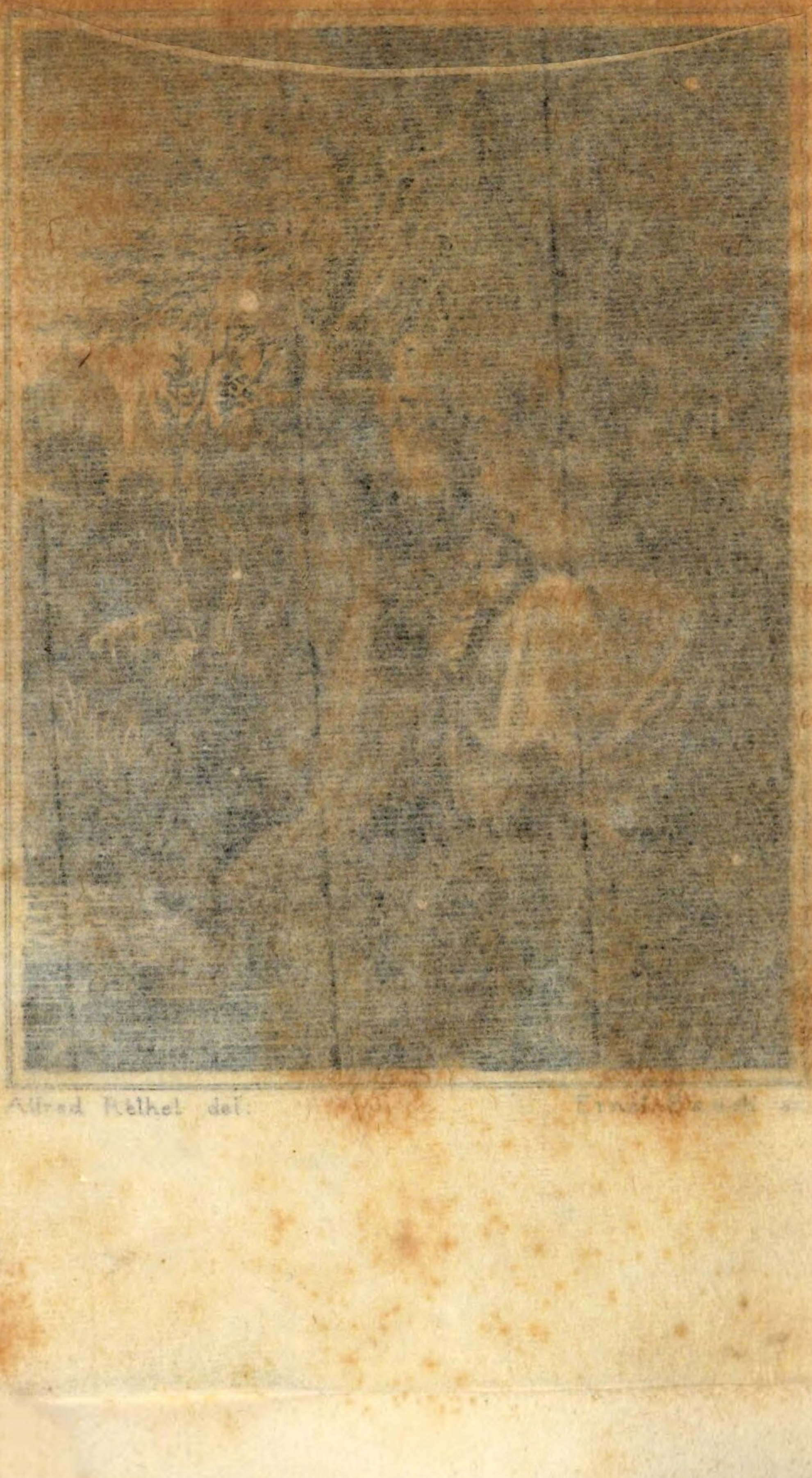
Bald erholte sich Frau Richmodis durch treue Liebe und Sorgfalt. Sie blühte schöner auf denn je und nur zuweilen trübte sie die Erinnerung an den entsetzlichen Zustand, in dem sie gewesen; aber zugleich pries sie dann die göttliche Allmacht, die sie daraus errettet. Sie gebar ihrem Gemahl noch mehre Kinder, die später den Ruhm des alten Geschlechtes vermehrt haben. Mit der größten Kunstfertigkeit aber wob sie in Seide und Gold die Darstellung ihrer Erweckung aus dem Grabe und schenkte dies schöne Werk der Kirche zu den heiligen Aposteln, wo es noch lange Zeit nachher zu sehen war.

Nach einem gottgefälligen Leben entschlief sie sanft und wurde neben ihrem Gatten im Eingange der genannten Kirche beigesetzt. Auch dieses Grab, mit mancher Bildnerei geschmückt, die sich auf die wunderbare Geschichte bezog, ist im Laufe der Zeit verschwunden. Die Nachkommen aber ließen zum ewigen Andenken an die Begebenheit die Zeugen des Wunders, die Pferde, abbilden und aus den Söllerfenstern hinausblicken.

So hat die wundersame Begebenheit sich lebendig erhalten bis auf diese späten Zeiten.

N° 3.

Alfred Rethel del: Ernst Rauch sc:



Alfred Rethel del.

Der Ring der Kastrada.

(Hierzu das Bild III, erfunden von A. Rethel, gestochen von E. Rauch.)

Das anmuthige Thal, in welchem das betriebsame Aachen mit seinem Ruhme alter Zeit und dem Wohlstande und der Blüthe jüngerer Tage zwischen sanft aufsteigenden Höhen sich birgt, hat manches stille freundliche Plätzchen, welches so recht dazu geschaffen scheint, der Poesie vergangener Jahrhunderte, der mittelalterlichen Sage, einen willkommenen Zufluchtort zu bieten, nachdem es ihr zu laut geworden ist und unheimlich in dem Getriebe einer Stadt, in welcher das Moderne allmählig den Sieg davon getragen hat über das Alterthümliche des vormaligen Sitzes des heiligen römischen Reiches. Denn wenig nur des Alten ist geblieben, und wer an Aachens reiche Geschichte denkt, an den großen Kaiser, dem die Stadt ihren Ursprung dankt, an Ludwig den Frommen, der hier so oft und so gerne verweilte, an die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger und Luxemburger, die hier die teutsche Königskrone auf's Haupt setzten, muß erstaunen, statt einer mittelalterlichen Stadt, die er erwartete, eine heitere, neue, geputzte, elegante zu finden. Minder nicht als Feuersbrünste und Unglück haben Veränderungssucht und Mangel an Achtung vor Monumenten und Erinnerungen einer vergangenen Zeit zu dieser Erscheinung beigetragen. Nur das Münster steht noch, auch zwar vielfach erneut und mißhandelt, geflissentlich wie aus Unverstand, aber doch in seinem Haupttheil des großen Karl gepriesener Bau, und das Rathhaus, welchem seine äußere Zierde wiederzugeben, schwerer noch sein

dürfte, als die Wiederherstellung seines Innern, der schöne Brunnen mit des Kaisers Erzbildsäule, die Getreidehalle der Stadt mit den verstümmelten Statuen in den Nischen der Stirnseite, und ein Paar alte Thürme und Thore, Reste der vielen, die einst den Mauerkreis zierten. In der heitern und reichen Umgebung aber ist Manches geblieben, obschon in ihr auch Vieles umgestaltet ward. Da heften sich denn liebe Erinnerungen an graue bemooste Steine, mit dem falben Eppich ranket sich der Gedanke an Thurm und Mauer hinauf, jugendliche Tage scheinen dem Grabe zu entsteigen und ungestört darf die Brust sich ihrer Sehnsucht nach Unerreichbarem, ihrer Trauer um Unerreichtes, das die Vergangenheit und in ihr die Zukunft im Traume verschönte, überlassen.

Wer, der die Poesie der Jugend durchlebt hat und geschwelgt hat vor alten Bildern und in alten Erinnerungen, hat nicht in wehmüthiger Betrachtung vor Frankenbergs Trümmer gestanden? Auch die Burg, an welche Karls des Großen Erinnerung sich knüpft, hat in unsern Tagen das Geschick ungeschickter Erneuung getheilt, weniger glücklich als manche ihrer rheinischen Schwestern, die in den Formen und dem Geist der Jahrhunderte, die sie entstehn sahen, wieder emporstiegen aus ihren Ruinen. Aber auch die Jüngern unter den Bewohnern Aachens erinnern sich ihres ehemaligen Zustandes, als nur der vordere neuere Theil der Friedensburg bewohnt und erhalten da stand, die Thürme aber des ältern Baus halb eingestürzt lagen, mit ihrem Geröll den Abhang des mit Gesträuchen und Bäumen bewachsenen Hügels deckend, um welchen sich der schilfbedeckte Teich, von den Bogen einer hohen Brücke überbaut, dahinzieht, umgeben von üppigen, smaragdnen Wiesen, deren Grenze an mehren Orten die kühle, jetzt leider fast überall gelichtete Waldung bildet. An einem schönen Frühlingsmorgen muß man diese Gegend sehen, um ihren Reichthum und ihre Anmuth ganz zu begreifen; wenn der Thau in Perlen glänzt, wenn die Lerche steigt, wenn das frische Grün der Bäume die alten Thürme der nahen

Stadt nur halb durchblicken läßt in der duftigen Morgenluft. Dann begreift man wie er, der gewaltige, ruhmgekrönte Kaiser, dem die ganze Welt offen stand mit ihren Lockungen und ihrer Majestät und Schönheit, sich dieses Thal auserkor, das ihm lieb war vor allen und das er all seinen Pfalzen und Burgen vorzog in seinem unermeßlichen Reiche.

Unter den vielen, in alten Chroniken und Gesängen, und im Munde des Volkes aufbewahrten Geschichten von dem größten Beherrscher der Teutschen, sind wenige bekannter und rührender, als jene von der Liebe, welche ihn an seine schöne Gemahlin Fastrada fesselte. Hatte sie auch, ihrer Gewalt über Karl bisweilen zu eitel eigenen Zwecken sich bedienend, manche Unruhe im Reiche veranlaßt und manche Unzufriedene, Feinde sogar gemacht: er hing ihr stets mit derselben Zuneigung an. Da erkrankte sie schwer, während sie mit dem Hofe zu Frankfurt, am Ufer des ruhig durch die schöne Ebene fließenden Maines, verweilte. Des Kaisers Betrübniß kannte keine Grenzen: sie steigerte sich zur Verzweiflung, als die geliebte Gattin verschied. Aus dem Gemache, wo sie gestorben war, wich er nicht: ein unerklärlicher Zauber schien sich seiner bemächtigt zu haben. Als die Leiche vor ihm lag, schien es ihm, sie schlafe nur: der Augenblick, wo er an ihren Tod geglaubt, sei ein böser Traum gewesen. Neben ihrem Lager kniete er, bestrebte sich sie zu wecken, rief ihr mit den süßesten Namen.

Des Kaisers Räthe und Höflinge wußten nicht, was zu beginnen. Er wollte nicht davon hören, daß Fastradas sterbliche Reste zur Erde bestattet werden sollten; gebieterisch wies er die von sich, welche davon redeten, und antwortete, sie werde bald wieder erwachen aus ihrem Schlummer. Alle fürchteten für die Vernunft und sogar für das Leben des Herrschers, wenn dieser Zustand noch länger währte. Während sie nun in der quälendsten Ungewißheit schwebten, hatte der fromme Erzbischof Turpinus von Rheims, der Erste in des Kaisers Rath, ein Traumgesicht, das ihm das Räthsel löste. Er sah nämlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiserin

geflochten war — dieser war es, welcher Karl auch jetzt noch an die Abgeschiedene fesselte. Sein Entschluß war bald gefaßt: am folgenden Morgen trat er in das Gemach und ohne daß der Kaiser es bemerkte, nahm er heimlich den Ring zu sich.

Kaum hatte er dies gethan, so stand Karl auf und warf sich weinend in seine Arme. Es war, als gingen ihm jetzt die Augen auf, als erwache er aus einem Traume, als sei ein Zauber von ihm genommen. Er schauderte und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Willig ließ er sich von dem Erzbischofe aus dem Gemach führen, setzte sich zu Pferde und ritt, von den besorgten Bewohnern der Stadt bei seinem Wiedererscheinen hoch begrüßt, nach dem Rheine hin, worauf er bald in seinem geliebten Ingelheim ankam und mit erneutem Eifer sich den Geschäften des Reiches hingab. Wie ein Gesicht war ihm Alles, was seit Fastradas Tode sich ereignet hatte. Ihre sterblichen Reste aber, in Purpur und Gold gehüllt, wurden im feierlichen Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt, und dort in der Abtei von St. Alban zur Erde bestattet, wo Karl ihr ein prachtvolles Grabmal, als Erinnerung an ihre Würde und seine Liebe, zu errichten befahl.

Der Kaiser wollte von nun an immer den frommen Prälaten um sich haben: nichts that er ohne seinen Rath, ohne ihn konnte er nicht leben. Der Erzbischof benutzte zwar diese Zuneigung zum Besten des Reiches und der Kirche, denn er war ein wohlmeinender und weiser Mann; aber sein frommer Sinn nahm doch Anstoß an dem, was ihn ein gottloser Zauber dünkte, der den Kaiser immer noch gefangeu halte. Darum beschloß er sich des Ringes zu entledigen. Mit diesem Gedanken ging er um, als er den Kaiser auf einer Reise nach Aachen begleitete, wo dieser bisweilen seinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In dem Thale umherwandernd, wo die wohlthätigen heißen Quellen entspringen, welche Karl bewogen hatten, sich hier eine Pfalz zu bauen, kam Turpinus an einen kleinen stillen See, der rings von Waldung und

Wiesenteppich eingeschlossen war. In diesen warf er das verhängnißvolle Kleinod.

Von dieser Zeit an glaubte der Kaiser, dem seine oberrheinischen Pfalzen nur trübe Erinnerungen an sein verlorenes Glück erweckten, das grüne Thal nicht mehr verlassen zu können. Nur dann, wenn die Reichs-Angelegenheiten, welche damals den Herrschern nicht gestatteten, an einem bestimmten Ort ruhig zu verweilen, sondern sie bald hie, bald dorthin riefen, es nöthig machten, trennte er sich von seinem Lieblingsort, zu dem er zurückkehrte, sobald er frei war. Nicht bloß die Stadt selbst schmückte er mit Palast und Kirche; auch bei dem nahgelegenen See ließ er eine stattliche Burg erbauen, nachdem er einen Theil der Waldung gelichtet. Hier, in der durch nichts gestörten Einsamkeit saß er oft Stunden lang und blickte auf den Wasserspiegel zu seinen Füßen, und dachte alternd noch vergangener, glücklicher Zeiten.

Der Münsterbau zu Aachen

und der Loosberg.

Ein Jeder hat sicherlich von Kaiser Karl und von seinem Münster in Aachen erzählen gehört. Die geschicktesten Meister und Werkleute wurden aus allen Gegenden des weiten Reichs herbeigeholt, um den Wunderbau aufzuführen, welchen der fromme Herrscher an dem Ort, den er vor allen liebte, der Mutter des Heilandes zu widmen gedachte; die Paläste Welschlands mußten ihre Zierde hergeben, um das neue Gotteshaus, von waldbedeckten Hügeln umringt, würdig zu schmücken. Schon erhob sich das Achteck der Kirche, weit über benachbarten Wohnungen, und schon berechnete man die Zeit, wo sie vollendet da stehen würde: da bemerkte man plötzlich mit großem Schrecken, daß das Geld auf die Neige ging. Langwierige Kriege hatten den Schatz erschöpft, Niemand wußte Rath. Schon waren eine Menge Arbeiter entlassen worden und trauernd sahen die Bürger, wie immer weniger Hände sich regten, wie die Kalkgruben leer blieben, die großen Stämme und die schönen, mit so vielen Kosten hergeführten antiken Säulen von Porfyr und seltenen Marmorarten unbenutzt da lagen, wie Kelle und Winkelmaß mit Staub bedeckt waren. Da erschien eines Morgens ein unbekannter Mann und verlangte zum Magistrat geführt zu werden. Nachdem man seinem Begehren gewillfahrt, erbot er sich das zum Bau nöthige Geld herbeizuschaffen. Die

frommen Aachener hätten seine Füße geküßt, wenn er es gestattet. Mit tausend Danksagungen nahmen sie sein Anerbieten an und frugen, welche Sicherheit er verlange und welche Bedingungen er in Betreff der Rückzahlung mache.

Rückzahlung verlange ich gar nicht, war die Antwort, und die Rathsherren schlugen beinahe rücklings, denn eine solche Uneigennützigkeit war selbst in jenen, im Prozentrechnen weniger geübten Zeiten, etwas Unerhörtes. Aber ihr Erstaunen ward ganz anderer Art, als der räthselhafte Gast fortfuhr: Zur einzigen Bedingung mache ich, daß die erste Seele, welche in die fertig gewordene Kirche eingeht, mein wird. — Da merkten die Herren, mit wem sie zu thun hatten — sie waren im Begriff ein Kreuz zu schlagen und ein Apage Sat . . . schwebte dem Gelehrtesten auf der Zunge, als die vernünftige Betrachtung, daß eine so schöne Gelegenheit, die Kirche ohne Schwierigkeit und ohne daß man auf das Geld zu sehen brauche, zu vollenden, nicht leicht zum zweiten Male sich darbieten würde, ihren frommen Abscheu noch zur rechten Zeit im Zaume hielt. Der Fremde, ohne eine Miene zu verändern, sah sie scharf an und nachdem die Bestürzten die Antwort hervorgestottert, daß sie die Sache überlegen wollten, entfernte er sich mit der Bemerkung, er werde am folgenden Tage zurückkehren, um ihren Entschluß zu vernehmen. —

Die Bauluft scheint vor zehn Jahrhunderten den Aachenern im hohen Grade eigen gewesen zu sein, denn sie trug es über alle Gewissensskrupel davon. Der Pakt mit dem Ungenannten, aber nicht mehr Unbekannten, ward also eingegangen und noch an demselben Tage strotzten alle Kassen von Gold. Da es mit dem üblichen Reichsgepräge versehen war, so scheute sich Niemand davon anzunehmen; da es auf so leichte Weise erworben ward, so scheute sich auch Keiner es ungehindert auszugeben, indem weder Kaiser noch Volk darunter litten. Rasch wurde die Arbeit gefördert und bald wölbte sich das hohe Kuppeldach über dem doppelten Arkadengeschoß, wovon das obere im Schmuck der Säulen

Italiens und mit reichen Musiven auf goldnem Grund prangte, zu deren Verfertigung die besten Meister aus Rom gekommen waren, wo diese Kunst damals wie jetzt noch in hoher Blüthe stand. Das Münster war endlich so weit fortgerückt, daß man an die Einweihung dachte. Nun war aber wiederum guter Rath theuer, denn Keiner hatte Lust der Erste zu sein, der die verhängnißvolle Schwelle betrat. Der Fremde hatte sich nicht wieder blicken lassen, aber man zweifelte nicht daran, daß er sich seinen Lohn zur rechten Zeit holen werde. Da wurde denn von den geistlichen und weltlichen Machthabern von neuem berathen und endlich schien man ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, denn es ward angesagt, daß am Dreikönigefeste — man schrieb damals das Jahr des Herrn 804 — die große Ceremonie Statt finden sollte, zu welcher Papst Leo selbst von Rom nach Aachen kam.

Am Morgen Epifaniä waren die Höfe und Säle der kaiserlichen Pfalz mit Tausenden gefüllt. Die hohe Geistlichkeit in prachtvollem Ornate und die Reichsfürsten in glänzendem Anzuge begaben sich hin, auch Karl hatte seine gewöhnliche einfache Kleidung abgelegt, und erschien im Kaiser-Ornate. Auf dem Münsterplatze wogte das Gedränge des Volks, aber Jeder blieb dem großen Thore fern; nur ängstliche, scheue Blicke wurden dahingesandt, obgleich man nichts Fremdartiges dort bemerkte. Da nahte mit raschen Schritten ein Haufe bewaffneter Trabanten der Kirche, und als sie nur noch in geringer Entfernung vom Thore sich befanden, jugen sie einen großen, kurz vorher gefangenen Wolf in die Kirche hinein. Ein schreckliches Getöse erhob sich — wüthend und flammenspeiend schoß eine Teufelsgestalt auf das Thier zu und erwürgte es im Nu mit ihren scharfen Krallen. —

Da entstand ein gewaltiger Jubel der zahlreich versammelten Menge und im Augenblick, wo der Erzfeind sich mit der Seele des unglücklichen Wolfes, den man ihm, statt der gehofften Menschenseele in den Rachen gejagt, unter fürchterlichem Geheul und Zähnefletschen empfahl, begannen die Glocken des Gotteshauses freudig zu läuten und vom

Papst und 365 Bischöfen und Prälaten begleitet, zog Kaiser Karl feierlich und unter Absingung der kirchlichen Hymnen in den prachtvollen Tempel ein.

In seinem furchtbaren Grimme aber war Herr Urian fortgeflogen auf des Sturmwinds Flügeln und kam heran an's Meergestade, wo die Brandung tief unter ihm wild emporbrauste. Nichts als Rachegedanken für den vom frommen Kaiser ihm gespielten Betrug, erfüllten seine schwarze Seele: er wollte Karl und mit ihm die neugegründete Kaiserstadt schmählich verderben, zusammt dem schönen Münster, das er in Hoffnung des reichen, bedungenen Lohns, selber mit hatte erbauen helfen. Ueber seinen Plänen brütend, erblickte er plötzlich die weiten Sanddünen des Meergestades und der hämische Gedanke durchzuckte seine Seele, unter einem solchen Sandberge die Stadt sammt allen ihren Bewohnern zu begraben. Gedacht, gethan! Mit Wetterschnelle stürzte er von seiner luftigen Höhe hinab auf das Ufer, unsichtbare Hände halfen ihm und so ward bald eine lange Düne losgerissen von dem Boden, wo die Fluth sie seit Jahrhunderten angeschwemmt; wie einen Mehlsack lud der Böse sie rasch auf seine Schulter und so ging's huckepack nach dem nichts ahnenden Aachen hin.

Die Reise mochte dem schwarzen Verderber doch am Ende etwas unbequem vorkommen. Die Länge des Sandhügels bewirkte, daß derselbe sich nach beiden Seiten sackförmig überbog, so daß der vorn herabhängende Theil dem Träger die Aussicht benahm und er sich fast auf seinem Wege verirrt hätte. Doch fand er sich wieder zurecht, als er leichtfüßig über die Maas schritt und sich nun auf's Aachener Thal zutrollte. Da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Wind und streute ihm so viel Sand in die Augen, daß er kaum noch vor sich hin sehen konnte. Dadurch ward ihm die Wanderung immer beschwerlicher und nur mit Mühe gelangte er an das Spersthal. Da begegnete ihm ein altes Weib, welches des Weges von Aachen herkam und erschrocken über den wandelnden Sandberg und seinen schwarzen Träger

stehen blieb. „Wie weit habe ich noch bis Aachen?" frug Herr Urian die Alte, seine Stimme zu möglichster Lieblichkeit versüßend. Die Alte merkte das Plänchen: sie hatte bei dem Baue des Münsters den Bösen oft genug in's Auge gefaßt und seine Gesichtszüge waren ihrem Andenken noch nicht entschwunden. „Ach," erwiderte sie schlau, „da seid ihr ganz vom Wege abgekommen, lieber Herr. Schauet nur gefälligst auf mein Fußzeug: ich habe die Schuhe in Aachen neu angezogen und jetzt sind von dem langen Gehen die Sohlen bereits ganz zerrissen."

Da stieß der Schwarze einen Fluch aus, daß das ganze Thal davon erdröhnte und die erschrockene Alte mehre Schritte weit zurücksprang. „Ich bin der Schlepperei müde!" rief er wüthend aus — „für jetzt mag das betrügerische Nest meinem Grimme entgehen, ich werde doch schon in Zukunft Zeit und Gelegenheit finden, mich zu rächen." Und mit diesen Worten schleuderte er seine sandige Last von den Schultern auf die Erde und erhob sich flammensprühend in die Luft. Dies war das letzte Mal, daß man den Schwarzen in propria persona in Aachen und seiner Umgegend umherwandern sah — die Aufklärung hat ihn bald in seine schwefeligen Schlupfwinkel hinabgejagt. Doch will man noch dann und wann seine geheime Anwesenheit verspürt haben, nur ist man noch nicht einig über das Kostüm, worin er in späterer Zeit erschienen.

So war Aachen durch die List des alten Weibes von dem Untergange gerettet. Der Berg ist noch vor den Thoren der Stadt zu sehen und oft wandern die aachener Bürger zu seiner freundlichen, sonnigen Höhe hin, nicht daran denkend, wie unheilvoll er einst für die liebe Vaterstadt hätte werden können. Und die tiefe Gasse, die noch jetzt den Loosberg von St. Salvator scheidet, ist durch das heftige Niederwerfen durch Meister Urian entstanden, indem diese von dem Stoß in der Mitte platzte und so die beiden Berge bildete.

Während nun an dem Hauptthor der Kirche, welches dem Baptisterium zugewandt ist und den Namen der Wolfs-

thüre führt, das in Stein gehauene Bild des armen Opfers zu sehen ist, ruft noch heutigen Tages der Name Loosberg dem Wanderer in's Andenken zurück, daß ein Weib selbst dem Teufel zu los*) war und ihn durch ihre Kniffe anführte. Die Aachnerinnen haben ein Recht, noch jetzt darauf stolz zu sein, wenn sie an das dadurch abgewandte Unheil denken. Und doppelt können die Bewohner sich Glück wünschen zu ihrem Pakt mit dem Schwarzen. Denn der Berg, den sie ihm verdanken, gewährt die weiteste und anmuthigste Aussicht auf Stadt und Gegend, welche zu bewundern, man gerade kein Aachener zu sein braucht.

---

*) loos, lus, lose — verschlagen, verschmitzt, pfiffig.

Die bucklichten Musikanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlösers Geburt 1549, kam ein armer bucklichter Spielmann spät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woselbst er bei einer Hochzeit aufgegeigt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort und so ging er denn wohlgemuthet am Münster vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erschrack er auch um so mehr, als er nun hörte, wie spät es in der Nacht sei und dazu sich in der Luft ein seltsames Geschwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln, vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geisterstunde und ihrem Spuke zu entfliehen und beugte schüchtern in die Schmiedstraße ein, um durch sie zu seiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobstraße gelegen. Was begegnete ihm aber, als er das Pervisch (den Fischmarkt *) betrat! Alle Fischbänke, mit schneeweißen Tischtüchern bedeckt, schimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die dunkle Nacht erhellten; köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln aufgetragen und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen.

---

*) Pervisch, so heißt in der Volkssprache der Fischmarkt, der zugleich Vorplatz der Domthüre, von dem französischen parvis, Platz vor der Hauptkirche einer großen Kirche. (Müller und Weitz, die aachener Mundart. Idiotikon.)

Um die Tische herum aber saß eine Menge der reichgekleidetsten Damen und ließ es sich trefflich schmecken. Erschrocken hockte sich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er sich entsetzt der Quatember-Nacht und ihres Hexenspuks. Doch es war zu spät: eine der zunächst sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, stand auf und nöthigte ihn zum Tische. Dann aber sprach sie zu dem Spielmann, der mit vor Angst klappernden Zähnen und schlotternden Knieen dastand: „Fürchte dich nicht und spiele uns eine lustige Weise auf; wir werden dir dessen Dank wissen.“ Und indem sie so sprach, reichte sie dem Zagenden einen Pokal mit würzigem Wein gefüllt. Dieser ermuthigte wundersam den Musikanten dergestalt, daß, sobald er den Becher bis auf die Nagelprobe geleert hatte, er seine Geige zur Hand nahm und lustig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf stand, bei Seite geschafft: die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben sich allzumal bei dem Tone seiner Geige und bald wirbelten die Paare durcheinander. Nun aber ging es immer schneller und schneller und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zerspringen und ihm Hören und Sehen vergehen. Indeß sausten die Paare noch immer durcheinander im Reigen, während sein Arm kräftig den Bogen führte und sein Spiel von selbst aus einer Weise in die andere überging, und oft so stark wurde, daß es ihn bedünkte, als sei ein ganzes Konzert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt, welche alle in seine Töne einstimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da summte endlich die Thurmuhr drei Viertel auf Eins und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne; Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben müsse oder scheiden dürfe. Da trat die frühere

Dame wieder zu ihm heran und sprach: „Braver Spielmann, du hast uns wacker vergnügt, drum soll dir auch nun des Lohnes werden!“ Und damit hatte sie ihm bereits sein Wams ausgezogen und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihn getreten und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher als unser erleichterter Spielmann! Dankdurchdrungen wollte er niederfallen vor seiner Wohlthäterin, — da aber schlug es Eins und Damen, Lichter und köstliches Mahl waren verschwunden und nur der Spielmann stand noch allein in der dunkeln Nacht. Da aber fühlte er abermals nach seinem Rücken; denn ihm war es noch immer zu Muthe, als bestehe sein ganzes Abentheuer nur in einem Possen, den seine erhitzte Einbildungskraft ihm spiele. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und schlank und sein Höcker verschwunden. Wer vermöchte wol die Freude seines Herzens zu beschreiben, in welcher er nun nach seinem Wams griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite Freude sollte ihm beschieden sein. Als er dasselbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich schwer vor; und als er nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Gewichtigkeit forschte, fand er beide Taschen mit Gold gefüllt und eilte als ein zwiefach glücklicher Mann nach seiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann fast nicht mehr wieder, bis ihr seine Erzählung von dem Begegnisse der Nacht den Hergang erklärte. Da staunte die fromme Frau sehr und pries den Himmel, der das Alles noch so glücklich gefügt, und war froh, statt eines krummen Ehegatten einen geraden zu haben. Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück in's Haus gebracht, unter dem Bilde des Schutzpatrons aufgehängt und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindes-Kinder als ein Heiligthum bewahrt.

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht alsobald in der Nachbarschaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen sich vorzüglich ein anderer, ebenfalls bucklichter

Musikant durch seinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Gesellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht und er richtete sein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich oder noch zuvor thun zu können. Deswegen übte er sich den ganzen Tag die schönsten Weisen ein und begab sich nun auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Pervisch. Dort fand er auch richtig dasselbe Gelage und ward bald darauf zum Spielen aufgefordert. Aber welch ein Unterschied! Kaum hatte er in stolzem Selbstvertrauen seine lustig-künstlichen Melodien angehoben und die Damen sich zum Tanze erhoben, als er auf ein Mal aus der Tanzweise in ein Sterbelied fiel und eine so traurige und herzbrechende Weise aufsiedelte, daß höllisches Gepfeife und Gezische sich um ihn herum erhob und die Paare sich trübselig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, seine besten Melodien vorzutragen, musizirte stracks drauf los und erwartete nun, da der Tanz geendet war, nichts weniger als einen noch reichern Lohn, denn sein Vorgänger, und trat daher, Rock und Weste ausziehend, keck zum Tische. „Ei, ei! beste Frau!" rief er spöttisch, da er, in der oben an dem Ehrenplatze der Tafel sitzenden Dame die gestrenge Frau Bürgermeisterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem sonderbaren Mahle präsidirte — „was würde wol der Herr Gemal sagen, wenn er Sie hier auf der Besenstielfestlichkeit anträfe? Aber lassen eure Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn stehen, denn die Nacht ist kalt und es schlottern mir alle Knochen in der Herbstluft. Ich denke, mein Spiel ist doch noch wohl eines bessern Preises werth, als das des Stümpers, der euch bei'm letzten Feste die Ohren gellen machte?" Doch wie sollte er sich täuschen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer silbernen Schüssel und ehe er sich's versah, klebte der darin aufbewahrte Höcker seines Gesellen vor seiner Brust. So stand denn der Neidhart mit doppeltem Bollwerk umgeben und traute seinen Augen nicht, bis im selben Momente

beim ersten Schlage der Morgenstunde der Spuk verschwand und er sich unter zwiefacher Last nach Hause trollen konnte, um lange Jahre hindurch das Warnungszeichen seiner Mißgunst mit sich herum zu schleppen, welches er sich selber aufgebürdet.

Pfalzgraf und Kaiserstochter.

Zur Zeit als Otto, der Dritte dieses Namens aus dem sächsischen Kaiserhause, in zarter Jugend den Thron seiner ruhmbekränzten Vorfahren bestiegen hatte und König von Teutschland geworden war, leitete die griechische Prinzessin Theofania, Otto's des Zweiten Wittwe und Mutter des jungen Königs, eine überaus gewandte und mit den glänzendsten Eigenschaften begabte Frau, das Staatsregiment. Nur durch ihre Klugheit war dem jungen Otto das Reich erhalten worden, indem er an dem römischen Konsul Crescentius Nomentanus und vorzüglich an dem Baiernherzoge Heinrich, dem nachmaligen Könige Heinrich II., gefährliche Gegner und Nebenbuhler hatte, von denen der letztere ihn einmal heimlich gefangen nehmen ließ und nur auf die wiederholten Vorstellungen und Drohungen der sämmtlichen Reichsstände wieder herausgab. Theofania gab ihrem Sohne den gelehrten Benediktiner-Mönch Gerbert, der nachmals den Stuhl Petri als Sylvester II. bestieg, zum Lehrer, und dieser große Mann bildete seines Zöglings Herz und Geist, flößte ihm die Tugenden und erhabenen Gesinnungen ein, welche den Regenten zieren, und erregte durch seine weisen Lehren und sein Beispiel Otto's Milde und Freigebigkeit, welche, bisweilen zwar, aber auf kurze Zeit nur verdunkelt, des Königs rasch enteiltes Leben zierten und seinen Tod allgemein betrauert machten.

Unter den Räthen der verwittweten Kaiserin war Ezo, Pfalzgraf von Aachen, ein Mann, der, obschon in der Blüthe

seines Lebens, doch einer der Ersten war an Rath und That. Er hatte durch seinen raschen Entschluß, kurz vor dem Beginne dieser Geschichte vermocht, daß der König Lothar von Frankreich, der in Lotharingen eingefallen war und die Stadt Verdun in Besitz genommen hatte, diesen Platz baldigst verließ und sich ohne Schwerdtschlag in seine Erblande zurückzog. Er war bei Otto's Gefangennehmung und nachmaliger Befreiung einer der kühnsten Sprecher gegen Heinrich von Baiern gewesen und besorgte mit unermüdlichem Eifer die Geschäfte des Reiches und des Königs. Deswegen hatte ihn Theofania besonders liebgewonnen und zu ihrem Vertrauten erhoben. Und Ezo rechtfertigte das Vertrauen der Kaiserin, denn es war unter den Herren am Hofe keiner aufmerksamer und fleißiger, als der junge Pfalzgraf, der darum von Allen geachtet wurde und sich durch seine leutselige Gemüthsart die meisten Großen zu Freunden machte. Auch der König gewann Herrn Ezo lieb, der ihn in den Leibesübungen, die sich für einen ritterlichen Jüngling schickten, unterwies. So war der Pfalzgraf bald der erste Rath der Kaiserin, welche sich seiner in den meisten Unternehmungen bediente, die Klugheit, Umsicht und Verschwiegenheit forderten, und der Liebling Otto's und der Gutgesinnten in seiner Umgebung.

* * *

In dem adeligen Klosterstifte zu Essen, jenseits des Rheins, saß in einem schöngewölbten und zierlich eingerichteten Kämmerlein Frau Adelheid, die Schwester des verstorbenen Kaisers und Aebtissin des Klosters, ihr zur Seite an dem geschweiften Fensterbogen ein junges blühendes Mädchen. Blonde Flechten fielen über den Schwanenhals hinunter und die sanften blauen Augen schauten züchtig auf die Arbeit, welche ihre niedlichen Finger hielten, während die Strahlen der Morgensonne durch die buntgemalten Fensterscheiben fielen und das Zimmer und die Anwesenden mit einem wunderbaren Farbenglanz übergossen. Ein künstlich geschnitztes

Bild der Jungfrau prangte an einem kleinen Altar, um den mehre Heiligenbilder mit zierlich vergoldeten Rahmen und feinem Schnitzwerke herumhingen, welche lieblich aus der leuchtenden Einfassung hervorschauten. Vor dem Marienbilde standen zwei porzellanene Gefäße mit süßduftenden Blumen, deren mannigfaltige Farben mit dem glühenden Feuer des Fensterglases zu wetteifern schienen. Das holde Mägdlein war Mathilde, die Schwester des jungen Königs Otto, welche der Aebtissin, ihrer Tante, zur Erziehung übergeben worden war und von ihr zum Klosterleben bestimmt wurde. Denn die Aebtissin war eine Frau von großer Frömmigkeit und wünschte ihre Pflegbefohlene, welche sie herzlich liebte, fern von dem Gewühle der Welt, je eher je besser, in dem Schutze der klösterlichen Mauern mit dem Schleier bekleidet zu sehen, ohne erst Mathildens Neigung zu erfragen.

Das schüchterne Mädchen wagte nicht, sich der Tante, welche sie innigst verehrte, zu widersetzen, obschon sie keinen innern Beruf zum Klosterleben erkannte. Denn ein Augenblick hatte über das Schicksal ihres Lebens entschieden: sie liebte. Bei ihrer letzten Anwesenheit zu Aachen hatte der junge Pfalzgraf, sowol durch seine schöne Gestalt, als durch seine einnehmenden Reden, seine Tapferkeit und seinen Hochsinn, das Herz der zarten Jungfrau gefesselt: das Morgenroth der Jugendliebe war ihr aufgegangen. Und da sie von allen Anwesenden und selbst von ihrer Mutter Ezo's Lob vernahm und sah, welche ehrenvolle Auszeichnung ihm zu Theil wurde, so befestigte sich immer mehr diese Neigung.

Aber auch dem Pfalzgrafen war es ergangen, wie Mathilden. Mehre Male verwirrte er sich augenscheinlich, wenn sie ihn im Gespräche anblickte, ein glühendes Roth überflog seine Wangen und er sah still vor sich nieder. Doch, obschon aus altem adeligen Geschlechte, wagte er es nicht, seine Augen und Wünsche bis zu einer Kaiserstochter zu erheben. Er beruhigte den gewaltsam pochenden Busen, der oft die Hülle zu sprengen drohte, wenn er in Gesellschaft der Geliebten war und sie sich ihm mit Schüchternheit und Milde

näherte. So kam es zwischen den Liebenden nie zu Worten, obschon ihre Blicke sich genug sagten, denn Ezo hielt sich immer in gemessener Entfernung, er zagte und fürchtete und hielt es für besser, sich ganz zurück zu ziehen und sich nur da, wo sein Amt und seine Pflicht es nothwendig machten, vor der Prinzessin zu zeigen. So kam es, daß, als Mathildens Aufenthalt am Hofe zu Ende ging und sie nach Essen zu der Aebtissin zurückkehrte, diese eine große Veränderung an ihr merkte, sie war oft zerstreut und in sich gekehrt, so daß ihr Geist bisweilen abwesend und anderswo zu weilen schien.

So war es auch wieder heute. Mathilde hatte schon lange durch das Fenster gestarrt, wo im schön eingerichteten Klostergarten tausend Blümlein blühten und die zwitschernden Vögel sich des belebenden Strahles der Frühlingssonne erfreuten. Des Mägdleins Finger ruheten mit der unvollendeten Arbeit in dem Schooße. Verwundert schaute die Aebtissin sie eine Zeitlang an, dann brach sie aber das lange Stillschweigen:

„Was habt ihr denn, Mathilde, daß ihr da wieder in's Blaue hineinsehet und der Arbeit nicht Acht habt, welche euren Händen entfallen ist?"

„Ich dachte" — erwiderte jene schnell, stockte aber plötzlich, die Aebtissin anblickend und schlug verwirrt die Augen nieder.

Kopfschüttelnd wendete die Aebtissin sich ab und sprach für sich, indem sie zum Altar trat und sich auf den Stufen desselben zum Beten niederließ:

„Die wird nimmerhin eine gute Klostergeistliche, trotz der Sorgfalt, womit ich sie zu diesem Stand erziehe. Des Himmels Wille geschehe!

* * *

Zu Aachen in der Kaiserpfalz befand sich an einem Nachmittage König Otto in Gesellschaft seiner beiden Schwestern, Sophia und Adelheid, und mehrer Großen seines Hofstaates;

unter ihnen war auch Pfalzgraf Ezo. Da begab es sich, daß der junge König, der ein großer Freund des Schachspiels war und darin einem Jeden stehen zu können glaubte, den Pfalzgrafen zu einem Gange auf dem Schachbrette entbot. Herr Ezo war sogleich bereit, Otto's Gesuche Folge zu leisten, denn er hatte sich in diesem sinnreichen Spiele geübt und eine ziemliche Fertigkeit darin erworben. Nachdem nun ein Diener das Spiel hereingebracht und die beiden Kämpfer sich am Tische niedergelassen hatten, ward als Bedingung festgesetzt, daß derjenige, welcher den Gegner in drei Gängen nach einander besiegen würde, einen beliebigen Preis von dem Andern fordern könne, den dieser ihm, so es in seinem Vermögen stehe, geben müsse.

Ezo hatte schon bei sich bestimmt, welchen Preis er von dem Könige fordern wollte, im Falle er das Glück haben würde, Sieger zu sein. Er sah diesen Zufall als die größte Gunst des Geschickes an, denn er hatte sogleich bei sich beschlossen, keinen andern Siegespreis zu heischen, als Mathilden. Deswegen zitterte er sichtlich, als der König das Spiel begann und er dagegen setzen mußte: denn wie leicht konnte er verlieren, und dann stürzte das Kartengebäude seines geträumten Himmelreichs in ein Nichts zusammen! Doch verlor er seine Geistesgegenwart nicht. In jeder Figur, womit er auf den Gegner anrückte, sah er seine Mathilde; dies machte ihn sehr vorsichtig, so daß Otto, der sich alle erfinnliche Mühe gab, ihn in die Enge zu treiben, trotz seinem kunstreichen Spiel ihm nichts anhaben konnte.

Das erste Spiel war beendigt, der König matt. Ezo, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, dankte dem Himmel, aber er hatte noch die größte Gefahr zu bestehen, denn der König konnte jetzt seine Anstrengungen verdoppeln, um einer nochmaligen Niederlage zu entgehen. Das zweite Spiel begann. Otto, ärgerlich über seinen Verlust, spielte hitziger und gab sich dadurch mehre Blößen, welche der Pfalzgraf benutzte, so gut er es vermochte. So ging es in einem fort und am Schlusse des dritten Spiels war Ezo Sieger.

Der König war dreimal matt geworden. Wer vermag zu beschreiben, was in Ezo's Gemüthe vorging! Es war jetzt an ihm, den Preis zu fordern. Mathildens Name schwebte ihm auf der Zunge, aber immer schwieg er wieder. Wie leicht, dachte er, kann der König dir trotz seines gegebenen Wortes die Schwester abschlagen und erklären, daß es so nicht gemeint gewesen sei. Die Anderen aber schauten verwundert auf den Pfalzgrafen und erwarteten, daß er sich ein großes Geschenk in Gold und Silber, eine Stadt oder gar ein Herzogthum von dem Könige ausbitten würde. Endlich siegte das Vertrauen auf sich und Otto in des Pfalzgrafen Brust, entschlossen trat er zum harrenden König und ließ sich auf ein Knie vor ihm nieder, aber nur mit leiser zitternder Stimme vermochte er die Worte hervorzubringen:

„Hoher Herr, gebet mir Mathilden, eure Schwester, ich liebe sie schon lange und ihr macht dadurch zwei Herzen glücklich!"

Staunend sahen die Hofleute den Pfalzgrafen an, der sein Schicksal erwartend noch immer vor dem Könige das Knie beugte. Da trat Theofania in den Saal, und als man ihr auf ihre Frage den Vorfall erzählte, beschloß sie sogleich sich des Pfalzgrafen anzunehmen. Darum trat sie zum Könige — der noch immer unentschlossen dastand und nicht wußte, was er thun sollte — und sprach zu ihm:

„Mein Sohn, ihr müsset euer Versprechen halten. Gebet dem Pfalzgrafen Mathilden, er hat sie um euch und um mich verdient. Mein mütterlicher Segen wird den Bund der Liebe krönen." — Und Otto, der Theofania als seine Mutter, seine Beschützerin und Rathgeberin über Alles achtete und liebte, stand keinen Augenblick an, ihrer Bitte Gewährung zu leisten, so daß es schien, als habe er nur ihre Dazwischenkunft erwartet, um den Pfalzgrafen, den er schon lange als seinen treuesten Diener erkannt hatte, zu beglücken. „Nehmet sie denn hin," sprach er — Ezo liebevoll aufhebend — „und seid glücklich. Bleibt eurem König und Bruder treu und er wird immer für euch in Liebe sorgen."

Ezo wußte sich vor Wonne nicht zu fassen. Er glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen, als er des Königs liebevolle Antwort vernahm, und dankte Otto und Theofania tausendmal im seligsten Entzücken. Glückwünschend umringten ihn seine Freunde und Alle waren höchlich erfreut, daß die Sache einen so guten Ausgang genommen, denn sie liebten und achteten Alle den Pfalzgrafen.

Und dieser begab sich mit einem Schreiben des Königs sogleich auf den Weg nach Essen, um seine Braut nach Aachen abzuholen.

* * *

Der Frühgottesdienst war vorbei, die Nonnen waren wieder zu ihren Zellen zurückgekehrt, als zwei Reiter auf dampfenden Rossen vor der äußern Pforte des Klosters hielten und Einlaß begehrten. Das Thor wurde geöffnet. Der vordere Reiter sprang ab und gab dem Diener das Roß zu halten, worauf er eintrat und die Prinzessin Mathilde zu sprechen wünschte. Man führte ihn sogleich in das Sprechzimmer, wo die Prinzessin gleich darauf eintrat. Sie erröthete sanft, als sie den Pfalzgrafen erkannte, der sich ihr mit achtungsvollem Gruße näherte und aus seinem Lederkoller einen Brief hervorzog, den er ihr überreichte. In diesem Briefe verkündigte Otto der Schwester, was sich zugetragen und was er verheißen. Das Schreiben fiel ihr aus der Hand: mit einem ungewissen Blicke sah sie auf. Sie wußte nicht, ob es Traum oder Wirklichkeit war, sie glaubte es sei Täuschung, denn wer vermag sich im ersten Augenblicke eines nie geahnten Glücks von dem wirklichen Dasein desselben zu überzeugen: dann aber schaute sie mit der Innigkeit der Freude und Liebe auf den Palzgrafen.

„Mathilde, meine Mathilde!“ jubelte Ezo auf und die höchste Seligkeit spiegelte sich in seinem Auge, er eilte auf die Geliebte zu und drückte sie im Taumel des Entzückens an die klopfende Brust.

Nun begaben sich die Liebenden zur Aebtissin. Als der Pfalzgraf dieser eröffnete, was sich ereignet, äußerte sich der Unwille der geistlichen Frau und er mußte manch hartes Wort von ihr hören, da sie durchaus nicht in Mathildens Entfernung willigen wollte. Diese aber stand mit niedergeschlagenen Augen, einem lieblichen Heiligenbildchen gleich, neben dem Geliebten. Als aber Ezo nicht nur Otto's, sondern auch Theofaniens Einwilligung erwähnte, vermochte sie freilich nichts mehr gegen die Heirath einzuwenden und mußte schon ihre Zustimmung geben. Sie tröstete sich mit der Aussicht, daß eine oder die andere der kaiserlichen Prinzessinnen das, wie sie meinte, von Mathilden verscherzte Glück ergreifen würde, was auch wirklich geschah, indem Adelheid Aebtissin zu Quedlinburg und Sophia Aebtissin zu Gandersheim wurde. Ezo und Mathilde reisten ab, nachdem sie ihren Segen erhalten. Die Fahrt nach Aachen ging rasch vor sich und der versammelte Hof empfing die Liebenden, welche bald darauf zu Brauweiler, einer nicht ferne von Köln an der Straße nach genannter Stadt gelegenen Abtei, unter Theofanias mütterlichem Segen, durch die Hand des Priesters auf ewig verbunden wurden.

Das ist die wunderbare aber wahrhafte Historie von dem Pfalzgrafen und der kaiserlichen Prinzessin, wie sie in Chroniken und Geschichtsbüchern der verflossenen Zeiten erzählt wird. Ezo und Mathilde lebten lange glücklich beisammen in gottgefälligem Ehebunde und dienten dem Herrn, der Alles so glücklich und wol gefügt hatte.

Der Hinzenthurm.

Im alten limburger Lande, dort, wo die Emmaburg sich auf steilen und schroffen Steinmassen erhebt, gab es in den Felsen viele, jetzt meist verschüttete unterirdische Gänge, in denen ein Koboldgeschlecht sein Wesen trieb, welches das Volk die Hinzenmännchen nannte. Bei Tage ließen sie sich zwar nicht sehen, in der Nacht aber ging es desto toller zu. Denn sobald die Mitternachtstunde geschlagen, schwärmten sie weithin durch die Umgegend und machten ein solch Getöse und Geklapper an den verschlossenen Hausthüren, daß die Einwohner nicht anders vermeinten, als ziehe der leibhaftige Satan mit seinem wilden Heere durch Straßen und Flur. Das dauerte dann eine gute Weile, bis endlich mit dem Glockenschlag Eins der Lärm sich allmählig nach den Felsenklüften zurückzog und man daraus wol schließen konnte, daß nun die Hinzenmännchen wieder nach Hause gekehrt. Dort fing alsdann ein lustiges Schmausen und Jubiliren an. In ihren Grotten und Gängen ward's plötzlich helle und manch verirrter Hirt und Wanderer hat, von dem wundersamen Lichterschein gelockt, es staunend mit angesehen, wie das kleine Völkchen lustig und wohlgemuth um langgedeckte Tafeln gelagert, sich an den köstlichen Speisen und edelsten Weinen ergötzte. Ja einstens sogar erlauschte ein kecker Jägerbursche, der sich tiefer in die unwegsame Schlucht hineingewagt, folgenden Gesang, der leise und wunderbar durch die Gänge schallte:

In ödem Felsgestein
Um Mitternacht,
Beim hellen Ampelschein,
Wenn rings des Schlummers Macht
Die Menschen, die trägen, auf's Lager gestreckt,
Dann jubeln wir lustig, fröhlich und frei,
Und ehe der Hahn noch die Schläfer geweckt,
Ist schon unser ganzes Gelage vorbei.
Heisa, Juchhei!
Alles vorbei!

Dann aber sah der verwegene Geselle, wie drauf die lustigen Zecher mit den kleinen goldnen Bechern zusammenstießen und fröhliches Rufen und Zureden in der Runde erging, bis endlich, als schon Morgenroth den Osten purpurn säumte, dies Zechlied den Schmaus beschloß:

Laßt die Becher kreisen,
Kling, Klang, Kling;
Laßt die Stund' uns preisen,
Ting, Tang, Ting;
Was des Tages Scheinen
Trennt, Klang, Kling,
Muß die Nacht vereinen,
Trinkt, Tang, Ting.

Und wie der letzte Klang verhallet, war auch Alles verschwunden. Doch theuer mußte der Lauscher seinen Vorwitz büßen. Denn von dem Augenblicke an, da er den staunenden Nachbaren das Gesicht dieser Nacht erzählt, versiechte er zusehends an Leib und Gemüth. Der Geisterlieder Weise lag ihm immerdar im irren Sinne, und als das nächste Zwielicht die Umrisse des Gebirges verhüllte, summte er noch einmal hell den Schlußreim vor sich hin und eilte in wildem Sprung dem Felsgeklüfte zu. Nie hat eines Menschen Blick ihn jemals wiedergesehen.

Der unausgesetzten Beunruhigung müde, sannen indeß die Bewohner der Gegend allesammt, wie sie sich vor dem Spuke der kleinen Koboldleutchen sichern und davon befreien

könnten. Beschwörungen, die schon öfters aus Priestermunde über sie ergangen, richteten nicht viel aus, denn obschon die Hinzlein sich alsdann eine Zeitlang ruhig verhielten, so kehrten sie gleichsam dem heiligen Werke zum Trotze bald wieder zurück und trieben dann noch tolleren Unfug. Da vereinten sich endlich alle Bewohner des Gaues, auf gemeinsame Kosten eine Kapelle, und zwar dicht an dem Felsengrunde der Emmaburg, zu erbauen und förderten rasch diesen Entschluß zur That. Bald stand des heiligen Kreuzes Zierde auf dem neuen Gotteshause und zur Stunde, als sein geweihetes Glöcklein die Gläubigen zur heiligen Messe rief, war auch der Hinzlein Spuk aus Felsen und Gegend fortgebannt.

Kaum aber hatten die erlösten Landleute dem hochweisen Magistrat der freien Reichs- und Krönungsstadt Aachen die Anzeige von der Hinzen Verschwinden aus der Umgebung der Emmaburg gemacht, so ging in Aachen der Teufelsspektakel los. An dem äußern Stadtwalle zwischen dem Sandkaul- und Kölnerthore, stand ehemals ein hoher Mauerthurm, deß unterirdische Gänge weit hinaus in's Land führten. Niemand hatte bisher seine unerforschten Tiefen zu betreten gewagt, denn schaurige Sagen gingen von ihnen umher. Dort schlugen die Kobolde nunmehr ihren Wohnsitz auf und trieben es eben so bunt, wie vormals in ihrem Felspalast. Vorzüglich wurden nun jedoch die Bewohner der Kölnerstraße von ihnen geplagt. Zu gewissen Zeiten des Jahres, welche durch mancherlei Vorzeichen, wie z. B. ein leises Pochen an der Hausthüre, ein Picken und Knistern auf dem Heerde, oder ein Geraffel unter dem Küchengeschirre angekündigt wurden, hielten die Hinzen großes Fest und die Einwohner waren alsdann genöthigt, einen Theil ihres Haushalts, irgend ein kupfernes blankgescheuertes Geschirr dazu herzugeben, wenn sie sich den nächtlichen Frieden erkaufen wollten.

Denn in dem Hause, vor dessen Pforte um die zehnte Stunde ein solches Geschirre nicht stand, oder in welchem gar einer der Insassen sich eine Aeußerung des Unglaubens erlaubte, da konnte man drauf rechnen, that auch kein

Christenmensch ein Auge zu. Gepolter, Trepp auf und ab, Gezisch und Geheul in Rauchfang und Gängen, kurz ein wahrer Höllenlärm verscheuchte den Schlummer aus seinen Wänden. Dem Spötter aber ergings noch viel jämmerlicher: er wurde von unsichtbaren Händen dermaßen an seinem Lager herumgezaust und tormentirt, daß man ihn des Morgens wie halbtodt im Bette wiederfand. Ja einmal hat es sich sogar begeben, daß zwei kühne Kriegsgesellen, die in dem Hause zum Wildenmann, wo jetzt der Gasthof zur kaiserlichen Krone ist, im Quartier gelegen, den Hausherrn weidlich ob dem vorerwähnten Kesselaussetzen aufgezogen und sich vermessen, daß, statt blanker Geschirre, die Hinzlein ihre blanken Degen finden sollten. Weshalb sie denn auch nicht gezaudert und, als die zehnte Stunde verschollen, mit gezogener Wehre sich vor die Hausthüre setzten und wacker zechten. Bald aber hat man nicht weiter ihr lustiges Singen gehört, sondern verwundernd wahrgenommen, wie sie in Zwist gerathen und endlich gar als ein Paar blutdürstige Raufbolde, einer dem andern unaufhörlich: Hinz! Hinz! zuschreiend, selbander zu Leibe gegangen, unter welchem Geschrei sie sich auch durch das Hinzengäßchen bis vor den alten Mauerthurm getrieben, an dessen Fuß man sie am folgenden Morgen, Einen von des Andern Schwerdte durchrannt, in ihrem Blute gefunden.

Solche schreckenvolle Beispiele mußten die Bürger wol sattsam vor ähnlichem Frevel warnen, deswegen blieb der Hinzlein Mahnung nie ohne Erfolg und vor jeder Hausthüre stand abendlich richtig ein kupfern oder irdenes Geschirr zu ihrem Gebrauch bereit. Kam nun die Mitternacht heran, dann zog ein lärmendes Getümmel durch das, noch bis auf heutige Stunde nach ihnen benannte Gäßchen, bis gegen den Wildenmann in der Kölnerstraße heran, hier aber theilte es sich rechts und links und nachdem es trapp, trapp, trapp durch das Stadtviertel die Runde gehalten, packte jedes Hinzlein seinen Kessel auf und nun dem Thurme zu. Da wurde gejubelt bis zum Sonnenaufgange, des andern Morgens aber fand jeder Eigenthümer sein Kochgeschirr wieder blank und

sauber vor seiner Thür, diejenigen ausgenommen, welche ihre Kessel nicht vollends reinlich ihnen dargeboten hatten, denn solche fanden nicht allein diese, sondern auch ihr ganzes Haus über und über mit Koth und Schmutz beschmiert.

So trieben es denn die muthwilligen Kobolde wol manches Menschenalter hindurch und waren bereits seit langen Jahren heimisch geworden, als plötzlich die Weihung des Regulirherrn-Klosters sie auch aus diesem Aufenthalt scheuchte.

Seitdem hat nimmermehr etwas Weiteres von ihrem Treiben verlautet. Doch ob auch schon Jahrhunderte zwischen ihrem Scheiden und der Gegenwart vorüber gegangen und lange auch der alte Thurm, worinnen sie gehaust, in seinem Schutte darnieder liegt, so ruft der Name Hinzengäßchen doch noch immer das Gedächtniß ihres früheren Daseins in's Leben zurück.

Drachenfels und Rolandseck.

Wer aus dem Norden den Strom hinaufzieht, um das wunderherrliche Rheinthal zu besuchen, den begrüßen zuerst als mächtige Stromwächter auf dem rechten Ufer die luftigen Höhen des Siebengebirges, wie auf dem linken ihnen gegenüber, die Kuppel sich erhebt, die einst die stattliche Rolandsveste trug. Des Flachlandes Einerlei hört, wie durch Zauber, auf bei diesem gewaltigen Bergthore. Jedem wird lebendig, warum der Rhein der Sage und des Sanges Vater genannt wird, denn dem Gemüthe und der Phantasie erschließt sich eine neue, reiche Welt.

Schwimmt der Wanderer auf des Stromes grünen Wellen durch dies Paradies den nördlichen Rheinebenen entgegen, so winken ihm schon aus weiter Ferne die freundlichen Berge mit ihren Laubzinnen und Burgtrümmern, ein wogendes Bergmeer, durch der Sonne Strahl in mannigfaltigem Farbenwechsel belebt und bewegt. Unwiderstehlich fühlt er sich nach den Sonnengipfeln hingezogen und Jeder besucht wenigstens den Drachenfels, so heißt die ungeheure Felswand, welche auf dem rechten Ufer mit ihrem grausigen Geklüft steil aus dem Strome aufsteigt und auf ihrer Krone noch die Trümmer einer alten Veste trägt. Gegen Norden lehnt sich an dieselbe das heitere Städtchen Königswinter, wie im Süden das freundliche Rhöndorf hinter der wilden Felswand Schutz sucht wider den Nordwind. Ueppiges Rebengelände und Baumgruppen schmücken des Berges Fuß und südlichen Saum.

In dem Felsengeklüft, das von dem südwestlichen Hange dem Wanderer entgegenstarrt, hauste in vorchristlicher Zeit, als das rechte Rheinufer noch im blinden Heidenthume seufzte, ein grimmiger Drache, dem die Bewohner des Berges göttliche Verehrung zollten, von dem auch der Berg den Namen Drachenfels führt. Wild und grausam waren des Berges Anwohner, Krieg und Raub ihr Geschäft. So zogen sie auch einst aus auf Beute nach dem linken Ufer, wo schon des Christenthums Segen waltete, und Glück geleitete ihre Waffen, denn eine edle Christen-Jungfrau, hold und schön wie die Mainacht ihrer Gauen, ward ihre Beute. Zwei der Heiden-Anführer, die mächtigsten des Stammes, entbrannten in wilder Liebe für die züchtige Magd, aber weder der gewaltige Horsrik, noch der gelenke Rinbod fand Erhörung. Beider Leidenschaft wuchs aber desto mehr, je stärker der Widerstand, und mit ihr auch die gegenseitige Eifersucht. Was Flehen und Schwüre nicht vermochten, sollte Gewalt vollbringen; aber Keiner wollte dem Andern den anmuthigen Preis zugestehen. Jeder nannte sich Herr der Beute des Kampfes und so entspann sich ein heftiger Streit zwischen Beiden, der selbst den ganzen Stamm in zwei kampfgierige Parteien theilte. Da sprachen die Aeltesten des Stammes: Es sei eine Schmach für das Volk, daß um eine Magd, die nicht einmal zu den Ihren gehöre, die Edelsten sich entzweiten, die Götter hätten daher die Jungfrau zu ihrer Beute erkoren und mit nächster Frühe solle sie dem Drachen geopfert werden.

Die beiden Recken mußten sich in den Willen der Götter fügen. In aller Frühe des Tages, als kaum das erste Roth erglomm und die Nebelriesen ihre mächtigen Leiber aus dem Strome erhoben, um den alten Kampf mit der Tages-Königin zu beginnen, wurde die Jungfrau herausgeführt auf den Felsen über der Höhle, in welcher der grimme Drache wohnte, und hier angekettet, eine sichere Beute des Unthiers. Fromm ergeben in ihr Schicksal, kam keine Klage über der Jungfrau Lippen, ihr Blick schaute auf zum Osten, der sich

immer lieblicher röthete. Hoch auf der Platte des Berges harrte der ganze Stamm des Ausgangs. So wie die ersten Strahlen der Sonne über dem Berge leuchteten, erwachte der Drache und gierig nach Beute wälzte er sich aus seiner Höhle, der Jungfrau entgegen.

Der Augenblick sicheren Verderbens rückte näher, je näher ihr das ungestaltete Ungethüm mit fürchterlich drohendem Rachen kam. Schon wollte es losstürzen auf seine Beute, da zog die Jungfrau ein Kreuzlein aus dem Busen und hielt es dem Lindwurm vor. Kaum ansichtig des Zeichens, vor dem selbst der Hölle finstre Schaaren erzittern, wand sich der Drache zischend zusammen und stürzte, zerschellt an den Felsriffen, hinab in die Stromfluth, die ihn auf immer verschlang.

Staunen und Verwunderung erfaßte der Heiden Schaar ob dem Wunder, dem sie kaum zu glauben sich trauten. Aus der ersten Bestürzung erwacht, stand die Jungfrau auch schon in ihrer Mitte, denn Rinbod hatte sie der Fessel entledigt und auf starkem Arme zu der Höhe getragen. Der Unschuld Stimme fand bald Gehör in der Unbändigen Herzen. Das Wort der Liebe ward vernommen und befolgt, der ganze Stamm bekannte sich alsobald zu der Lehre Christi und war hocherfreut, als die Jungfrau dem eifrigen Werber Rinbod ihre Hand als Gattin reichte.

Auf des Drachenberges Gipfel führten sie dem Paare eine Wohnung auf, die Drachenburg genannt. Nicht dieser Burg, von der längst kein Stein mehr geblieben, gehören die Trümmer, die jetzt des Berges Scheitel krönen und die Jeder besucht. Nicht mit Worten zu schildern sind die Fernsichten von dieser Höhe, die herrlichsten des Rheins, so lohnend durch ihren Wechsel, wie erfreuend durch ihre Anmuth. Den südlichen Vorgrund der Landschaft bilden die aus dem hellen Wogenspiegel emportauchenden lieblichen Eilande Grafen- und Nonnenwerth, aus dessen dichten Baumlauben und anmuthigen Blumengehegen die weißen Gebäulichkeiten eines ehemaligen Frauenklosters heraufschimmern. Dem Nonnenwerth gegenüber erhebt sich auf dem linken Ufer

steil, die dunkle Kuppel mit den gar spärlichen Resten der alten Rolandsburg.

Vor langen Jahren hauste auf dieser Veste ein junger Ritter. Geachtet und geliebt war Herr Roland im ganzen Gau und freundlicher Empfang ward ihm, wo er nur immer einsprach. Oft besuchte er den Ritter vom Drachenfels und immer häufiger wurden seine Besuche, seit er dessen einzig Töchterlein Hildegunde gesehen hatte, um sie herzinnig zu minnen. Die Herzen verstanden sich bald und mit Freude vernahm der alte Ritter vom Drachenfels von dem jungen Roland die Kunde, daß er Hildegunden liebe und zum ehelichen Gemahl begehre.

Schon war der Tag des Beilagers festgesetzt, da rief ein Freund den Ritter Roland um Beistand an in arger Fehde, mit der er bedroht war. Roland folgte dem Rufe, wie es Ritterpflicht und Ehre gebot. Eine Thräne zitterte in Hildegundens hellem Auge, als Roland den Abschiedkuß auf ihre Lippen drückte und baldige Heimkehr versprach. Der innern Wehmuth, der Angst, die ihre Seele füllte, konnte sie keinen Ausdruck geben, nie aber war es ihr so schwer geworden, sich von dem Geliebten zu trennen. Als Roland schon den Berg hinab ritt, rief Hildegunde ihn noch einmal zurück und bat ihn sehnlichst, doch nicht zu ungestüm des Kampfes Gefahr zu suchen und ihrer zu gedenken, sich ihretwegen zu schonen. Roland versprach, was die Geliebte von ihm heischte und schied selbst mit wehmuthsvollem Herzen. Die Fehde rief ihn aber fern vom heimischen Gau und erfocht auch sein Arm glänzenden Sieg, schützte ihn auch die Liebe im wildesten Getümmel, so zog sich der Kampf doch in die Länge; drängte ihn seine Sehnsucht auch nach der Heimath, so wollte er doch dem Freunde das gegebene Wort treuritterlich halten. Kaum war der Fehde Ende aber da, so eilte Roland nach dem Rheine und ohne auch nur auf der eigenen Burg einzusprechen, war der Drachenfels seines Sehnens Ziel. Am späten Abende kam er in die Nähe der Burg; dumpfes Waffengetön und Sturmruf ließ ihn das

Roß noch immer mehr antreiben. Was er geahnet, war Wirklichkeit: die Burg war von einem Raubritter überfallen und erstürmt worden. Im innern Hofe wüthete der Kampf, nahe der Entscheidung für des Feindes Waffen. Rasch wie der Blitz fuhr Roland unter die Streitenden; seinem Schwerdt widerstand Keiner. Schon hatte er des Feindes Schaar aus dem äußern Beenge getrieben, sein Beispiel gab den Drachenfelsern von neuem Muth und Kraft. Furchtbar hallte sein Schlachtruf durch das Gebirge.

Da warf sich ein Ritter dem blind Kämpfenden entgegen, furchtbar tosten und dröhnten die Waffen und Harnische, ein mächtiger Schwerdtstreich streckte den Gegner leblos zu Boden. Die Räuber flohen, der Sieg war den Drachenfelsern, ihr Siegesruf schallte durch die Nacht und hallte jauchzend in den Bergen wieder. Roland folgte den Fliehenden und als er zurückkehrte zur Burg, welch ein Anblick empfing ihn! Im stummen Schmerz standen die Mannen, in herzzereißenden Jammertönen beklagte Hildegunde den Tod des Vaters, über dessen Leiche hingeworfen, sie Alles um sich her vergaß. Roland drängte sich hinzu, um der Geliebten beizustehen und sie zu trösten, aber Todesschauer durchrieselte sein Gebein, als er bei'm Fackelscheine erkannte, daß der Ritter, den er erschlagen, Hildegundens Vater war.

„Ich bin sein Mörder!" rief er, „o Himmel vergib mir! Hildegunde, kannst du dem Frevler verzeihen?" Er stürzte nieder bei der Leiche. „Roland, du — sein Mörder!" rief mit heftigem Schrei die Jungfrau, des Geliebten Stimme erkennend, und tiefe Ohnmacht raubte ihr die Besinnung.

Die schöne Beute sollte dem Tode noch nicht werden. Hildegunde erwachte wieder zum Leben, jedoch auch ihr unsäglicher Schmerz. Sie hatte den Vater verloren und zwar durch des Geliebten Hand, durch den, welchen der Verblichene stolz seinen Sohn nannte. Thränen brachen des Schmerzes ungestüme Heftigkeit und wie der stille Gram sich ihrer Seele bemächtigt, hatte sie auch den Vorsatz

gefaßt, der Welt und ihren Freuden, selbst dem Geliebten, zu entsagen.

Roland hörte den Entschluß aus ihrem Munde. Es war sein Todesspruch, aber weder Bitten noch Flehen konnten Hildegunden von dem Entschlusse abbringen, in der stillen Freistatt des Nonnenwerthes Friede für ihre Seele, Trost für ihren Schmerz zu suchen.

„Im Gebete werde ich dein gedenken und zu vergessen suchen, was du mir warst," sprach Hildegunde gefaßt, als Roland kam, um noch einmal zu versuchen sie zu andern Gedanken zu vermögen. „Dort in der einsamen Zelle finde ich, was mir die Welt doch nicht mehr bieten kann. Beten will ich, daß Gott dir verzeihe, was unwissend du thatest. Ich habe dir verziehen."

Rolands Lebensblume war geknickt, seines Daseins höchste Wonne umfing des Klosters enge Zelle. Waffen und Waidgeräthe ruheten, Harm und Gram zogen nun in die sonst so fröhliche Rolandsburg. Von der rosigen Frühe bis zum goldenen Abende saß der Ritter an dem Erker der Burg, der hinausschaute nach der Wohnung des Friedens auf dem grünen Eilande; glücklich war er, wenn sein Auge nur die Geliebte erspähte, wenn er sie gewahrte, eine bleiche Lilie unter den Blumen des Klostergartens. So verstrichen Monde und wieder Monde — da ertönten eines Tages in der Frühe die Klosterglöcklein in feierlich abgemessenen Schlägen. Rolands Herz sagte ihm, wem der Trauerton galt und die letzte Thräne trat in das schon trockne Auge, als er sah, wie die Hülle Hildegundens der Erde Mutterschooße übergeben wurde. Des stillen Grabes Hügel, den der Schwestern Liebe zu einem blühenden Garten umschuf, denn er barg ja auch der Blumen holdeste, ließ er nicht aus dem Blicke und so fand man ihn selig lächelnd, nach dem Eilande hinüberschauend, eines Morgens dem Herrn entschlafen.

Die Burgen Drachenfels und Rolandseck sind längst gebrochen. Ihre Trümmer nur sprechen von ihrem Dasein

und auf Rolandseck mahnt noch der von dunkelm Epheu wild umrankte Fensterbogen, der auf das Eiland Nonnenwerth hinaussieht, wo Hildegunde schläft, Roland einst saß. Aber immer und ewig sagen und singen die Sänger von Rolands treuer Liebe.

Die Gründung der Abtei Steinfeld.

Unter der Regierung Kaiser Heinrichs des Voglers lebte im kölner Erzstift ein vornehmer und reicher Graf, mit Namen Sibodo von Hochsteden, Herr von Altenahr. Sein Stamm ward von Keinem an edler Herkunft übertroffen; er selbst that sich schon in seiner Jugend hervor durch christliche und ritterliche Tugenden und erwarb sich viele Kenntnisse in gelehrten Dingen. Von dem weinreichen Thale an, durch welches die Ahr dem Rhein zuströmt, erstreckten sich seine Besitzungen bis in die damals mehr noch als jetzt wilden und unwegsamen Gegenden der Eifel.

Es traf sich einmal, daß Sibodo bei der Taufe eines Kindes zugegen war und dieses mit dem Zeichen des Kreuzes segnen sah. Das fiel ihm auf und er forschte nach der Ursache und frug seinen Hofmeister: „Bin ich gleichfalls mit dem heiligen Kreuze bezeichnet worden, als man mich taufte?" — „Freilich," erwiderte dieser, „bist du ebenso gesegnet worden." — „Wenn das ist," versetzte drauf der Jüngling, „so sehe ich gar nicht ein, weshalb ich mich selber noch immerfort segnen soll." Und von dieser Stunde an unterließ er den christlichen Gebrauch. Das merkte alsobald der Teufel und dachte bei sich: „Ei, ei, der ist mir der rechte Geselle; bei einem solchen Herrn mag ich gerne Diener sein." Nicht lange währte es, so trat er vor den jungen Grafen hin, in der Gestalt und Kleidung eines Dienstmannes. „Wer bist du?" frug dieser ihn. „Mein Name ist Bonschariant," erwiderte

der Arge; ich habe viele Länder kennen gelernt und wünsche jetzt in euren Dienst zu treten." Dem Grafen war das ganz recht, denn er suchte eben einen Knappen und der Fremde dünkte ihn gewandt und thätig. Er nahm ihn also zu sich auf sein Schloß zur Ahr und bereute es nicht, denn niemals hatte er einen unermüdlichern und raschern Knecht gehabt. Dieser sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab und opferte ihm Tag und Nacht, wenn es darauf ankam; überdies wußte er ihn durch allerhand Kurzweil und gottlose Streiche zu belustigen.

Des Grafen Ruhm nahm zu mit seinen Jahren. Keiner übertraf ihn in ritterlicher Gewandtheit und er blieb Sieger in allen Turnieren. Einstmals unternahmen fromme Ritter und Pilger einen Zug gegen die Ungläubigen. Sibodo schloß sich ihnen an und überall blieb den Christen das Schlachtfeld, wo er sich bei ihnen befand. Der Diener begleitete ihn allerwärts und wurde ihm so lieb, daß er sich nicht von ihm trennen konnte. So geschah es auch einmal, daß am Rheine ein Krieg ausbrach und die Feinde in das Eifelland einfielen. Der Graf griff alsbald zu den Waffen: die Gegner wurden mit blutigen Köpfen heimgesandt und der Sieger zog mit den Seinen auf das jenseitige Ufer des Rheinstromes. Gegend Abend entfernte er sich lustwandelnd von seiner Schaar und setzte sich, vom raschen Ritt ermüdet, unter einen Baum, wo er einschlief. Dies war aber von den Feinden erspäht worden und sie beschlossen ihn gefangen zu nehmen oder zu tödten. Schon waren sie dem Schlummernden ganz nahe, als Bonschariant, die Gefahr merkend, herbeieilte, den Grafen weckte und ihn im Nu auf den Rücken lud. Dies kam Herrn Sibodo ganz sonderbar vor und er rief, halb verwundert, halb erschrocken: „Was willst du Fant?" Aber in demselben Augenblick traf der Waffenlärm der Herbeieilenden und über sein Entkommen sich Aergernden sein Ohr und er fühlte wie Bonschariant sich in die Luft erhob, höher und immer höher, bis er endlich im Mondlichte den Rhein wie ein breites Band unter sich erglänzen sah. Gott sei mir

gnädig! bebte auf Sibodos Lippen, aber in demselben Moment vernahm er seines Dieners fast unkenntlich gewordene Stimme, welche ihn rauh anfuhr: „Schweige mit deinem Geplärr und halte dich ruhig, oder ich werde dir eine Taufe geben, daß du für dein Leben lang davon genug haben sollst!“ Da wurde dem Grafen klar, mit wem er angebunden hatte; er sagte kein Wort mehr und vollendete, an die Schultern seines vermeintlichen Dieners geklammert, den luftigen Ritt, der ihn in Sicherheit zum andern Ufer brachte.

Auch nach dieser Begebenheit fuhr Bonschariant fort, im Schlosse zu Ahr zu verweilen. Sibodo hatte zwar nachgerade eine gewisse Scheu vor ihm bekommen und die alte Vertraulichkeit war verschwunden. Da aber durch den langen Umgang mit dem Bösen seine Zweifelsucht und Ungläubigkeit immer zugenommen hatte und er an ihm stets einen treuen und gehorsamen Diener fand, so suchte er seine Gewissensbisse dadurch zu beschwichtigen, daß er sich selber sagte: er habe doch mit dem Schwarzen nie einen Pakt abgeschlossen und dieser besitze keine Gewalt über ihn. Damit beruhigte er sich und das Verhältniß blieb dasselbe. Auch that Bonschariant alles Mögliche, die Gunst seines Herrn zu bewahren. Es traf sich, daß Beide einmal nach Köln ritten und dort in eine Herberge einkehrten. Sibodo hatte sich schon längst zur Ruhe begeben, als sein Begleiter in seine Kammer stürzte und ihn mit den Worten weckte: „Steht auf, Herr, oder ihr seid verloren!“ In großer Angst sprang der Graf vom Lager und hatte kaum Zeit seinen Mantel umzuwerfen und in's Freie zu eilen, als schon das ganze Haus zusammenstürzte und Alle, die es bewohnten, unter seinen Trümmern begrub.

Jahre waren unterdessen vergangen. Sibodo war in allen weltlichen Dingen glücklich gewesen, in den Waffen und in der Liebe, als seine Gattin schwer erkrankte. Die herbeigerufenen Aerzte machten ein düster Gesicht und sagten dem Grafen, er möge die Hoffnung aufgeben, sie genesen zu sehen. Da kam noch ein Anderer dazu und sprach: Eine Arznei weiß ich, welche die Kranke retten kann, aber es wird

unmöglich sein, sie zu erhalten. Es ist Milch von Löwinnen, mit Drachenblut vermischt. Als Sibodo das vernahm, ward er gar sehr betrübt, denn er hielt nun seine edle Hausfrau für verloren. Bonschariant aber tröstete ihn mit den Worten: „Wenn das die Gräfin retten kann, so verlasset euch auf mich und sie soll genesen.“ Damit war er verschwunden: die andern Diener hatten ihn wegreiten gesehen. Nach zwei Stunden trat er wieder in's Zimmer mit der verlangten Arznei, welche die Gräfin nahm, worauf sie sich bald, völlig hergestellt, vom Lager erhob. Wo Bonschariant gewesen war, erfuhr Niemand als sein Herr; unfehlbar war er nach der heißen Zone Aethiopiens geflogen, hatte dort eine säugende Löwin niedergeworfen und gemelkt, dann einen Drachen in seiner Höhle aufgespürt, mit seinem Schwerdte verwundet und dessen Herzblut aufgefangen. So war das vom Arzte verordnete Tränklein herbeigeschafft worden.

Der edlen Gräfin war aber doch die Sache etwas verdächtig geworden. Sie lag ihrem Gemahl so lange an, bis er ihr entdeckte, was es mit dem angeblichen Diener für eine Bewandtniß habe. Da erschrak die gottesfürchtige Frau sehr und drang in ihn, den gefährlichen Gast zu entfernen. Das aber wollte Sibodo durchaus nicht und stellte ihr vor, wie pflichtvoll und dienstfertig Bonschariant sich immerfort gegen ihn benommen und wie er ihr und ihm das Leben gerettet habe. Alles was sie von ihm erlangen konnte, war, daß er versprach, dem Herrn eine Kirche und ein Kloster zu weihen. Der größte Theil des Landes war damals von dichter Waldung bedeckt, die eine Fortsetzung der Ardennen war und auch so benannt wurde. In dieser Waldung, recht im Herzen des Eifellandes, lag eine öde Anhöhe, welche man das Steinfeld nannte, weil der Boden felsig war und nur weniges Gras und Gestrüpp fortkam. Diesen Ort wählte die Gräfin, um den Plan auszuführen, zu welchem sie ihren Gemahl vermocht hatte und wodurch sie dessen Seele zu retten hoffte.

Der Ardenner Wald war ganz mit Wild gefüllt und Sibodo pflegte dort oft zu jagen, denn er war ein großer

Freund des edlen Waidwerks. Als er nun einmal auf einem solchen Streifzug sich befand, von Bonschariant begleitet, lenkte er sein Roß nach der Gegend des Steinfelds hin. Als sie des Ortes ansichtig wurden, begann er folgendermaßen: „Dieser Wald ist so weit entlegen von unserem Schlosse, daß die Jagd in demselben immer mit großer Beschwerde verbunden ist, weil es an Wohnungen fehlt, wo wir einkehren könnten. Ich habe also beschlossen, auf diesem Hügel, den wir vor uns sehen, ein Haus zu erbauen, das uns als Jagdschloß dienen soll und in welchem wir fröhliche Gelage halten mögen. So beweise mir denn auch wieder deinen guten Willen und helfe mir bei dem Werke."

Als der Teufel hörte, zu welchem Zwecke das Gebäude dienen sollte, war er sehr froh und allsogleich bereit, dabei thätig zu sein. Kalk und Steine waren bald herbeigeschafft und ein felsenfestes Fundament gelegt. Obgleich Bonschariant dem Anschein nach der einzige Baumeister war, erhob sich die Mauer schnell zu einer großen Höhe. In kurzer Zeit stand ein stattliches Gebäude da, hoch, mit geräumigen Sälen und Gängen. Als nun nur wenig noch zur Vollendung fehlte, dachte der Graf: Nun kann ich meinen Vorsatz ausführen und dem ohne Mühe und Kosten erbauten Hause seine wahre Bestimmung geben. Hiemit ging er hinauf zur höchsten Spitze und pflanzte dort ein Kreuz auf, welches er zu diesem Zwecke bereitet und verborgen gehalten hatte. Kaum war dies geschehen, so erschien der Teufel in der Luft, einen gewaltigen Stein tragend, den er in den Thurm einmauern wollte. Im Augenblick, als er das Kreuz erblickte, stieß er eine laute Verwünschung aus und schleuderte den Felsblock mit aller Macht von sich, damit er auf das Gebäude fiele. Aber dem war nicht so: von einer unsichtbaren Hand getragen, nahm der Stein eine andere Richtung, schlug hart an gegen den Felsboden, daß nach allen Seiten hin Splitter stoben, rollte weg und blieb erst bei dem jetzigen Oertchen Dieffenbach liegen, wo man ihn noch unter dem Namen des Teufelssteins dem Fremden zeigt. Auf der Burg

zu Ahr ließ sich von jenem Tage an der Diener nicht mehr blicken.

Das Kloster zu Steinfeld wurde bald vollendet und Sibodo schenkte dem kölner Erzstift einen großen Theil seiner Güter, um die Nonnen des Benediktiner-Ordens, welche es bezogen, reich zu begaben. Im Schleidener Kreise des Eifellandes liegen auf einem Hügel die großartigen Gebäude und überraschen auch noch in unsern Tagen durch ihren Umfang und ihre schöne Anlage, nachdem so manche Veränderungen daselbst Statt gefunden haben, seitdem die Abtei, berühmt durch viele ausgezeichnete und fromme Geistliche, welche in ihr gelebt, aufgehoben und Privat-Eigenthum geworden ist.

Die Brüder.

Die längst in Trümmer gefallenen Burgen Sternfels und Liebenstein, auf schroffen Felsen liegend, die nur durch eine Kluft geschieden sind, gehörten vor Jahrhunderten dem edlen Geschlechte der Beyer von Boppart, dessen Namen man in der Geschichte des Rheinlandes so oft begegnet. Nicht immer indeß hatten die einander so nahe gelegenen Bergschlösser die nämlichen oder einander befreundete Besitzer.

Heinrich Beyer erzog neben seinen beiden Söhnen eine verwaiste junge Verwandte, Hildegard Brömser, aus der berühmten Familie von Rüdesheim. Selbst wenn sie weniger Liebreiz, weniger anmuthige Einfachheit zu eigen gehabt hätte, wenn sie weniger gut und fromm und anspruchlos gewesen wäre, würde man sich doch nicht haben zu wundern brauchen, wenn das Zusammenleben mit ihr, auf der stillen Burg, die nur selten von Gästen besucht zu werden pflegte, allmählig ein immer festeres Band um die Herzen der Jünglinge geschlungen hätte. Um so weniger aber jetzt, da Beide sich gestehen mußten, daß Hildegard alle Junfrauen, die sie kennen gelernt auf benachbarten Schlössern der Edelleute, oder in den Städtchen im Rheinthal an Schönheit wie an mildem Sinne übertraf.

Ein Fremder würde Heinrich und Konrad kaum für Brüder gehalten haben, so unähnlich waren sie einander in Allem, ausgenommen in ihrer Vorliebe für ritterliche Uebungen und der Begierde nach Thätigkeit. Heinrich, der ältere,

war ernst und verschlossen; je weniger er im ersten Moment blendete, desto fester zog er diejenigen an sich, welche sein edles Herz und die Festigkeit und Treue seines Charakters einmal erkannt hatten. Konrad war lebendiger, feuriger; er ließ sich leicht vom ersten Eindruck hinreißen, wie er auch auf Andere durch sein freundliches Entgegenkommen bald günstigen Eindruck machte. Seine Gesinnungen waren redlich, aber ihnen fehlte Beständigkeit.

Die Jahre der Kindheit waren vorüber — Hildegard zur blühenden Jungfrau herangewachsen, die Brüder um einige Jahre älter als sie. Das vertraute, geschwisterliche Verhältniß hatte unter ihnen fortgewährt, ohne daß einer andere Forderungen gemacht, oder auch nur die Natur der Empfindungen ihm klar geworden wäre. Aber so konnte es nicht bleiben. Heinrich fühlte immer mehr, wie der Eindruck, den die junge Verwandte in den Kinderspielen auf ihn gemacht hatte, tiefer und tiefer in seinem Herzen wurzelte und wie ihr Bild unzertrennlich war von seinen Träumen der Zukunft. Ein ruhiger und sichrer Beobachter, konnte er nicht umhin zu erkennen, daß Konrads Blicke jedem Schritt Hildegards folgten, daß er, der Jugendfrohe, alle Gesellschaft mied, um in ihrer Gesellschaft zu sein; daß auch bei der Jungfrau manches Erröthen, mancher von ihr unbeachtet geglaubter Seufzer verkündete, sie kämpfe mit bisher ungekannten Gefühlen. Heinrich täuschte sich nicht. Wenn Hildegard mit schwesterlicher Zuneigung an ihm hing, wenn sie in dem ernsten aber sanften Jünglinge einen Freund ehrte, einen Berather suchte, so gehörten seinem Bruder wärmere Empfindungen, welche sie sich selber kaum zu gestehen und deutlich zu machen wagte. Aber sie konnten jenem nicht entgehn und ein seiner würdiger Entschluß stand in ihm fest, sobald er sich Gewißheit verschafft zu haben glaubte. Durch Verzichten auf sein eigen Glück wollte er das Glück derer begründen helfen, die ihm am nächsten standen. Eine edle und großmüthige Entsagung übend, ehe sie von ihm gefordert wurde, sprach er erst mit Konrad, vermochte dann Hildegard, ihre

jungfräuliche Schüchternheit besiegend, sich dem Bruderherzen zu eröffnen. Nicht schwer war es sodann, durch des Vaters Einwilligung die Seligkeit des liebenden Paares zu begründen. Familienverhältnisse veranlaßten indeß, die Verbindung noch auf einige Zeit hinauszuschieben.

Heinrich hatte nun einen schweren Sieg über sich selbst errungen. Aber wenn er auch innerliche Befriedigung empfand, so konnte er doch keinen Trost finden und er mußte sich selbst gestehn, daß für jetzt der fortgesetzte Aufenthalt auf der väterlichen Burg die Wunde seines Herzens immer tiefer machte, und daß die mühsam errungene äußere Ruhe am Ende erliegen mußte dem Drang seiner nicht beruhigten Gefühle. Daher hielt er es für das Beste, sich zu entfernen und in der Fremde im thätigen Leben Linderung zu suchen. Willkommen war ihm darum der Aufruf, der an die Ritter der christlichen Welt erging, sich unter das Banner des Kreuzes zu stellen, und bald sah man ihn, nach wehmüthigem Abschiede, den steilen Burgpfad hinabziehn und mit wenigen Begleitern sich auf den Weg nach Frankfurt begeben, wohin die Gottesstreiter beschieden worden waren.

So vergingen mehre Monde — nur Tage schienen sie dem glücklichen Paare. Die Zeit der Vermählung sollte nun endlich bestimmt werden, als aus dem fernen Morgenlande Kunde von Heinrich und seinen ritterlichen Thaten anlangte. Da blitzte in des leicht erregten Konrads Seele ein Gedanke auf: der Gedanke, daß es ihm nicht zieme, daheim zu bleiben und die Jahre seiner Jugend in ruhmloser Unthätigkeit zuzubringen, während die edeln Söhne der benachbarlichen Burgen, während der eigene Bruder im frommen Kampfe Lorbeern errangen. Der liebenden Hildegard konnte es nicht entgehen, daß ein Gedanke ihn drückte, ein Geheimniß auf ihm laste; nachdem er endlich klar gemacht, was ihn bewegte und quälte, vermochten nicht die Thränen der Braut, nicht die ernsten Vorstellungen des kopfschüttelnden Vaters, der ihm vorhielt, wie verschieden im gegenwärtigen Augenblick seine Pflichten von denen seines Bruders seien, seinen Entschluß zu

ändern. Nur noch wenige Male war die Sonne aufgestiegen und schon sah sie Konrad auf derselben Straße, welche vor ihm Heinrich gezogen war.

Nur seltene und unzuverlässige Nachrichten trafen von den Brüdern ein. Der alte Ritter starb und doppelt einsam fühlte sich Hildegard auf Liebenstein. Sie blickte nicht freudig mehr in die Zukunft. War auch ihr Vertrauen zu der Liebe ihres Verlobten nicht wankend geworden, ließ sie auch Gerechtigkeit widerfahren seiner Begierde, nicht ruhmlos zu erscheinen unter Ruhmgekrönten, so sah sie sich doch von ihm durch Berge und Meere getrennt und nicht abzusehen war die Zeit ihrer Wiedervereinigung. So konnte sie sich trüber Gedanken und Ahnungen oft nicht erwehren. Eines Tages saß sie auch wieder, ihrer Gewohnheit nach, an einem Fenster der Burg, welches eine weite Aussicht über den tief unten strömenden Rhein und die felsigen Ufer gewährte, als sie sah, wie eine kleine Schaar von Bewaffneten den Weg zum Liebenstein heraufritt und ein ihr wolbekanntes Banner, das der Beyer, wehen ließ. Es ist Konrad! war ihr erster Gedanke — nach wenigen Augenblicken trat ein Ritter in das Gemach und Heinrich schloß sie, die unter Thränen lächelte bei'm unverhofften Wiedersehen, in seine Arme.

Ungenügend war die Kunde, die er von ihrem Verlobten brachte und hätte ein Verdacht in Hildegards argloser Seele aufsteigen können, sie hätte bemerken müssen, daß eine gewisse Verlegenheit ihn hinderte, sich frei über den Bruder auszusprechen. Nur so viel vernahm sie, daß Konrad nur kurze Zeit in Paläſtina geweilt und bald zurückgekehrt sei nach Konstantinopel. Weiter vermochte der Bruder nichts über ihn zu berichten.

Als Geschwister, wie in vorigen Tagen, lebten Heinrich und Hildegard nun wieder auf dem einsamen Liebenstein, welcher dem Aeltern als Erbe zugefallen war, während Sternfels dem Jüngern gehören sollte. Nie stieg der Gedanke, die Jungfrau für sich zu gewinnen, in der Brust des Ritters auf: er sah in ihr nur die Braut des Bruders, er betrachtete

sich nur als ihren Beschützer und Freund. Sein eigenes Glück hatte er längst zu Grabe getragen: das Immergrün der Seelenruhe, welche die Resignation edler Gemüther gewinnt, war daraus hervorgeblüht. Es waren nicht mehr die glücklichen frohen Tage der in Hoffnung und Träumen schwelgenden Jugend: es war die stille Heiterkeit, welche den Stürmen folgte, die aber den rosigen Schimmer der Morgenfrühe vertauscht hat mit der dunklern Färbung des nahenden Abends. Tage folgten Tagen und keine Kunde kam von Konrad. Aengstliche Besorgniß hatte schon lange Hildegards Frieden getrübt: tief empfundenes, aber standhaft getragenes Leid schien auf ihr zu lasten. Ihr Zustand konnte der besorgten Theilnahme des brüderlichen Freundes nicht entgehn, obschon keine Klage über ihre Lippen kam.

Da traf endlich Nachricht vom fernweilenden Ritter ein — aber welche! Er sei auf der Heimreise, hieß es, aber nicht allein: eine Gattin, griechischem Blute entsprossen, begleite ihn nebst prangendem Gefolge. Heinrich sah schmerzvoll seine schlimmsten Ahnungen erfüllt, welche die bisweilen zu ihm gelangte geheime Kunde von Konrads leichtfertigem Treiben unter dem sittenverderbten Volk der im tiefsten Sinnenrausch schwelgenden griechischen Kaiserstadt, mitten unter den berauschenden Genüssen dieses südlichen Himmels, der noch immer mächtigen und reichen und prachtgewohnten Umgebungen in ihm erweckt hatten. Hildegard war die Letzte, zu deren Ohr das Gerücht gelangte; sie war die Einzige, die sich noch bestrebte, ihm den Glauben zu versagen. Aber ihre freiwillige Täuschung sollte nicht lange mehr währen. An einem milden Sommer-Abende lustwandelte sie einsam im Gärtchen, das mühsam auf dem nakten Felsen durch Schutzmauern gestützt, gebildet war, als lauter Jubel erklang und ein fröhlicher Troß die Höhe von Sternfels hinanzog. Ihr Blut erstarrte; um nicht zu sinken, mußte sie sich niedersetzen auf ein nahes Mauerstück. Doch vermochte sie den Blick nicht abzuwenden von dem, was sie so mit banger Ahnung und Schrecken erfüllte. Die Entfernung des Pfades zur

nahen Burg war so gering, daß sie die Personen deutlich unterscheiden konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Da sah sie Konrad und neben ihm eine weibliche Gestalt, mit dunkelm Haar und Auge, das jenem freundlich entgegenlächelte. Einige Zeit darauf fand der Bruder, welcher vom Fenster seines Gemaches aus Zeuge der Heimkehr des Herrn von Sternfels gewesen war und welcher Hildegard zu suchen gegangen, sie auf derselben Stelle. Ohne einen Laut folgte sie ihm in die Burg.

Als er am folgenden Morgen die Jungfrau wiedersah, war eine solche Veränderung mit ihr vorgegangen, daß er sie kaum erkannte. Auf sein eigenes Lebensglück hatte Heinrich großmüthig verzichtet, um das der Geliebten und des Bruders zu begründen: aber der lebhafteste Schmerz und gerechte Entrüstung ergriffen ihn, als er die heiligsten Gefühle von ihm mit Füßen getreten sah. Die Zeit war rauh und wild: eine Herausforderung zum Zweikampfe mit dem beleidigten Bruder flog nach Sternfels. Bei dieser ernsten Mahnung mochte der Leichtsinnige wol aufgeschreckt werden aus dem Sinnentaumel und sein Unrecht erkennen, aber Stolz und die Furcht, unmännlich zu erscheinen vor seiner schönen Gemahlin, bewogen ihn sich zu stellen. Am Fuße der Felsen, in der Nähe des Klosters Bornhofen, trafen die Brüder auf einander mit wenigen vertrauten Begleitern. Finsterer Ernst sprach aus des Aeltern Zügen; Konrad wagte kaum seinem Blick zu begegnen und machte sich mit den Seinigen zu schaffen, bis Alles zum Kampfe geordnet war. Sein besseres Gefühl war noch nicht untergegangen, wenn auch unterdrückt durch rasche Leidenschaftlichkeit. Endlich standen die, welche bei ihrem letzten Zusammensein mit Thränen einer an des andern Brust lagen, einander gegenüber und gekreuzt waren ihre Schwerdter, als eine weißverschleierte Gestalt sich zwischen die Feindlichen warf. „Heinrich," sprach Hildegard, nachdem sie mühsam sich gesammelt und Worte gefunden und Herrin ihrer Empfindungen geworden, „willst du um meinetwegen zum Brudermörder werden? Konrad — und ihre Stimme

zitterte — ist dies dein Willkommen nach der langen Entfernung? Ihr Raschen und Wilden, bedenkt ihr die Folgen eures Beginnens? Leget die Waffen nieder, schwöret mir, Ruhe zu halten und Frieden, jetzt wie künftig, wenn ich euch ferne sein werde. Mich nimmt morgen das Kloster auf. Bewahret das Andenken einer Jugendfreundin, die nun nicht mehr der Welt angehört. Versöhnet euch — und dies sei das letzte Werk, was ich hier vollbracht."

Die Schwerdter der Streitenden hatten sich bei ihrem ersten Worte gesenkt. Konrad, von tausend Erinnerungen ergriffen und bestürmt bei dem Anblick, bei der Stimme, die sein Ohr traf, wagte das Auge nicht emporzuschlagen. Stumm legte er seine Hand in die dargebotene Rechte seines Bruders, dem jede Bitte Hildegards ein Gebot war, wie viel mehr ihre ernsten, mahnenden, feierlichen Worte. Aber keine freundliche Rede begleitete das Zeichen der Versöhnung der Brüder.

Am folgenden Tage schon setzte die Jungfrau in's Werk, was sie beschlossen. Ueber den Rhein geleitete sie der brüderliche geprüfte Freund; unter Thränen nahm sie Abschied von ihm auf immer. Im Kloster Marienberg bei Boppart entsagte sie der Welt, die ihr kein Glück zu bieten vermochte.

Tiefe Stille herrschte auf Liebenstein; lautes Leben auf Sternfels, wo die schöne Griechin nach Lust und Willkür schaltete und die ganze frohe Ritterschaft der Umgebungen in Saus und Braus um sich versammelte. Aber aus Konrads Seele war die Ruhe gewichen und je weniger ihm bei seiner Gattin Antheil ward und entgegenkommendes Vertrauen, um so mehr empfand er, wie sehr er sich durch Leidenschaft und Unbeständigkeit hatte verlocken lassen vom Pfade der Pflicht und aus dem heitern Reiche des sicher blühenden Glückes. Er versank allmählig in düstere Träumereien und so konnte es nicht fehlen, daß diejenige, an die er sein Geschick gekettet, leicht erregbar wie der südliche Charakter ist, in der Gesellschaft Anderer mehr sich gefiel, als in der seinigen. Wenn er auch nicht an ihre Schuld glaubte, mußte er doch die Veränderung bemerken. Mit dem Bruder war er in keinen

Verkehr getreten; nie hatte dieser sich blicken lassen auf Sternfels, wo bei ausgelassenen Gelagen nicht selten gespottet wurde über den mönchischen Burgherrn.

So war etwa ein Jahr vorübergegangen, als eines Morgens Konrad unerwartet in das Gemach trat, wo Heinrich saß. Der einst so Lebensfrohe und Freudige war bleich und voll trüben Ernstes. Ohne ein Wort zu reden, ergriff er die Hand des Bruders, dann, nachdem er sich niedergesetzt, berichtete er ihm das Vorgefallene. Die fremde Gattin war in der Nacht mit einem jungen Ritter entflohen. Ihre Liebeshändel waren nur für Konrad ein Geheimniß gewesen.

Heinrich hatte kein Wort des Vorwurfs für den schon hart Gestraften. Er drückt ihn an seine Brust und er ging willig auf seine Bitte ein, ihm auf Liebenstein eine Stätte zu gewähren. Sternfels war und blieb verödet; nimmermehr kehrte der Besitzer in die leeren Hallen zurück. Auf der nachbarlichen Burg lebten bis an ihr Ende in Eintracht und stiller Zurückgezogenheit die Brüder.

Sanct Goar.

Auf den reichbesetzten Tafeln des berühmten Gastronomen Lucullus hat der Rheinlachs gewiß nicht gefehlt. Wenn, woran nicht zu zweifeln ist, Lucca damals schon so kostbares Oel lieferte wie heutzutage, und Modena so vortrefflichen Essig, so mußte dieser Fisch im heißen Klima der römischen Campagna ein unersetzbares Labsal sein, und da es damals ein Leichtes war, in einer Woche von Babylon nach Konstantinopel mit Postpferden zu gelangen, so kannte jener fantasiereiche und elegante Prasser ohne Zweifel ein Mittel, den Salm lebend in seine Küche zu schaffen. Da machte er denn wol ebenso großes Glück wie Aeneas von Butter auf der Torte der Königin Dido.

Es ist ein betriebsames, aber meist armes Völkchen, welches sich mit dem Salmfang beschäftigt, von den steilen Felsenwänden umringt, zwischen denen der Strom hindurchschießt, tosend und wie ungehalten über den engen Raum, der ihm vergönnt ist. Das Tagewerk, mit dem sie sich heute abgeben, verschaffte ihnen schon im sechsten Jahrhundert nach des Heilands Geburt den Lebensunterhalt, als der fromme Einsiedler Goar bei ihnen sich niederließ. In Aquitanien von vornehmen Eltern geboren, hatte er früh schon seinen Beruf erkannt, das Wort Gottes auf Erden zu verbreiten. Durch Gallien ziehend, gelangte er, nach manchen Mühsalen und Entbehrungen, zu den Ufern des Rheines, wo er ein armes, aber fleißiges und gutgesittetes Volk fand, das seiner Lehre

ein williges Ohr lieh. Hier beschloß er zu verweilen: eine niedere Zelle bot ihm Obdach neben den Hütten der Fischer, für deren Wohnungen der Raum so beengt war, daß sie zum Theil dicht an die Felsenwand sich anlehnten. Nicht selten nahm er an den Arbeiten der Einwohner Theil, und wenn das Tagewerk vollbracht war, lagerten sie sich um ihn her mit Weibern und Kindern und er verkündigte ihnen die Worte und die Handlungen des Erlösers. Eine Menge Leute aus der Umgebung wurde durch den Ruf des gottesfürchtigen Mannes herbeigezogen, und bald entstand eine kleine Ortschaft auf dem linken Flußufer, am Fuße der gewaltigen Felsenmasse, welche gegenwärtig die durch Brand und Menschenhand verwüsteten Mauern der einst starken Veste Rheinfels trägt. Doch auch der fromme Goar wurde vom bösen Leumund nicht verschont, und der Bischof von Trier, der ihm feindlich gesinnt war, betrübte ihn durch Verfolgungen aller Art, bis der fränkische König Siegbert von der Sache vernahm und den Siedler zu sich beschied. Seine Unschuld und sein tugendhaftes Leben wurden hier klar erwiesen und der König wollte ihn, an seines Gegners Stelle, auf den bischöflichen Stuhl erheben. Aber Goar, in seiner Einfalt und Bescheidenheit, wollte die hohe Würde nicht annehmen und wünschte nichts sehnlicher, als zu seinem frühern stillen Wohnort zurückkehren zu können. Dies gestattete ihm denn auch Siegbert, und von seinen alten Freunden und Schülern umgeben, entschlief er nach schweren Prüfungen im Juli des Jahres 575.

Wo Goars Zelle gestanden, errichtete die Frömmigkeit jener Zeiten ein Kirchlein, das viel besucht und reich beschenkt ward und sich in spätern Jahrhunderten der besondern Gunst der fränkischen Könige zu erfreuen hatte. Das reiche Kloster, welches sich bei der Kirche erhob und zu dem viele Pilger aus der Nähe und Ferne zogen, nachdem Goar in Folge seines frommen Wandels und der vom ganzen Volke ihm gezollten Verehrung, unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden war, übte dagegen willige Gastfreundschaft, und von seiner Wein-

und Wassertaufe und seinen gefüllten Fässern wird noch manche lustige Geschichte erzählt. Der Ort, welcher sich nach dem Siedler nennt, vergrößerte sich rasch und wurde zu dem durch Mauern und Thürme beschützten Städtchen, das seine Einwohner gut nährt und von Fremden gerne besucht wird. Des Heiligen Name lebt auch fort in dem gegenüber liegenden St. Goarshausen, über welchem die Ruinen eines Schlosses thronen, das nach seinen Erbauern, einem Grafengeschlecht, welchem ein Theil des jetzigen Herzogthums Nassau und der preußischen Rheinlande gehörte, Neu-Katzenellenbogen heißt, beim Volke indeß gewöhnlich den Namen: die Katze führt.

Lore-Ley.

(Hierzu das Bild IV, erfunden von A. Rethel, gestochen von X. Steifensand.)

Wild brauft der Rhein zwischen Wesel und St. Goar über Klippen und Sandbänke, gleichsam zürnend der ungeheuren Felsen, die hier einander immer näher und näher rücken, seinen Lauf zu hemmen scheinen und durch welche er mit stürmischer Hast sich Bahn bricht. Nicht ohne Grauen wagte sich einst selbst der geübteste Schiffer in diese Schlucht des Strombettes, wo ihm am schroffen Steine und auf Untiefen des Untergangs Gefahr drohte. Auch jetzt noch, nachdem viel Geld und Mühe darauf verwandt worden, die Klippen zu sprengen, welche unter dem Wasser verborgen lagen, ist für den Fährmann die Stelle nicht sicher. Naht er sich derselben, so faltet er inbrünstig die Hände zum Gebet, auf daß ihn der Herr der Stürme schütze und bewahre. Der Reisende, den des Dampfschiffs Kiel in dieses wüste Gewirre trägt, in dem plötzlich alle Vegetation aufzuhören scheint, schaudert unwillkürlich zusammen beim Anblick der gewaltigen, nackten Felsmassen, die sich wild übereinander dem Laufe des beflügelten Schiffes entgegenthürmen.

Von einer der grausigsten steilen Wände tönt seine Stimme in tausendfachem Wiederhalle neckend zurück, denn hoch auf demselben thront die Nixe Lore, die sich jetzt zwar nicht mehr in ihrer Alles bezaubernden Schönheit zeigt, wenn auch der Ton ihrer süßlockenden Stimme im Lauf der Zeiten

N° 4.

A. Rethel. inv. *L. Steifensand i. Ddorf sc.*

schon viele Opfer in die schwindelnde Tiefe des Stromes herabzog. Unter dem Schutze des steilangehenden Ley bergen sich jetzt einzelne Fischerkähne, die hier im Mondscheine des Salmenfangs warten und immer reicher Beute froh werden. Erzählen die Harrenden auch noch zuweilen von der wunderschönen Jungfrau Lore, wie sie sich auf der Spitze des Ley im Mondscheine zeige und durch ihren Wundersang schon manchem lüsternen Jünglinge den Untergang bereitet habe, so hat doch Niemand sie gesehen. Denn schon seit langen Jahren ist sie in den Rhein gebannt, weil sie den Geliebten, den sie sich erkor, in den Fluthen gefunden hat.

Der Pfalzgraf bei Rhein sah seiner Jugend schöne Zeit wieder neu aufblühen in seinem einzigen Sohne, einem der kräftigsten und stattlichsten unter den Jünglingen des Rheingau's. Ihn hatte die Nixe erblickt, als er an einem lauen Sommer-Abende, unter Anleitung seines Waffenmeisters Walter, unterhalb des Felsens, der einen Vorsprung bildet, badete und mit kräftigem Arme die im lichten Scheine des Mondes tausendfältig schillernden Fluthen durchschnitt. Schon wollte die Jungfrau ihren Zaubersang anstimmen und sich dem in den Fluthen spielenden Jünglinge in ihrer blendenden Schönheit zeigen; doch rührte Mitleid ihr Herz, wenn sie den liebreizenden Mann auch gerne ganz ihr eigen genannt hätte.

Lange Zeit hörte man nichts mehr von der Wasserjungfrau. Ohne Gefahr zeigten sich der Fischer Kähne, selbst unter dem Felsen, wo ihre Netze immer den reichsten Fang thaten: die Nixe mit allen Fahrnissen waren vergessen, des Pfalzgrafen Sohn aber schien in Allem, was er unternahm, das Glück zu verfolgen. Die unbändigsten Rosse, die niemand zwingen konnte, folgten wie Lämmer seiner Faust und trugen ihn über Steinklüfte, wohin auch der kühnste Reiter sich nicht wagte. Seine Bolzen erreichten den Steinadler in den höchsten Lüften; die Falken, die er abrichtete, waren die gewandtesten, raschesten und treuesten. Keines Wildes Fährte entging seinen Hunden, und jagte er in der Gegend des Fel-

sens, auf dem die Nixe ihren Wohnsitz aufgeschlagen, so lohnte ihm immer die reichste Beute die Mühen des Waidwerks. Wenn er oft stundenlang in den Felsenschlünden des Ley, wohin man über Dörrscheid gelangt, ohne Beute umhergestrichen, lockten ihn plötzlich gar wunderliebliche Töne, und diesen folgend, stieß er gewöhnlich auf irgend ein Wild, das nie seinem Wurfgeschoß oder seiner Armbrust entging.

War er ganz erschöpft von der Jagd, so sprudelte plötzlich zu seinen Füßen, wo er es gar nicht erwartete, ein heller Quell, dessen Wasser ihn wundersam stärkte, oder ein reiches Erdbeerenbeet duftete ihm lieblich entgegen, wo sonst nur dürres Haidekraut spärlich fortgewuchert. Nicht selten bot ihm auch, wenn er ganz erhitzt war und ermattet, eine anmuthige Felsengrotte, wo er sie früher nie bemerkt, Kühlung und ein weiches Lager zum Ausruhen, und immer glaubte er dann ein süßes Singen und Klingen zu hören, welches ihn in den sanftesten und erquickendsten Schlaf lullte.

Als der Junker eines Tages sehr emsig des Waidwerks gepflogen und erst am späten Abend zur Heimkehr sich anschickte, ging er auf der sonst ihm ganz vertrauten Bahn irre. Wie er auch auf dem Felsen umherkletterte, um zu des Stromes Ufern zu gelangen, er schien sich immer weiter davon zu entfernen. Bald glaubte er das Brausen und Sausen der Wogen zu hören, bald klang es wie fernes Saitenspiel in sein Ohr. Die Töne seines Hüfthorns, mit dem er seinen Jagdgesellen rief, hallten wie neckender Hohn von dem Felsen wieder. Mit Mühe kletterte er eine Wand empor, um sich eine Aussicht auf den Strom zu verschaffen; auf der Felsenkuppe angekommen, stand er auf einmal geblendet, denn wie glühender Frührothschein strahlte es in sein Auge, und was sah er, als sich der Blick einigermaßen an die Helle gewöhnt — eine Jungfrau so liebreizend und hold, wie sein Auge noch nie etwas Irdisches gesehen. Dem Mondhimmel gleich, an dem die Sterne milde funkeln, umwob ein lichter Schleier ihr Antlitz, aus dem ein Paradies voll Seligkeiten zu ihm hinüberlächelte. Schon wollte er auf die schöne Jungfrau

zuschreiten, als der Gedanke an die Nixe Lore durch seine Seele fuhr und er, sich andächtig bekreuzend, wie festgewurzelt stehen blieb. Die Helle war plötzlich verschwunden, und wie aus einem verwirrenden Traume erwachend, fand er sich auf dem rechten Wege wieder, der hinab zur Straße führte.

Seit diesem Abentheuer konnte sich der Junker des Gedankens an die holde Jungfrau nicht mehr erwehren. Wachend und träumend lebte das zauberische Bild in seiner Seele, und so oft er konnte, besuchte er die Stelle, um der schönen Gestalt nur noch einmal ansichtig zu werden. Aber umsonst. Der wonnige Anblick, das Ziel seiner Sehnsucht, wurde ihm nicht mehr zu Theil. Zwar klang noch zuweilen der oft vernommene Sang in sein Ohr, und wenn er ihm lauschend folgte, führte er ihn nur auf die Spur eines Wildes, dessen Fährte er aber nicht mehr verfolgte, denn er dachte nur der liebreizenden Erscheinung, die seine Seele gefesselt hielt.

Sein treuer Waffenmeister Walter ward auch der Vertraute seines Sehnens und kopfschüttelnd mahnte der Alte den Jüngling an die Gefahren, die ihm drohten, wenn er dem Trugbilde traute, und unerschöpflich war der Alte an Mährchen von Jünglingen und Männern, welche der Nixe Lore Schönheit und Lied schon in's Verderben gelockt. Aus des Junkers Seele war aber das Zauberbild nicht zu bannen und sein ganzes Sinnen ging nur dahin, sie noch einmal in ihrer Herrlichkeit zu sehen.

Freudig vernahm es der alte Walter, daß sein Zögling bald an des Kaisers Hoflager ziehen sollte, um sich hier den goldenen Sporn zu verdienen. Wie froh der Junker auch sonst diesem Augenblick entgegengesehen, der alle seine Jugendwünsche krönen sollte, gern hätte er ihn jetzt noch ferne gewünscht. Der Tag des Scheidens war aber schon bestimmt, und voller Freude theilte ihm Walter die ihm so erwünschte Kunde mit, denn er sollte seinen Zögling an den Hof begleiten und war schon entzückt von dem Gedanken an das Lob und

die Ehre, die des Pfalzgrafen Sohn vor den übrigen jungen Herren einärndten würde. Je näher der Abschied kam, um so beklommener wurde des Jünglings Herz, denn er sollte scheiden, ohne des zauberhaften Bildes, das seine Seele erfüllte, noch einmal ansichtig geworden zu sein.

Fleißiger denn je übte er jetzt in den letzten Tagen das Waidwerk, aber auf seiner Wünsche, seiner Sehnsucht Ziel, harrte er vergebens. Walter sah mit innerm Schmerz den tiefen Kummer, dessen Ursache ihm allein bekannt und den zu verscheuchen er trotz aller Bemühungen nicht im Stande war. Als der Junker ihn daher am Abende vor ihrer Abreise bat, noch einmal mit ihm hinaus zum Rheine zu ziehen, um ihr Glück im Fischfange zu versuchen, konnte er die Bitte nicht abschlagen, obwohl es ihm im Innersten grauste vor dem Gedanken an die Nixe.

Es war ein milder Mai=Abend. Die Erde lag im frischen Brautschmuck, in ihrer blühenden Jugendschöne den Geliebten erwartend; wie Seufzer der Sehnsucht strichen die Weste über des Rheines Spiegel. Alles hauchte rings Anmuth und Wonne; des Himmels Pracht schien zu verschmelzen mit dem lebendigen Schmucke, den der Frühling über Berg und Thal gebreitet. Selbst die stummen Bewohner der Tiefe vergaßen im Wonnegefühl der Natur die ihrer harrenden Gefahren, und die reichste Beute ward unsern Fischern. Der Junker lenkte den Kahn nahe am Ufer hin, doch immer näher dem gefährlichsten Felsen zusteuernd, ohne daß Walter, des glücklichen Fangs sich freuend, es zu bemerken schien. Als endlich der Mond in seiner ganzen Pracht hinter dem Ley emportauchte und sein freundliches Licht auf den Höhen leuchtete und in den murmelnden Wellen zitterte, so daß die Fische in woliger Lust aufsprangen, da gewahrte Walter, wo sie sich befanden und mit den Worten: „Junker, seht ihr dort den Ley?“ entsank das eben zum Wurfe ausgebreitete Netz seinen Händen. „O laßt uns an's Ufer hinsteuern,“ bat der Besonnene; der Junker schien aber kein Ohr zu haben, sein Blick war fest auf die Felsenplatte gerichtet, über welche der

Mond sein ganzes Lichtmeer ausgoß. Horch! es rauschten und murmelten die Wellen wie zum Gruße und hoch auf der Platte erschien in vollem Zauberreize die Jungfrau, wie der Junker sie schon einmal gesehen. Die ganze Natur schien sich rings in himmlischen Wohllaut aufzulösen, als die Nixe ihren Gesang anstimmte und die Arme ausbreitete, als wolle sie den Gegenstand ihrer Liebe brünstig umfangen. Dem Jüngling entsank das Steuer, sein Auge sah nur sie, Walter's Odem stockte, kein Wort, kein Laut kam über seine Lippen. Immer näher der Klippe glitt der Kahn dem brausenden Gewirre der Wasser zu, die sich wildstürmend an dem Ley brachen und, auf einmal sich hoch anthürmend, den Kahn und seine Führer verschlangen, welche die Gefahr nicht ahnten, befangen von dem süßen Zauberton, verloren in den reizenden Anblick.

Eine mächtige Woge trug Waltern an das jenseitige Ufer, und als das Bewußtsein ihm wiederkehrte, wähnte er aus einem Traume zu erwachen. Laut rief er des Junkers Namen, der von den Bergen wieder zu ihm herüberklang, aber vergebens harrte er einer Antwort. Was ihm schreckender Traum geschienen, war also schmerzliche Gewißheit. Thränen füllten des Alten Augen, er mußte der Trauerbote sein, welcher dem unglücklichen Vater den Tod des geliebten Sohnes verkünden sollte. Hätten ihn doch lieber die Wellen auch verschlungen! Aber männlich gefaßt trat er vor den alten Pfalzgrafen und brachte ihm die Kunde des Vorfalls. Des Vaters Schmerz hatte keine Worte, keine Thränen. Nach einigen Augenblicken fuhr er auf: „Wer mir die gottverfluchte Fee todt oder lebendig bringt, ihn will ich königlich belohnen."

„Laßt mir, Herr, den Trost", sprach Walter, „dieses Wagniß zu bestehen; mag mich denn auch der Tod in den Wellen finden."

Der Pfalzgraf winkte, ihn allein zu lassen.

Als am andern Abend der Mond aufstieg, zogen des Pfalzgrafen Reisige aus, Walter an ihrer Spitze, um die

Nixe zu fahen. Das ganze Ley wurde umstellt und Walter mit den Beherztesten hatten sich auf der Kuppe selbst gelagert. Als der Mond nun hoch über dem Felsen stand, erschien auch die Wasserjungfrau wieder, lieblich wie die Mainacht.

„Mir nach", rief Walter, „in Gottes Namen, und die Zauberin kann euch nichts anhaben." Die jüngern Kriegsknechte waren aber bei dem Anblicke der Jungfrau ganz verwirrt. „Wen suchet ihr?" erklang die Stimme der Nixe.

„Dich, böse Hexe," fuhr sie Walter an, und sich mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnend, schritt er mit den Worten: „Wo ist der Junker?" auf sie zu.

Die Nixe deutete auf den Strom, dessen Wasser, wie vom Sturme gepeitscht, am Felsen emporgischte.

Wetterwolken verhüllten Mond und Sterne, nur sie stand hellleuchtend in dunkler Nacht wie ein erhabenes Sternbild. Ungestüm brauste der Wind über die Felsen, aus tiefstem Grunde die Wellen aufwühlend.

Auch Walter schreckte zurück.

Ihren schimmernden Halsschmuck warf die Nixe in die Fluth, die sich alsobald besänftigte. Wie ein riesiger leuchtender Kranz schwammen die einzelnen Perlen auf dem ruhigen Spiegel. Die Jungfrau breitete ihren Schleier in die Luft aus, reich blitzend wie Sternenschein, und mit bezaubernder Stimme sang sie ihre Weise, in der sie die Gewässer beschwor.

Alsobald rauschten aus der Mitte des Perlenkranzes zwei ungeheure Wogenberge empor, sie warf ihren Schleier von sich und trat singend auf die Fluthen, die sie sanft hinabtrugen in die Tiefe. Langsam senkte sich der Schleier ihr nach und ergoß noch lange ein mildes Licht über den ganzen Strom. Langsam schwand die Helle: eine graue, fahle Dämmerung verhüllte die glänzende Erscheinung und die ganze Szene.

Walter glaubte in den Wogen das Antlitz des Jünglings gesehen zu haben, er glaubte bemerkt zu haben, wie er die

hinabsinkende Nixe Lore umfing und mit ihr in den Wellen des Stromes verschwand.

Kein sterblich Auge hat seit diesem Augenblicke die Nixe Lore mehr gesehen, aber noch naht der Schiffer nicht ohne Furcht und Graus dem Felsen, den sie bewohnt.

Die sieben Jungfrauen.

Bei dem Städtchen Oberwesel liegen auf einem Hügel die Ruinen von Schönberg, auch Schomberg genannt. Das Schloß gehörte einst der berühmten Familie, deren Namen jetzt mit dem der Grafen von Degenfeld verbunden ist, während im Neckarlande, bei Eppingen, ein zweites Schomberg, in unsern Tagen entstanden, von einer Anhöhe auf das grüne Land herabschaut.

Es ging einmal lustig zu auf Schönberg. Sieben schöne adelige Fräulein, die Töchter des Grafen Ludwig von Arnstein, waren zum Besuche angelangt, wie sie denn oft auf den Rheinburgen in dieser Gegend zu verweilen pflegten. Bald schaarten sich vornehme Jünglinge in Menge um sie herum, denn die Schwestern waren schön, liebenswürdig und reich. Aber so freundlich sie auch gegen Alle thaten, so konnte doch keiner der anwesenden Ritter sich einer besondern Gunstbezeugung rühmen; ja, jede ernstere Bewerbung und Aufmerksamkeit wurde mit einem Kaltsinn aufgenommen, welcher auch dem Kühnsten wenig Muth ließ. Ob es den Schönen damit Ernst war, oder ob sie nur die Gesinnungen der Ritter ergründen wollten, wußte Niemand. Gegen Adel und Familie der Freier konnten sie nichts einzuwenden haben, denn unter ihnen befanden sich Jünglinge aus den ersten Geschlechtern des Rheinlandes und des fernen Ungarns, und der Wettstreit, in dem sie hier gleichsam auftraten, spornte sie an, ihre Talente der Unterhaltung wie ihre ritterliche Gewandtheit im vollsten Glanze zu zeigen.

Es konnte also nicht fehlen, daß das Leben auf der Burg und im nahen Städtchen Wesel viele Annehmlichkeit und Vergnügen darbot. Da wurde geritten, da wurde gefochten, da vernahm man Lautenspiel und Gesang und heitere Erzählungen. Jeder that sein Möglichstes, eine gute Meinung von sich zu erwecken. Mancher, der sonst eben nicht gesprächig gewesen, wurde in kurzer Zeit beredt, ohne die strenge Schule eines Demosthenes durchmachen zu müssen. Der Eine fühlte, daß sein Arm von Tage zu Tage erstarkte, der Andere, daß Auge und Hand ihm immer sicherer wurden. Es ließ sich nicht leugnen, die liebenswürdigen Gräfinnen waren gute Genien, so oft auch dieser oder jener, der sich getäuscht sah in seiner Hoffnung, Eindruck auf das Herz einer derselben zu machen, das Gegentheil glauben und behaupten mochte.

Als an einem Abend eine Menge Geschichten vorgetragen worden, wie oft zu geschehen pflegte und dabei die Reihe auch an die theils heiteren, theils schreckhaften Sagen gekommen war, die sich an den Namen und die Entstehung fast jeden Schlosses, jeden Oertchens am Rheine knüpfen, frug auf einmal der Graf von Nassau, welcher in seinen Bemühungen, zu gefallen, gerade an diesem Tage sehr geringen Erfolg gehabt zu haben wähnte: Habt ihr denn schon die Geschichte von den sieben Jungfrauen gehört?

Freilich wol, sagten die Einen; nein, die Anderen. Erzählt sie uns, wenn's euch gefällig ist, fiel die Mehrzahl ein. Nun wol, fuhr der Nassauer fort, ich bin gerne bereit dazu, wenn nicht irgend ein besserer Erzähler sich findet — wollt ihr nicht, Graf Isenburg? Nicht doch, wie sollte ich die Mähren aus eurer Großmutter Tagen kennen! erwiderte der Gefragte, welcher den ganzen Tag nicht von der Seite der blonden Bertha gewichen war und mehr Lust hatte, sich im Anschauen ihrer schelmischen Augen als im Berichten alter Kunden zu vertiefen. So sei es denn, nahm der Erstere wieder das Wort: im Voraus muß ich aber versichern, daß jedes Wörtchen Wahrheit ist, was ihr vernehmen werdet.

Auf der Burg, wo wir uns gegenwärtig befinden, lebten vor vielen Jahren sieben wunderschöne Schwestern. Eine Schilderung ihrer Reize und Vorzüge will ich nicht unternehmen, ob ich gleich nie treffendere Vorbilder dazu finden könnte, als in diesem Augenblick. Aber so schön sie waren, so felsenhart waren ihre Herzen. Sie schienen nicht zu wissen, was Liebe heißt; Jagd und Spiele waren ihre Vergnügungen; erklangen ihre Zithern, so war es nur von ritterlichen Thaten oder von den Geschichten alter Frauenkraft und Hoheit. Vergebens, daß die ganze junge Ritterschaft des Landes wetteiferte, sie zu gewinnen: Schönheit, Tapferkeit, Jugend, Kenntnisse — Alles war für sie wie nicht vorhanden. Sie achteten auf nichts, oder sie ließen ihrer muthwilligen Laune auf Kosten der Freier ungestörten Lauf; sie schienen heute gerührt, um morgen mit doppelter Härte und Grausamkeit zurückzustoßen. So geschah es denn, daß gar Mancher sich verletzt und zürnend wegwandte und die Schlimmen auf ewig zu fliehen beschloß — aber seine Stelle blieb nicht lange leer; bald war ein Anderer da, um dieselben Erfahrungen zu machen und mit blutendem Herzen das böse Geschick zu verwünschen, das ihn, Ruf und Warnung zum Trotz, in den gefährlichen Kreis geführt hatte. Als nun aber endlich die Herren die Geduld verloren und den Schwestern anlagen, sie möchten sich erklären: so schienen diese sich zu besinnen und bald wurde den Harrenden die Antwort ertheilt, sie würden eine bestimmte Auskunft erhalten, wenn sie am folgenden Morgen im großen Saale sich einfinden wollten. Die, welche sich für die Begünstigsten hielten, konnten kaum die Nacht erwarten. Am andern Tage waren Alle im schönsten Putze und goldene Ketten, glänzende Waffen, prächtige Reiherfedern, kurz Alles was in's Auge fiel, wurde hervorgenommen und angelegt. Die Thüren des Saales wurden endlich geöffnet, die Ritter traten ein und es war lustig anzusehen, wie sie sich Alle in die malerischsten Stellungen zu bringen suchten, um die Blicke auf sich zu ziehen. Es währte so eine Weile — die Ersehnten erschienen immer noch

nicht — und schon begannen der Eine und Andere unruhig zu werden, als auf einmal lautes Gelächter von den Fenstern des Saales her erscholl. Alle stürzten hinzu — in demselben Augenblicke stieß ein Kahn vom Ufer und in ihm saßen die sieben Schönen, welche sich spöttisch gegen die Freier ver=neigten und ihnen ein Lebewol zuriefen.

Was für Gesichter die Gefoppten schnitten und wie sie laut und heimlich die Spröden verwünschten, will ich gar nicht beschreiben. Aber dabei blieb es nicht — sie wurden gerächt, ehe sie es vermutheten. Während noch Alle hinaus=blickten, ereignete sich plötzlich eine schreckliche Szene: un=versehens stieß der Kahn auf einen Felsen und sank. Wehe=geschrei trat einen Augenblick lang an die Stelle der freudigen Töne — weiße Gewänder schwammen noch einige Sekunden auf der Oberfläche — dann war Alles verschwunden. Bleiches Entsetzen im Gesicht, blickten die Zurückgebliebenen einander an und ein: Herr Jesus Christ! bebte auf mancher Lippe. Von dieser Zeit an bemerkten die Schiffer bei niedrigem Wasserstande auf dem Fleck, wo dieser Vorfall sich zutrug, sieben Felsenspitzen, an denen die Welle sich brach. Sorg=fältig mieden sie die Klippen, welche sie die sieben Jungfrauen nannten, aber noch mancher Nachen soll dort den Untergang gefunden haben, wenn die Fluth hoch ging und der Schiffer des Weges nicht durchaus kundig war.

Hiermit endigte der Graf von Nassau seine Geschichte. Wir wissen nicht, welchen Eindruck sie auf seine schönen Zu=hörerinnen machte, aber wir haben in Chroniken gelesen, daß die reizenden Gräfinnen von Arnstein in der Blüthe ihrer Jahre glänzende Ehebündnisse eingingen. Pfalzgräfin von Tübingen wurde die Eine, Gräfin von Isenburg die Andere, nach Ungerland zogen zweie. Auch Burg Nassau, die von waldiger Höhe auf das freundliche, von grünen Höhen ein=geschlossene, an heilsamen Quellen reiche Thal herabblickt, durch welches die Lahn sich windet, sah bald eine junge Ge=bieterin innerhalb ihrer stattlichen Mauern.

Der Pfalzgrafenstein.

Ehe der Orleans'sche Erbfolgekrieg das ganze Rheinland schonungslos verwüstete und die Uebel, welche der dreißigjährige Krieg herbeigeführt hatte, die unglücklichen Bewohner in verdoppeltem Maße empfinden ließ, war Stahleck eine ansehnliche Burg und Bacharach eine wolbefestigte Stadt. Größtentheils in Trümmern liegen jetzt die sechszehn hohen Thürme, welche die Mauer beschützten, die von der Stadt aus, welche sie auf der Flußseite umgab, zum Schlosse sich hinanzog. Auf dem Abhange des Hügels sieht man noch jetzt das halbzerstörte Gemäuer der Wernerskirche, mit schönen gothischen Fensterbogen, die an die beste Zeit des teutschen Baustyls erinnern, aber ohne Dach und rasch entgegengehend dem unvermeidlichen Untergange. Sie wurde erbaut zum Andenken an einen Knaben Werner, aus dem Oertchen Warmsrode gebürtig, welcher zu Ende des achten Jahrhunderts von den in dem benachbarten Oberwesel wohnenden Juden geraubt und gemartert und dann an dieser Stelle begraben wurde.

Auf der Burg Stahleck, von wo man auf Stadt und Strom- und auf die vielen Weinberge, welche Bacharachs Namen berühmt gemacht haben, hinabblickt, pflegten die rheinischen Pfalzgrafen öfters ihre Zeit zu verbringen. So that auch Konrad von Hohenstaufen, der Halbbruder Kaiser Friedrich des Rothbarts, welcher dem kinderlos gestorbenen Hermann von Stahleck in der Pfalzgrafenwürde folgte und zu deren nachmaliger Bedeutung den eigentlichen Grund legte. Dem

um diese Zeit mächtigsten und blühendsten teutschen Fürstenhause angehörend, reich und angesehen, schien er fast keinen Wunsch hegen zu können, dessen Erfüllung sich nicht hoffen ließe. Eines aber fehlte an seinem Glücke: er sah keine Söhne um sich emporblühen; die beiden, welche seine Gemahlin Irmengard von Henneberg ihm geschenkt, waren in der Kindheit verstorben und nur eine Tochter, Agnes mit Namen, ihm geblieben, die nun die Erbin seiner meisten Besitzungen werden sollte, sofern sie nicht an seine Person geknüpfte kaiserliche Verleihungen waren.

Als Agnes heranwuchs, war es natürlich, daß viele vornehme Herren und Fürsten um ihre Hand sich bewarben. Unter diesen war auch Heinrich von Braunschweig, Heinrich des Löwen Sohn, und zu einer Zeit, als der alten Feindschaft zwischen Hohenstaufen und Welfen durch Bündniß und Verschwägerung ein Ende gemacht schien, wurde die Verbindung des jungen Paares beschlossen. Aber ehe der Zeitpunkt herankam, den man bestimmt hatte, traten neue Umstände und Mißverhältnisse ein, welche den frühern Plan aufgeben ließen, um so mehr als andere Aussichten sich darboten, welche dem Ehrgeize des Pfalzgrafen mehr zusagten und schmeichelten.

Der König von Frankreich, Philipp August, welcher den Kreuzzug nach dem gelobten Lande gemacht hatte, hielt um Agnesens Hand an. So willkommen nun dieser Antrag dem Vater war, so wenig behagte er der Tochter: sie hatte den Braunschweiger liebgewonnen und wünschte keinen Andern zum Gatten zu haben, als ihn, der ihr durch der Eltern Willen bestimmt gewesen war. Heinrich, der sich im Lager des Kaisers befand, wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen, um von dem, was auf Stahleck vorging, Nachricht zu erhalten: eine Vertraute hatten die Liebenden an der Pfalzgräfin, welche der Heirath mit dem französischen Könige nicht hold war, dagegen die Wünsche des Welfenherzogs begünstigte, wodurch sie das Glück ihres einzigen Kindes zu begründen hoffte.

Um diese Zeit traf es sich, daß der Pfalzgraf sich veranlaßt sah, die Burg auf einige Tage zu verlassen. Irmengard,

nachdem sie noch einmal die Gesinnung ihrer Tochter erforscht und diese fest entschlossen befunden, benutzte die Gelegenheit; nach Stahleck im Geheimen beschieden, war der glückliche Heinrich bald in der Nähe seiner Geliebten. Der Burgpfaff, von der Pfalzgräfin aufgefordert, legte noch an demselben Tage die Hände des jungen Paares ineinander. In größter Stille wurde die Hochzeitfeier begangen, aber desto inniger war die Seligkeit der Stunden und Tage, die sie nun mit einander verlebten.

Es währte nicht lange, so kehrte der Pfalzgraf zurück. Irmengard, auf einen ernsten Auftritt gefaßt, ging ihm entgegen. Herr, sprach sie, ein Falke kam hergeflogen, mit braunem Haupt und weißer Kehle. Gut gekrümmt zu mächtigem Fange sind ihm Klauen und Schnabel und die Schwungfedern reichen so weit, daß man wol sieht, sein Vater habe ihn auf hohem Horst erzogen. Diesen Vogel, nie sah ich einen schönern, habe ich gefangen und behalten. Und mit diesen Worten führte sie ihn in das Gemach, wo Heinrich und Agnes sich befanden. Beide warfen sich ihm zu Füßen. Konrads Zorn kannte anfangs keine Grenzen, doch behauptete er dem Welfen gegenüber scheinbare Ruhe und Hoffnung. Mit wenigen Worten kündigte er ihm an, er möge sofort die Burg verlassen: die Verbindung sei ohne seine Einwilligung geschehen, er möge nicht erwarten, eine abgenöthigte Zustimmung zu erlangen. Bitten und Thränen der Gattin und Tochter vermochten nichts über ihn. Der junge Herzog war trostlos, sich von Agnesen trennen zu müssen und das unter solchen Verhältnissen! Aber er beruhigte sich allmählig mit dem Gedanken, daß die Erbitterung des Vater nachlassen und dieser ihn doch als Eidam aufnehmen werde. Irmengard war nahe daran, sich Vorwürfe zu machen, daß sie selbst die Sache auf diesen Punkt gebracht, denn sie besorgte, der Pfalzgraf werde um Trennung der Ehe nachsuchen. Trübe Stille herrschte auf Stahleck. Heinrich war weggezogen, die Frauen überließen sich ihrem Gram, Konrad beobachtete strenges Stillschweigen und ließ sich nur bei'm Mittagsmahl

blicken. Während der andern Stunden sah man ihn häufig ausreiten.

Eine kleine Strecke unterhalb Bacharach, der Stadt Kaub gegenüber, ragt aus dem Strome eine Felsenplatte hervor, welche ein sonderbar gestaltetes Gebäude trägt, das dem Schiffenden auf den es umspülenden Fluthen zu schwimmen scheint. Breit ist die Grundform, vielseitig der Bau, massiv das Mauerwerk, klein und niedrig die Thüre, zu welcher einige Stufen führen. Eine Menge viereckiger, spitzer Thürmchen, zum Theil auf Vorsprüngen ruhend und mit kleinen Fenstern versehen, umgeben den in der Mitte emporsteigenden Hauptthurm, dessen kuppelförmiges Dach eine Leuchte ziert. Von diesem Thurme herab erklang in früheren Tagen der Ton der Glocken, welche das Herannahen von Schiffen verkündeten, die hier den Rheinzoll zu erlegen hatten. Ein tiefer Brunnen gibt gutes Wasser; mehre kleine Gemächer und Gewölbe befinden sich im Innern dieses sonderbaren, auch jetzt noch gut erhaltenen Schlosses. Es ist der Pfalzgrafenstein, kurzweg auch die Pfalz genannt.

Vor diesem Gebäude lag eines Morgens das Schifflein Konrads von Hohenstaufen. Er hatte seine Tochter Agnes dahingeführt und ihr mit wenigen Worten angekündigt: die Stromveste werde ihr Wohnsitz sein, bis er weiteres über sie beschlossen. Mit Gelassenheit ergab sie sich in ihr Schicksal. An dem Fenster des niedrigen Kämmerleins sitzend, das für sie bestimmt war, blickte sie hinaus über den Wasserspiegel und auf die Hügelketten des Ufers und dachte an ihren fernen Gatten. Nur selten durfte Irmengard die Einsame besuchen. Einst kam sie wieder, aber nicht allein — als Pilger gekleidet trat Herzog Heinrich hinter ihr ein. Trauer und Entbehrung vergangener Tage waren in diesem Einen Momente vergessen. Aber nur auf kurze Zeit konnten sie das Glück der Wiedervereinigung genießen.

Der Pfalzgraf war unterdessen auf andere Gesinnungen gekommen. Am Hofe des Kaisers durch diesen selbst gedrängt, Heinrichs Ehe mit Agnesen für nichtig erklären zu lassen, erwachte sein Vatergefühl: er konnte es nicht über sich gewinnen,

sein einziges Kind unglücklich zu machen. Die Erwägung der Nachtheile, welche durch eine so heftige neue Verfeindung mit dem Hause der Welfen entstehen könnten, mochte auch ein Gewicht in die Wagschale legen. Noch aber hatte er sich über nichts gegen Irmengard geäußert, als diese ihm die Nachricht brachte, Agnes hoffe Mutter zu werden. Damit war die Versöhnung besiegelt. Aber nur mit einem Erben auf dem Arme, wollte er die Tochter wieder einziehn sehen auf Stahleck. Diese blieb auf ihrer Felseninsel, aber nicht mehr einsam und traurig, denn nun brauchte der Welfenherzog nicht mehr in der Verkleidung zu ihr schleichen. Die Enge der vom Strom umrauschten Wohnung verschwand vor den Augen der Liebenden: umschloß sie doch Alles, was sie lange gesucht und ersehnt.

Heinrich von Braunschweig, der Lange genannt, folgte Konrad von Hohenstaufen in der Pfalzgrafenwürde, die nach ihm auf seinen gleichnamigen Sohn überging. Von der Zeit der schönen Agnes her, soll sich die Sitte erhalten haben, daß die rheinischen Pfalzgräfinnen ihr Wochenbett in dem kleinen Schlosse halten mußten. Manche bezweifeln jedoch, daß Letzteres geschehen sei: nur die Sage bewahrt die Erinnerung.

Die Teufelsleiter.

Unter den edeln Geschlechtern, deren Namen man in der mittelalterlichen Geschichte des Rheingaues findet, war das der Gilgen von Lorch eines der angesehensten. Einer aus dieser Familie hatte während der Zeit, wo der ganze teutsche Adel zu den Kreuzzügen entboten ward, ebenfalls Theilnahme angelobt; aber er that es nur nach langer Ueberredung und wider Willen und mehr weil er die Unehre scheute, welche durch eine Weigerung sich geheftet haben würde an seinen ritterlichen Namen, als aus Frömmigkeit und Herzensdrang. Ja, sein Herz war es eben, was ihn zurückhielt. Seit kurzem mit einem schönen und edeln Fräulein verlobt, konnte er es nicht über sich gewinnen, sich von ihr loszureißen. Als er endlich dennoch das Kreuz nahm, zweifelte Mancher an der Aufrichtigkeit seines Entschlusses.

Und was man vorausgesehen hatte, geschah. Noch hatte das Heer der Gottesstreiter die Gauen Teutschlands nicht verlassen, als Gilgen unter dem Vorwande von Krankheit zurückblieb. Wenn auch sein Gewissen ihm Vorwürfe machte: Leidenschaft übertäubte sie. Der Drang, die Geliebte wiederzusehen, schien während der kurzen Abwesenheit so heftig geworden zu sein, daß Pflichtgefühl und Furcht vor Schande ihn nicht zu überwinden vermochten.

Aber schlimme Kunde harrte des ungeduldig Eilenden bei der Heimkehr. Diejenige, um derentwillen er den guten Ruf auf's Spiel gesetzt, die er freudig in die Arme zu

schließen glaubte, war verschwunden. Nach der steilen Felswand des Kedrich, der sich über Lorch erhebt und auf dessen Spitze eine unzugängliche Burg stand, wiesen Alle, die er, athemlos und verzweifelnd, nach der Verlornen frug. Ein wüster Geselle, der in jenem Neste hauste und dessen Bewerbung um Gertruden zurückgewiesen worden war, hatte auf den Augenblick gewartet, wo der Schutz ihres Verlobten ihr fehlen würde: ein wolberechneter und raschausgeführter Ueberfall brachte sie in seine Gewalt, und als Lärm entstand um die Geraubte, sahen die bestürzten Dorfbewohner schon oben auf den Felsen ihr flatterndes Kleid, während der Entführer und ein Paar seiner Gehülfen die machtlos Ringende mit sich fortführten zu dem sichern Schlupfwinkel.

Wie ein Wahnsinniger durchirrte Gilgen während der nächstfolgenden Tage die Gegend. Viele sprach er um Beistand an gegen den Räuber, aber sie machten ihm begreiflich, wie wenig Menschenkraft und Menschenwille hier vermöchten und wie er nichts anderes thun könne, als sich in Geduld fassen, um zu sehen, ob die Standhaftigkeit der Gefangenen den Räuber, der jeglicher Aufforderung spottete, endlich auf andere Gedanken bringen werde. Aber, Geduld und Ergebung, wo sollte Gilgen die hernehmen? Der Umstand, daß man ihn merken ließ, wie man den ganzen Vorfall als eine Strafe des Himmels für die Verletzung seines Gelübdes betrachte, trug nur dazu bei, seine Erbitterung und seinen Groll zu mehren, statt ihn zu reuigem Insichgehn zu vermögen. Die allgemeine Trauer um Gertrudens Geschick war da kein Trost für ihn: sie spornte ihn nur noch mehr, zu unternehmen das Wagniß ihrer Rettung.

In dieser Stimmung befand er sich, als er eines Abends, zurückkehrend von einem Ritt durch die sich kreuzenden und verschlingenden Thäler, welche bei Lorch münden, nahe bei dem Felsen des Kedrich hielt. Indem er mehre Minuten lang die steile Höhe hinaufblickte und mit jedem Augenblicke die Unmöglichkeit irgend eines Anschlags zur Befreiung der Geliebten klarer vor ihm stand, durchzuckten blitzähnlich seine

Seele Empfindungen, welche den Christen des Namens, den er führt, unwürdig machen. Einen gräßlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, wandte er sein Roß, um den Heimweg anzutreten, als ein Unbekannter ihm auf dem schmalen Pfade entgegentrat. Gilgen schauderte zusammen, denn er hatte eine Ahnung, wem dies verzerrte Gesicht angehören könne. Von plötzlicher dumpfer Angst ergriffen, wollte er vorbeireiten, aber der Andere ließ ihn nicht unangeredet vorüber. Wie gebannt blieb das Pferd auf der Stelle stehen und zitterte, als stände es vor einem lauernden Raubthier im Augenblick des tödtlichen Sprunges. Ritter, sprach eine tonlose, wie aus dem Grabe erschallende Stimme, kann ich euch helfen? Keine Antwort erfolgte. Ich weiß, was ihr begehret, was ihr wünschet, fuhr jener fort; aber schaut auf! Versucht's, reitet die Klippen hinauf: einem tapfern Ritter wie ihr seid, sollte ja nichts unerreichbar sein.

Kehre zur Hölle zurück, Hund, scheußlicher Versucher, schrie Gilgen ergrimmt über den Hohn und ein gewaltiger Schwerdthieb schien das Haupt des Unbekannten zu spalten. Aber ein heiseres Lachen ließ sich vernehmen und die dünne Gestalt stand auf dem vordersten Felsen. Nehmt Vernunft an, tönte wieder die unbewegte Stimme; ich allein kann euch zu dem verhelfen, was ihr verlanget. Vertrauet euch mir an und heute noch ist die schöne Gefangene die eure.

Wie Espenlaub erbebte der Ritter bei dem Gedanken, daß er an der Schwelle des ewigen Unterganges stehe. Er schwankte, er wollte dem Rosse die Sporen geben, um dem Versucher zu entfliehen. Da krächzte die Stimme: Morgen ist die Braut für euch verloren! Jetzt noch könnt ihr sie gewinnen! Tobende Leidenschaft erfüllte Gilgens Gemüth: der Pakt mit dem Fremden war geschlossen. Der Mond trat hervor und goß sein Licht über die zackigen Felsenmassen aus. Frisch auf, du kühner Reiter! rief die Stimme — Gilgen sah sich allein, der Sturmwind heulte und peitschte zerrissene Wolken, wie die wilde Jagd, über den schwarzblauen Sternenhimmel. Laut auf wieherte das Roß, als es den Sporn

fühlte und war mit einem Satze auf dem schwindelnden Pfade. Mit der einen Hand hielt der Ritter den Zügel fest und sicher, mit der andern hatte er das Schwerdt gezogen. Eine Windsbraut schien das Thier emporzutragen: auf Stellen, nur für der Gemsen Tritt gemacht, haftete sein Huf; unerschrocken saß Gilgen im Sattel, wenn er auch rücklings hinabzustürzen drohte. Der Lärm hatte die Wenigen, die sich auf der Burg befanden, auf die Mauer gerufen: starr vor Schrecken blickten sie hin und wagten ihren Augen nicht zu trauen, als der wilde Reiter, durch Ruf und Ferse das Thier ermunternd, grauenvoll und gespensterhaft zu ihnen sich heraufarbeitete. Der Augenblick war da: auf dem Thurme erblickte Gilgen die weiße Gestalt Gertrudens — noch ein Sprung, die letzte, toddrohende Klippe hinan und die Spitze war erreicht, das Thor erstürmt. Der Räuber lag, eine blutende Leiche, vor des Rächers Füßen am Boden. Eine Minute später und Gilgen hielt Gertruden in seinen Armen.

Aber sein Glück, das frevelhaft erkaufte, sollte nicht von Dauer sein. Kaum war er wieder vereinigt mit ihr, um die er irdischen Ruhm darangesetzt und ewige Seeligkeit, so welkte sie dahin, wie eine Blüthe beim Wehen des Wüsten-windes. Nach ihrem Tode machte Gilgen durch eigene Hand seinem Leben ein Ende. Die Bewohner Lorchs zeigen noch mit Grausen auf den fast unersteigbaren Pfad, der von jenem Ereignisse den Namen der Teufelsleiter führt, und bewahren auf ihrem Rathhause den Zaum des muthigen Rosses.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehren Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustreisten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuren Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale, spitzzulaufende Oeffnungen eingehauen, wie die Fenster eines Doms.

Aus einem der Felsenfenster schauten, neben- und übereinander, drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes „Bst!" zu und diese sagten untereinander: „Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wol Langeweile haben, wir wollen hinauf und ihnen die Zeit verkürzen." Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein und kamen durch einen langen dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem

Herumtappen gerieth der Vorderste der Wanderer an eine Thüre und öffnete sie. Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingange einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. „Seid uns willkommen," riefen die drei Jungfrauen und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen waren in großer Verlegenheit, denn statt der drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor und boten den Fremden die Hände zum Gruß und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthüre und ein hochgestalteter Greis trat heraus, in schwarzem Gewand und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu und sagte: „Ihr seid wol gekommen, meine Töchter zu freien? Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem Jeden von euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben." — Da lachten die Mädchen noch mehr und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. „Nun so nehme sich ein Jeder die seinige!" rief endliche der Alte mit schallender Stimme.

Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an und sagte: „Ich will's euch bequemer machen." Er führte jetzt einem Jeden eine der Jungfrauen zu und wie unheimlich es auch den Gesellen um's Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht und sie entbrannten alle drei in heftiger Glut zu den Töchtern des Alten. „Ich erlaube euch, eure Bräute zu küssen," sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. „Jetzt müßt ihr aber auch eine Probe eurer Liebe geben," fing der Greis wieder an. „Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drei Schoosthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere

ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr möget sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, ihr wackern Freier und holt die lieben Thierchen, die fromm sind und sich gern fangen lassen."

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ungefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel in traulicher Gemeinschaft nebeneinander auf dem Aste einer abgestorbenen Eiche sitzen.

„Staarmatz, sag' uns dein Räthsel," rief einer der Gesellen. Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter und sagte:

Sprich, was sitzt dir im Gesicht,
Und du siehst's im Spiegel nicht?

„Rabe, Rabe, sing dein Liedlein," rief der Zweite. Der Rabe sang, mit etwas heiserem Ton:

Einst in's Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein:
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um in's Vaterland,
Und schwören: Bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer sein.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baume herab flatterte und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte. — „Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von deiner Großmutter," rief jetzt der Dritte. Die Elster warf sich in die Brust und erzählte: Meine

Großmutter war eine Elster und legte Eier und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch. Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige und flog dem dritten Jünglinge auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu, welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten.

Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung und in drei Nischen standen drei Tische mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. „Ach, unsere lieben Freier," krähten sie, wie aus Einem Munde und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen an, durcheinander zu schnattern und zu klappern, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. Kurz es war ein Gequiek und Gepiep, daß Niemand ein Wörtchen verstehen mochte.

Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten bei'm Arm, führte ihn an einen der drei Tische und sprach mit ihm von den goldenen Tagen, die sie miteinander verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich jeder einen Becher köstlichen Weins aufnöthigen und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüpp, am Fuß einer wildzerrissenen Felsenwand und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen und sich in's Freie zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber

aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte Bst, Bst, herab und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines zahnlosen alten Mütterchens ihnen zuwinke. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme und der Rabe sang sein Lied, und der Staar sagte sein Räthsel und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: „Guter Freund, kannst du uns wol sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?" — „Wenn ihr mir's nicht übel nehmen wollt," antwortete der Bauer, „so deute ich euch den Scherz. Das Räthsel des Staars geht auf eine Nase, wie sie wol Mancher schon bekommen hat, die aber zum Glück Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster erzählte eine Geschichte, die eure Enkel vielleicht auch einmal von euch erzählen werden. — Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an und vermaßen sich hoch und theuer, nie auf ein Bst zu hören und wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.

Die Braut vom Rheinstein.

(Hierzu das Bild V, erfunden von Sonderland, gestochen von Ed. Schuler.)

Es ist nicht ein öder Trümmerhaufen, eine halbzerstörte, einsame Warte, ein brandgeschwärzter Steinrest, der uns diesmal eine Sage zuruft aus jenen Tagen, wo die feste Burg stattlich prangte und der Stolz und Schutz ihrer ritterlichen Insassen war. Ihr schauet vielmehr verwundert hinauf an den hohen Steinmassen, auf denen eine zierliche und mächtige Veste thront; ihr glaubet, die Wellen des Rheins haben euch zurückgespült in jene Zeit, wo jede Felsenspitze eine Ritterburg trug, wo in jedem schattigen Thale ein Kloster stand, von frommen Mönchen oder jungfräulichen Nonnen bewohnt, wo jede Bergeshöhle einen ehrwürdigen Klausner beherbergte und wo in stillen Gründen die Elfen und Kobolde beim Mondesglanz den luftigen Reigen tanzten.

Es ist die alte Burg Rheinstein, die ihr erblicket. Aus den Trümmern, in welche die Gewalt der Zeit und die Zerstörungswuth der Menschen sie verwandelt, ist sie herrlich und mächtig wieder erstanden. Von der hohen Warte weht stolz herab das Banner des ruhmgekrönten königlichen Hauses der Zollern, aus welchem der edle, ritterliche, fürstliche Besitzer und Wiederhersteller der Burg, der in seltener Weise Anmuth mit Männlichkeit vereint, entsprossen ist. Und nicht verderbendräuende Wurfgeschosse, noch geschwungene Flamberge, noch gesenkte Hellbarden wehren euch den Eingang, wenn ihr beschauen wollet die Zellen und Gemächer der

Sunderland del

Die Ruine von Rheinfels

[illegible]

Es ist nicht ein öder Trümmerhaufen, eine [illegible]
einsame Warte, ein brandgeschwärzter Steinerl
Kunde ehr Sage zeugt aus jenen Tagen,
Burg stattlich prangte und der Stolz und Zierde
tiefen Insassen war. Ihr schauet vielmehr [illegible]
ot den hohen Siegesmalen, auf denen eine
sichtige Veste thront; ihr glaubet, die Wellen
[illegible] zurückgerollt in jene Zeit, wo jede
ne Burg trutzt, wo in jedem schattigen
[illegible], von frommen Mönchen oder jun
Frauen bewohnt, wo jede Bergeshöhle einen
Einsiedler beherbergte und wo in stillen Gründen
und Kobolde beim Mondenglanz den lustigen Reigen
Es ist die alte Burg Rheinfels, die ihr erblickt
ren Trümmern, in welcher die Gewalt der Zeit und
Feuerbrand der Menschen sie verwandelt, ist sie
sich möchte wieder erbauen. Von der hohen Warte
Fels herab das [illegible] ruhmgekrönten königlichen Hauses
der Hessen, das [illegible] der edle, ritterliche, fürstliche
sigen und Regierungsweisheit der Frau, der in seltener Ehe
Mensch mit Menschlichkeit vereint, entsprossen ist. Aus nicht
[illegible]berhenrührenden Wutherschütterungen, nach geschwungene Glan
berge, auch grimmig Feindesnacht trotzen auch der Ringmauer,
[illegible] die Hessen weilt die Sitte mit Ehrfurcht vor

Sonderland del

Eduard Schüler sculp

Burg; die Fallbrücke senkt sich und die eichene Pforte öffnet sich gastlich eurem Eintritt, der greise Pförtner hat Pickelhaube und Panzer abgelegt und geleitet euch gern durch die alterthümlichen Räume, durch die gewölbten Gemächer, welche mit mittelalterlichem Hausrath gefüllt sind, wo die Sonne auf buntem Glase spielt, wo Waffen und Harnische der Ritter neuen Kampfes zu harren scheinen, bis hinauf auf die Zinne, wo euren staunenden Augen das herrliche Rheinthal mit seiner grünen Gegenwart und seiner in grauen Ruinen nachlebenden Vergangenheit sich ausbreitet.

Die Sage erzählt uns, daß vor langen Zeiten, in den ersten Jahren des vierzehnten Säkulums, ein Ritter Siegfried vom Rheinstein auf der Burg hauste, der in seiner Jugend ein gar wüstes und wildes Leben geführt, auf einem seiner häufigen Raubzüge auch ein wunderschönes Mägdlein aus dem Frankenlande seinen Eltern entführt und dasselbe mit anderer reichen Beute auf seine starke und wolverwahrte Veste gebracht habe. Nach dieser Zeit aber habe der wilde Waffenlärm, welcher sonst ohne Aufhör in der Burg getobt, urplötzlich ein Ende genommen. Viele Mannen und Knechte verließen die Dienste des Ritters, weil dieser beschlossen, hinführo keine Raubzüge zu unternehmen, sondern in Frieden daheim zu bleiben und den Rest seiner Jahre zuzubringen in Ruhe und gemächlichem Leben. Dem war's auch so und es hatte die Liebe zu der schönen Jungfrau dies Alles in Siegfried bewirkt. Er ehelichte sie auch bald nach diesem und sie führten ein stilles und zufriedenes Leben.

Es dauerte aber nicht lang, daß Freude und Trauer zugleich auf die Burg hereinbrachen, denn die schöne Jutta schenkte ihrem Gemahl ein Mägdlein, gesegnete aber wenige Stunden darauf das Zeitliche. Der Ritter war außer sich vor Betrübniß und ward von dieser Zeit an ganz finster und menschenscheu, so daß bald alle Gäste die Burg mieden und des Thurmwarts Horn einrostete. Der Wittwer aber lebte fortan nur dem Andenken an seine heimgegangene Gattin und der Erziehung seines einzigen Töchterleins, das er wie seinen

Augapfel liebte und in Zucht und Frömmigkeit auferzog, auch in allen weiblichen Künsten unterweisen ließ.

Darüber verstrichen Jahre. Gerda war zur Freude ihres alternden Vaters herangewachsen und einer zarten Blume zu vergleichen an Lieblichkeit und Tugend. Und Pilger, die auf ihren Zügen wol hin und wieder in einer unfreundlichen Nacht, Herberge heischend und erhaltend, in die Burg einkehrten, verbreiteten in allen Gauen ringsumher die Kunde von der Anmuth und Holdseligkeit des Burgfräuleins auf dem Rheinstein, betheuernd, daß keine schönere Jungfrau zu finden sei im ganzen Rheingau. Solche Kunde aber regte in manchem jungen Ritter und Edelknecht die Lust auf, das holde Mägdlein zu schauen und zu minnen und es ward ein lustiges Rennen und Reiten nach dem Rheinstein, und war schier, als ob dem alten Siegfried Fehde angesagt worden wäre, so zogen die Ritter in Schaaren, mit glänzenden Rüstungen und wehenden Helmbüschen angethan, der Burg zu. Aber dem Vater ward bange ob des Heranstürmens so vieler Freier, und er runzelte die Stirn und ließ den stattlichen Herren sammt und sonders sagen, sie möchten nur wieder heim ziehen und sich einstellen auf dem großen Turnier, welches der Erzbischof von Mainz hatte ansagen lassen. Er wolle auch daselbst sein mit seiner Tochter und sie werde dann wählen, wer sich am tapfersten und männlichsten auswiese.

Nicht gar lange Zeit nachher fand auch das besagte Turnier Statt und waren dazu viele Ritter und schöne Frauen von nah und fern nach Mainz gekommen. Auch der Ritter Siegfried hatte, seinem Versprechen getreu, mit seiner Tochter Gerda daselbst sich eingefunden. Und es erwies sich, was die Pilger von ihr verkündigt hatten, daß sie den Preis der Schönheit davon trug über alle die Frauen und Jungfrauen: Aller Augen hafteten auf ihrem Antlitz und alle Zungen priesen ihre Anmuth.

Es waren aber vornehmlich zwei Ritter, welche von des Mägdleins Liebreiz dermaßen entzückt waren, daß sie hoch

und theuer sich vermaßen, es zu erkämpfen, und schwuren, daran zu setzen Gut und Blut. Es waren dieses der junge Kuno von Reichenstein, hochgeschätzt von Fürsten und Rittern wegen seiner Tapferkeit und adligen Sitten, und Kurt von Ehrenfels, älter als jener, ebenfalls ein tapferer Degen, aber mehr gefürchtet als geliebt wegen seiner rauhen und finstern Gemüthsart, die ihm auch den Zunamen des Bösen erworben hatte. Beide waren übrigens dem Ritter vom Rheinstein verwandt und hatten die schöne Muhme bei ihrer Ankunft in Mainz begrüßt und eifriges Bemühen gezeigt, ihre Gunst zu erwerben. Doch haftete Gerda's Blick lieber auf dem offenen, heitern Anlitz Kuno's, als auf dem rauhen, sonnverbrannten und bereits, wenn auch wenig nur durchfurchten seines Nebenbuhlers. Ihr Vater mochte auch wol ihre Herzensmeinung errathen, denn er sagte ihr mit freundlichen Worten, daß er dem wackersten von beiden Freiern gestatten wolle, um sie zu minnen.

Es geschah aber ein großer Jammer, denn Gerda's brünstige Gebete, auf daß Kuno obsiegen möchte, wurden nicht erhört. Vielmehr mußte derselbe, nachdem er sich mit Ruhm und Tapferkeit auf dem Plan herumgetummelt und viele Gegner in den Sand gestreckt hatte, der größeren Körperstärke Kurts des Bösen erliegen. Dieser stand nun nicht an, seine Bewerbung bei'm Ritter Siegfried zu machen, welcher ihn auch alsogleich der Tochter zuführte, erklärend, daß er ihm als Eidam genehm und willkommen sei. Schön-Gerda war durchaus nicht dieser Meinung und obwol sie dem Willen ihres Vaters nicht zu widerstreben wagte, so rief sie doch im einsamen Kämmerlein unter heißen Thränen ihre Schutzheilige um Befreiung von dem unerwünschten Bräutigam an. Der Wunsch, daß dessen Stelle durch den geliebten Kuno besetzt werden möchte, erfüllte die Seele der Geängsteten.

Nachdem nun Kurt von Ehrenfels nach kurzer Bewerbung das freiwillige Jawort des Vaters und das gezwungene der Tochter erhalten, nachdem auch der arme Kuno, an seinem Glück verzweifelnd, den Entschluß gefaßt hatte, sich einem von

mehren Fürsten und Herren beschlossenen Zuge nach dem heiligen Lande anzuschließen, in der Hoffnung, in Kampf und Sieg zu unterdrücken die qualvolle Erinnerung an sein verlorenes Lieb, war endlich der Tag herangekommen, der zu Gerda's Vermählung mit dem Ehrenfelser bestimmt war. Schon stand das holde Mägdlein, bräutlich geschmückt, doch nicht bräutlich-heitern Antlitzes, in dem Rittersaale des Rheinsteins; bleich war ihre Wange und thränenmüde senkten sich ihre Augenlieder zu Boden. Der Myrthenkranz in ihren braunen Locken schien dem Jammer der Trägerin Hohn zu sprechen und das reichdurchwirkte seidene Gewand, wie die blitzenden Edelsteine an Hals und Armen, sahen aus wie der Schmuck eines Opferlammes, das man zum Altare führen will.

Schon hörte man das Geräusch von dem Anzuge des Bräutigams, der mit einem glänzenden Gefolge von Rittern und Knappen am Fuße des Felsens angekommen war, da entfloh Gerda, unfähig dem übermächtigen Drang ihrer Gefühle zu widerstehen, dem Kreise ihrer Zofen und Gespielinnen und eilte hinaus auf den Söller, von welchem sie so oft die sehnsüchtigen Blicke nach dem Reichenstein ausgesendet hatte.

Hier sank sie halb bewußtlos, halb ohnmächtig nieder. Heiße Thränen überströmten Wange und Busen, die flehend ausgestreckten Hände hoben sich bald zum Himmel, der in seiner ruhigen Heiterkeit kein Mitgefühl zu haben schien für ihren Gram, bald gegen Reichenstein hin, auf dessen Zinnen ein Verzweifelnder stand, der nicht ihr, nicht sich zu helfen wußte. Da that sich die Thüre des Söllers auf und heraus trat der finstere Kurt, dessen Antlitz noch viel düsterer wurde, als er die Braut einem Andern zugewandt sah, als er drüben auf der nahen Burg die Gestalt des Nebenbuhlers erblickte, und drohend streckte er die geballte Faust dem Reichensteiner entgegen, während er mit der andern die Hand des verzagenden Mägdleins faßte und die Widerstrebende beinahe mit Gewalt dahinzog.

Wenige Minuten darauf mußte der von Schmerz und Wuth erfüllte Kuno sehen, wie die unglückliche Gerda auf ein Roß gehoben ward und von Bräutigam und Vater geleitet, von einem Haufen von Reisigen umgeben, der Kapelle des heiligen Klemens zuritt, welche zwischen beiden Burgen am Ufer liegt und worin bereits der Priester harrte, um das Brautpaar einzusegnen und zu verbinden auf ewig.

Kuno, seiner nicht mehr mächtig stürzt hinunter zum Burgthor, mit dem Schwerdt in der Faust will er sich die Geliebte erkämpfen oder den Tod finden; schon öffnet sich ihm das Thor; den Blick zur Geliebten hingewendet, ist er im Begriff sein Pferd zu besteigen — da hemmt ein wunderbarer Anblick sein Beginnen, regungslos bleibt er stehen, den Ausgang der seltsamen Szene vor ihm in sprachlosem Staunen erwartend.

Denn sehet das Roß, welches die Braut trägt, wild und ungestüm erhebt es sich, wie Feuer sprüht es aus den aufgesperrten Nüstern und mit kräftigem Hufe zur Rechten und Linken ausschlagend und Ritter und Knappen niederwerfend, sprengt es in blitzschnellem Laufe voran, die erschrockenen Begleiter weit hinter sich lassend, der Kapelle vorbei, die von Furcht und Hoffnung bebende und sich um den Hals des errettenden Thieres festanschmiegende Gerda dem Geliebten entgegen tragend.

Schneller als er den Fuß aus dem Steigbügel heben kann, ist sie bei ihm angelangt, in unbeschreiblichem Entzücken eilt er auf sie zu, hebt sie mit kräftigen Armen vom schäumenden Rosse und trägt sie jubelnd in die Burg, eine heißersehnte, beglückende, beglückte Beute.

Mit Mühe hatte sich der von so außerordentlichem Ereigniß überraschte Siegfried von dem Boden erhoben, auf den er so unsanft geworfen worden war; der vom heftigeren Sturze schwerverwundete Ritter von Ehrenfels wurde von seinen Knappen wehklagend zurückgetragen und bald sah man einen Nachen langsam über den Rhein fahren, der einen Sterbenden trug.

Der alte Ritter aber erkannte in dem wunderbaren Begebniß den Willen des Himmels. Er sandte hinüber auf den Reichenstein und ließ Kuno sagen, daß er zu ihm kommen möge mit seiner Tochter und daß er ihn aufnehmen wolle zu seinem Eidam.

Nicht gar lange Zeit nach dieser Begebenheit sah man wiederum zwei festliche Züge nach der Klemenskapelle wallen. Dasselbe muthige Roß, das früher eine trostlose Braut trug, brachte diesmal, still und fromm einhergehend, eine hochbeseligte Jungfrau zu der Pforte des Kirchleins, aus welchem sie, einen klaren Liebeshimmel auf dem Antlitz und im Herzen, an der Hand des glücklichen Kuno hervortrat, der die junge Gattin mit klopfendem Herzen in die Hallen seiner Väter einführte.

Sanct Rupert.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, welcher das ganze Land zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lotharingen beherrschte. Er hatte eine gar schöne und sittsame Tochter, Bertha mit Namen. Diese vermählte er an den zwar tapfern, aber noch wilden Fürsten Roland oder Robolaus in der Hoffnung, ihn durch diese Verbindung zur christlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürstin Reize fesselten auch eine Zeitlang den unbändigen Krieger, allein bald trieb ihn die wilde Lust zum Kampfe und zu andern Weibern und Bertha mußte von ihm alle nur möglichen Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Dem ungeachtet zog sie sich duldend in stille Einsamkeit zurück und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers rief sie öfters aus: „Ach Gott! wann werde ich einmal von der Tyrannei dieses Unholds befreit werden!" Da aber die Unarten des Gatten durch ihre Zurückhaltung eher zu- als abnahmen, gelobte sie das Kind, das sie unter dem gepreßten Herzen trug, dem himmlischen Vater und gab ihm, als es zur Welt kam, den Namen Rupert oder Ruhwert.

Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein und suchte es zu einem frommen christlichen Helden zu erziehen. Da sie die rohe Kriegslust ihres Gatten als die Hauptursache ihres erduldeten Unglücks ansah, so flößte sie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der christlichen

Sanftmuth und Liebe ein, als die des alten heidnischen Heldenthums. Dadurch machte sie aber das Herz ihres Gatten sich und ihrem Kinde mehr abhold als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche sie ihrem Sohne gab, weil er sie für weibisch hielt, und trieb desto frecher sein Spiel mit seinen Buhldirnen und Kebsweibern. Er lag von nun an beständig zu Felde in heimischen und fremden Fehden und fand endlich in einer Schlacht den Tod von Feindeshand.

Da verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe, wo sie bisher so vielen Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt, in der Einsamkeit zu leben. Kaum wurde dieser Entschluß in dem Lande bekannt, als sogleich eine Menge von fürstlichen und ritterlichen Freiern zu ihrem Schlosse ritten, um das Herz und die Hand einer so schönen als reichen Wittwe zu erhalten. Allein Bertha verwarf alle Anträge, so vortheilhaft und lockend sie auch für eine junge Frau gewesen sein mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung ihres Sohnes. Dieser wurde auch so mächtig von der mütterlichen Lehre ergriffen, daß er sogar die üblichen Ritterspiele seiner Zeit hintansetzte und nur der Wohlthäter armer Kinder sein wollte. Wenn er einen Haufen solcher leidenden Knaben zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha und sagte: „Siehe, Mutter, deine Kinder!" Diese antwortete hierauf, die Gesinnungen des Heiligen billigend: „Mein lieber Sohn, es sind auch deine Brüder!" Seine Sorge für die Armen ging so weit, daß, als die fürstliche Wittwe sich in ihrem Schlosse eine Hauskapelle erbauen lassen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: „Brich erst den Hungrigen dein Brod, bedecke erst die Nackenden mit deinen Kleidern und führe die verlassenen Fremdlinge in dein Haus, denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes!"

So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so ver-

ächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn eine Zeitlang häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm umgehen. Sie gaben ihm zu verstehen: „daß es seinem hohen Stande angemessener wäre, sich mit ihnen in Ritterspielen zu üben, als sich durch den Umgang mit solchen Bettelbuben zu entehren.“ Allein alle diese Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürsten nicht abhalten, seine bisherige Lebensart fortzusetzen und den armen Kindern seine Wohlthaten angedeihen zu lassen.

Nur von himmlischen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er seine Blicke von dem irdischen Glanze seiner fürstlichen Hoheit und richtete sie nach dem Himmel. Unter so frommen Gedanken schlief er eines Abends ein auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheines und ihm erschien im Traum folgendes Gesicht: Er sah an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis mit einem gar freundlich-schönen Angesicht stehen, und um ihn her sprangen viele muntere Knaben in's helle Wasser des Rheins. Der Alte wusch einen jeden ganz rein und so kam er in einer schöneren Gestalt aus den Fluthen hervor. Als Rupert eine Zeitlang dieser Handlung zugesehen hatte, erhob sich aus dem Flusse eine gar reizende Aue. Sie war mit den schönsten Blumen und Kräutern besetzt und aus ihnen duftete ein köstlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüschen umgeben und an denselben prangten die köstlichsten Früchte. Auf den Aesten, mit weißer und röthlicher Blüthe geschmückt, flatterten muntere Vögelein herum, in den schönsten Farben glänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen. Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: „O laß mich doch auch mit den Kindern

auf dieser schönen Aue weilen!" Dieser aber antwortete: „Hier ist deine Bleibensstatt nicht; du hast dir durch deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebaut, wo du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleider, womit du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden."

Unter diesen Worten des Alten sah der fromme Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tausend und tausend schöne liebliche Engelein mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Christkindlein und vor ihm knieete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes, reines Lämmlein vorführend, womit sie spielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen und brachten dem kleinen Christ das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Er ließ sich damit von den Engeln bekleiden und als er es ganz angezogen hatte, sagte er: „Sehet, dies ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn auch dereinst mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben." Im höchsten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige Knabe seine Hände nach dem Christkindlein ausstrecken; allein die Erscheinung verschwand, er erwachte und vor ihm kniete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken.

Als Rupert also erwacht war, nahm er den Knaben mit sich und erzählte seiner Mutter den Traum. Diese freute sich sehr des heiligen Gesichts, er aber faßte von nun an den Entschluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen und dort sein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entschlossen sei, sie zu verlassen, um in seinem noch zarten Alter eine so weite Reise vorzunehmen, wurde sie sehr betrübt und sagte ihm mit vielen Thränen: „Bedenke doch, mein liebster Sohn, daß ich dich mit Schmerzen geboren habe und auf dir die Erhaltung unseres edlen Fürstenstammes beruht. Wie will ich ohne

dich die Einsamkeit meines Wittwenstandes ertragen? Ich habe dir für Arme und Nothleidende unsere Schätze willig hergegeben, wie kannst du Gott besser und nützlicher dienen, als durch Wolthaten und Almosen? Bleibe bei deiner Mutter und erhalte mir meine Hoffnung und die Hoffnung unseres fürstlichen Geschlechtes!" Durch diese mütterliche Vorstellungen wurde Rupert gerührt und er versprach der betrübten Bertha, sie nicht zu verlassen.

Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die ersten Gefühle der Mannbarkeit und Liebe erwachen, und Bertha schmeichelte sich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen Fürstenhauses und den christlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürstliche Gesinnungen zu gewöhnen. Diese ermahnten ihn auch, daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer sein Leben nicht durch niedere Beschäftigung mit Bettlern und Landstreichern verächtlich machen dürfe. Sie sagten ihm: daß es nun Zeit sei, durch Uebung in Waffen und edlen Sitten den Preis der Ehre und der Minne zu erkämpfen. So wollten die fürstlichen Jünglinge seinen Ehrgeiz reizen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf Einen, welcher Ansprüche auf eine so hohe Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieses Alles aber, ohne den geistlichen Helden zu reizen, bestimmte ihn viel fester in dem Vorsatze, seine Wallfahrt nach Rom zu beschleunigen, um dadurch, wie er glaubte, diesen Fallstricken des Teufels zu entgehen. Statt des stolzen Fürstenmantels zog er ein einfaches Pilgerkleid an, statt der gepriesenen Waffen ergriff er einen Pilgerstab und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apostelfürsten das Gelübde ablegte, sein Herzogthum zu verlassen und seine Güter unter die Armen zu vertheilen.

Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apostel geküßt hatte, kam er, durch schlechte Speisen und eine ermüdende

Reise geschwächt, in die Arme seiner trauernden Mutter zurück, stiftete neue Krankenhäuser, die er selbst bediente, und lebte mehr wie ein Einsiedler, als ein Fürst. Diese anstrengenden Beschäftigungen untergruben seine ohnedies schon wankende Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen und starb bald nach seiner Zurückkunft im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, seine Herrschaften und Güter kamen an Verwandte und zum Theil an Fremde.

Die heilige Hildegard.

Auf dem linken Ufer der Nahe, zu welchem von dem Städtchen Bingen, nebst dem Siebengebirge vielleicht der schönste Punkt an dem an Schönem so reichen Rhein, die Drususbrücke über den Strom führt, erhebt sich der Ruperts=berg. Hier soll, so berichtet die Legende, der h. Rupert, gottesfürchtig, ernst und wohlthätig schon im jugendlichen Alter, mit seiner Mutter Bertha eine Kirche gebaut und in ihr die letzte Ruhestätte gefunden haben, als er erst zwanzig Jahre alt, von dieser Welt abgerufen ward. Von ihm er=hielt der Berg seinen Namen und lag, nachdem das Land durch die Einfälle der räuberischen Normannen entvölkert worden, lange Zeit wüst und öde.

Es war im Jahre 1089, als einem frommen, edlen Paar, Hildebert und Mathilde von Bökelheim, die auf der Burg Sponheim nicht ferne von Kreuznach lebten, eine Tochter geboren wurde, welcher sie den Namen Hildegard gaben. Der Graf Meinhard von Sponheim hatte ein Kind, Hiltrude, mit jener fast von gleichem Alter; sie wuchsen zusammen auf, Gespielinnen in den Kinderjahren, Novizen im Benediktiner=Kloster Dissibodenberg, dessen Aebtissin Jutta, des Grafen Schwester, war. Von der Welt hatten sie nichts anders gesehen, als das Vaterhaus und die stillen Klostermauern: es kostete sie daher weder Kampf noch Entsagung, dem Bei=spiel der frommen Jutta zu folgen und im zarten Jugendalter den Schleier zu nehmen.

Hier lebte, abgeschieden von allen äußern Einflüssen, nur den gottesdienstlichen Uebungen und wolthätigen Werken hingegeben, Hildegard viele Jahre lang. Sie hatte wenig Unterricht genossen, wie damals die Mehrzahl ihres Geschlechts. Selbst die Kunst des Schreibens war ihr fremde und sie wußte nichts von dem was vorging außer ihrer Zelle, der Kirche und dem Garten, von wo sie vielleicht ohne Sehnsucht das malerische Thal und die waldigen Hügel anblickte. Aber frühe schon war ihr Geist thätig und, sei es daß eine von Natur lebendige Fantasie in dem ruhigen, betrachtenden Leben Nahrung fand und, Wirklichkeit und Dichtung verbindend, Bau auf Bau emporthürmte, oder daß der Herr, zu warnen und zu lehren in unruhvollen bedrängten Zeiten, in ihr wieder aufleben ließ die Sehkraft der Propheten des alten Bundes: in der ungestörten Einsamkeit offenbarten sich ihr geistliche und weltliche Dinge, wie sie waren und noch geschehen sollten, und sie hatte nicht Rast noch Ruhe vor den Bildern, die ihre Seele erfüllten.

Anfangs wagte sie nicht kund werden zu lassen, was in ihr vorging. Wenn auch geängstigt durch die sich immer wiederholenden Gesichte, durch die Stimmen, welche mächtig in ihrem Innern wiederhallten, welche ihr riefen nicht fürder zu schweigen: suchte sie doch mit jungfräulicher Scheu und Zaghaftigkeit ihre gewaltige Aufregung zurückzudrängen, sich einzulullen in eine künstliche Ruhe. Aber der Geist in ihr war stärker denn sie. Der fieberhafte Zustand, in dem sie sich fortwährend befand, zehrte ihre Kräfte auf; ihre Empfänglichkeit für äußere Eindrücke wurde krankhaft gesteigert und endlich sank sie, schwerleidend, auf das Lager hin, das sie in angsterfüllten Nächten mit heißen Thränen benetzte. Da konnte sie dem Drange ihrer Seele nicht widerstehen und entdeckte ihrem Beichtvater den Zustand ihres Innern. Sie fühlte damit eine Zentnerlast von sich abgewälzt: ihre Krankheit ließ nach, ihre Kräfte kehrten, wenn auch langsam zurück. Noch während der Genesung theilte sie ihren Umgebungen einen Theil der Offenbarungen mit, die ihrem Geiste sich

erschlossen hatten und die wichtigsten Angelegenheiten in Gegenwart wie Zukunft von Kirche und Reich betrafen.

Der Ruf dieser Vorgänge verbreitete sich bald. Die Weissagungen der kranken Nonne, von der Niemand etwas vorher gewußt und die nicht über die Schwelle des abgeschieden liegenden Klosters hinausgekommen war, erregten überall das größte Erstaunen, um so mehr da man vernahm, wie fromm und heilig sie lebte. Aber auch damals schon fehlte es nicht an solchen, welche sie und ihre Aussprüche verlachten und Alles für die Ausgeburt einer überreizten Einbildungskraft und leere Traumbilder ausgaben. Unterdessen war die Aebtissin Jutta gestorben und Hildegard ward an deren Stelle gewählt. Die Menge der Novizen, meist aus den edelsten Geschlechtern, welche auf dem Dissibodenberge in ihrer Nähe zu verweilen verlangten, nahm so zu, daß bald kein Raum mehr vorhanden war, die Ankommenden aufzunehmen. Da faßte Hildegard den Entschluß, ein neues, großes Kloster zu bauen, und als sie darüber nachsann, welchen Ort sie zur Ausführung dieses Vorhabens wählen solle, gab ihr Gott den Gedanken ein, sich niederzulassen auf dem Rupertsberge bei Bingen. Sie gehorchte. Im Jahre des Heils 1148 stand ein stattliches Kloster auf der erkornen Stelle, durch die freundliche Theilnahme ihrer Verwandten und der ganzen Umgegend rasch gefördert. Dahin begab sie sich mit einem Theil der bei ihr lebenden gottgeweihten Jungfrauen.

Der Geist, der sie erfüllte, fuhr fort zu ihr zu reden und ihr in einem mystischen Spiegel zu zeigen, was ihre leiblichen Augen nicht sehen konnten. Da wurde sie die Zerwürfnisse gewahr, welche, zwischen Papst und Kaiser entstanden, das römische Reich an den Rand des Abgrundes brachten. Sie verkündigte, wie Macht und Ehre sich mindern würden, Gehorsam und Unterthanentreue auflösen, Frömmigkeit und Zucht verschwinden. Die Kaiser würden mehr auf eigenen Vortheil bedacht sein, als auf das Wohl des Ganzen, deshalb würde das Volk sich abwenden und

von ihnen trennen, Zwietracht würde entstehen und Frieden und Blüthe verderben, die guten Sitten würden untergehen in der allgemeinen Zerstörung, wobei auch die Kirche und der Glaube verlieren müßten und Alles leiden in einem trostlosen Chaos. Des hohenstaufischen Hauses ganz traurige Geschichte stand vor Hildegardens prophetischem Geiste in Flammenzügen geschrieben.

Der unselige Streit, welcher damals die durch Schismen getheilte Macht der Kirche schwächte, verhinderte nicht, daß in der Christenheit Gedanke und Plan eines neuen Kreuzzugs sich entwickelten, Hülfe zu leisten den bedrängten Brüdern im gelobten Lande. Mancher mochte vielleicht in der Theilnahme an einem solchen Unternehmen Trost suchen für die Wehen der Zeit. Papst Eugen III., aus dem Orden der Cisterzienser, hielt 1148 eine Kirchen-Versammlung in der alten Stadt Trier. Ihn begleitete sein Lehrer, Bernhard, Abt von Clairvaux, damals schon im Rufe der Heiligkeit stehend, welcher später den ganzen Erdkreis erfüllte. Die Welt hatte keinen begeisterteren Gottesstreiter, keinen eifrigeren Verfechter der Beseligung durch die Christuslehre: die Reinheit seiner Grundsätze und seines Wandels waren männiglich bekannt, darum entschied sein Wort in den wichtigsten Angelegenheiten, welche Kirche und Staat betrafen. So lenkte er, in das Rheinland gekommen, auch diese Versammlung, an der eine Menge frommer und gelehrter Männer Theil nahmen.

Es war hier, wo die Weissagungen der Aebtissin vom Rupertsberge zur Sprache kamen. Ihre Schriften, welche sie den Mitschwestern diktirt, wurden geprüft; Abgeordnete nach dem Kloster gesandt, um sich an Ort und Stelle von der Wahrheit zu überzeugen. Das Lob der Seherin war das einstimmige Ergebniß und Urtheil. Der Papst, Bernhards Ermunterung folgend, schrieb ihr einen liebevollen Brief, in welchem er seine hohe Verwunderung über das Ereigniß ausdrückt, wie Gott in diesen Tagen neue Wunder geschehen lasse und so seinen Geist über sie ergossen habe, daß sie Geheimnißvolles sehe, begreife und verkünde, wie er

von den glaubenswürdigsten Personen und aus ihren eigenen Schriften vernommen. Er pries sie glücklich und ermahnte sie, die Gnade, die in ihr wohne durch Demuth zu bewahren, weil der Herr den Stolzen entgegen, den Demüthigen aber geneigt sei, und fortzufahren, mit ihren Schwestern fromm zu leben nach der Regel des h. Benediktus.

Der Abt von Clairvaux begab sich nun selbst nach dem Rupertsberge. Von ihm erhielt Hildegard ein Gebetbuch, ein Messer und einen Ring mit der Umschrift: Ich leide gern. Willig folgte sie den Eingebungen des heiligen Mannes, so schwer ihr auch der Beginn ward. Ihr stilles Kloster verlassend, predigte sie in den Städten des Rheinlandes, in den Kirchen wie auf den öffentlichen Plätzen vor dem Volke, es ermahnend und ermunternd zur Theilnahme am Zuge nach Jerusalem. So gelangte sie nach dem Elsaß, nach Frankreich, selbst über die Alpen. Die, welche eben noch war wie das Kind, welches nie das Vaterhaus verlassen, fühlte nun den Muth in sich, aufzutreten als Mahnerin zur Buße und zum frommen Werke fremden Völkern. Was im zwölften Jahrhunderte in Teutschland sich ereignete, wiederholte sich im vierzehnten in Italien in jener begeisterten, gotterfüllten Dominikaner-Nonne Katharina von Siena, wie Hildegard schwach am Körper, stark an Geiste, wie sie von mächtigem Einfluß in einer sorgenvollen, durch tausende Uebel bedrängten, gequälten Zeit.

Braucht es wol gesagt zu werden, wie sehr mit jedem Tage Hildegardens Ruhm wuchs, auch nachdem sie zurückgekehrt war in ihre enge Zelle; wie tausende von Mächtigen gleich Kindern ihren Rath und Beistand begehrten, wie man ihrem Wort und ihrer Lehre folgte bei Vorkömmnissen von der höchsten Wichtigkeit? Auf dem Rupertsberge fuhr sie fort, die ihr anvertraute Gemeinde zu leiten in gottseligem Wandel, während sie ihre Visionen und Offenbarungen, das Buch von der Erkenntniß des Weges zum Heil, vom Leben der Verdienste, von den göttlichen Werken, ihre Gesänge und Homilien aufzeichnen, und Sendschreiben an Friedrich Bar-

barossa und Papst Eugen, an Erzbischöfe, Prälaten und Gemeinden ergehen ließ. Und hier, ihre ächte, kindliche Gottesfurcht bewahrend, lebte und wirkte sie bis zu einem hohen Alter, als Mutter geliebt, als Lehrerin befolgt, als Heilige verehrt.

Der 17. September des Jahres 1179 war der Tag, an welchem die von Gott geliebte, von der Welt verehrte Frau diese Erde verließ. Tausende und wieder Tausende strömten herbei, die Leiche zu sehen. Sie ward in der Klosterkirche zur Ruhe bestattet. Als im dreißigjährigen Kriege auch dies Gebäude wie so viele andere in Trümmer sank, nachdem im Jahre 1632 die Schweden es verbrannt hatten, wurden Hildegardens sterbliche Reste nach dem Kloster Eibingen gebracht, wo auf Veranstaltung des Kurfürsten von Mainz die Benediktinerinnen vom Rupertsberge eine Zuflucht fanden.

Der Mäusethurm.

Da wo in vergangenen Tagen aus dem Strome unterhalb Bingen eine Reihe weißer Klippen gefahrdrohend emporragte und der vorsichtige Schiffer auch jetzt noch prüfend das Fahrwasser sucht; wo von dem einen Ufer die Ruine Ehrenfels herüberschaut und unweit auf dem andern der schöne Rheinstein den Schiffer grüßt, erhebt sich inmitten der schäumenden Fluthen ein finsteres, halbzertrümmertes Gemäuer. Es ist der Hatto's-Thurm. Wie das Haus eines Bösen erscheint er dem ergriffenen Beschauer, und gleich rächenden Geistern, entsendet von der strengwaltenden Nemesis, umflattern zahllose Schaaren von Eulen und Fledermäusen die einsame Warte.

Mäusethurm nennt die Sage jenes Gemäuer, von welchem der Schiffer mit Grauen das Gesicht abwendet und betend hinüberlenkt, wo aus der Felswand des Ufers ihm, im heiligen Bilde der Noth-Gottes, Rath und Tröstung zuwinkt.

Einst lebte zu Mainz ein Bischof, Namens Hatto, dessen Herz rauh und hart war und unempfänglich gegen die Noth der Bedrängten. Zur Zeit als er regierte, entstand am Rhein und rings in der Gegend eine große Hungersnoth, dergestalt, daß viele Menschen umkamen in solchem Jammer. Der Bischof aber, dessen Speicher gefüllt waren mit reichlich Korn, öffnete dieselben dem Wucher, nicht aber dem Bedürfniß der Armen seines weiten Sprengels.

Als nun die Noth seiner Unterthanen größer und größer

ward, lief das Volk in Schaaren zusammen und flehte den gefühllosen Mann an um Erbarmen und Nahrung. Als dies umsonst war, murrten sie und stießen in ohnmächtiger Wuth Flüche aus über den Tyrannen. Und ob sein Herz nicht rege wurde von Mitleid, ward es doch rege von Zorn, und er ergrimmte und schickte seine Schergen aus, die Murrenden zu fangen und sperrte sie in eine große Scheuer und ließ Feuer daran legen. Und als das Feuer die Unglücklichen ergriff und ihr Todesgeschrei herantönte an den Palast, herauf an die Ohren des Unmenschen und derer, die mit ihm saßen an der üppigen Tafel, rief er in teuflischem Hohne: Hört ihr die Kornmäuslein pfeifen da unten?

Aber stille ward es unten und Gottes Zorn erglomm aus der Asche der rauchenden Gebeine seiner gemordeten Kinder. Und die Sonne verhüllte ihr Antlitz, Dunkel füllte den Saal und die brennenden Kerzen vermochten die Dämmerung nicht zu verscheuchen, welche den finstern Mann von nun an umlagerte. Und siehe, es fing an sich zu regen im Saale, und aus allen Winkeln und aus allen Ritzen des Fußbodens und zu den Fenstern herein und von der Decke herab krochen und liefen tausende und tausende nagender Mäuse und erfüllten alsbald alle Gemächer des Palastes, und ohne Scheu sprangen sie auf die Tische und benagten die Speisen vor den Augen der erstaunten Versammlung. Und immer neue kamen hinzu, und die schnell getödtete Anzahl verdoppelte sich im Augenblick, und nicht die Brosamen blieben verschont auf der Tafel und nicht der Bissen, der zum Munde geführt wurde.

Da ergriff Furcht und Entsetzen Alle, die dieses sahen, und alle Freunde und Anhänger und seine Knechte und Mägde flohen die Nähe des von Gottes Zorn Getroffenen.

Der Bischof aber, der himmlischen Ahndung zu entrinnen wähnend, bestieg ein Schiff und fuhr den Rhein hinab bis zu jenem nicht lange zuvor zur Hemmung der Freiheit der Stromfahrt erbauten Thurme, welcher rings von den Wellen des Stromes bespült wird, wo er sich sicher wähnte

vor seinen unersättlichen Peinigern. Aber kaum war er hier, so krochen tausende aus allen Wänden mit Gepfeife hervor; vergebens erstieg er, bebend vor Angst, stumm vor Entsetzen, die höchste Warte; — auch dahin folgten sie ihm und heiß-hungrig fielen sie den unmenschlichen Spötter an. Blutige Spuren waren bald Alles, was von ihm geblieben, den der göttliche Zorn gerichtet.

Dieses ist die Sage von jenem einsamen Thurme mitten im Rheine.

Die sieben Wächter.

Kriegssturm tobte um den Rhein. Die Windsbraut hatte die schwarze Wolke, welche sich verderbenschwanger zuerst über den Wyschehrad gelagert, von Böhmens Fluren über Teutschlands gesegnete Auen gepeitscht; eingeäscherte Städte, verlassene Burgen, Trümmerstätten wo Dörfer, Oeden wo blühende Felder gewesen, zeigten nach Osten und Westen, nach Norden und Süden den Pfad, den das Ungewitter, seiner Blitze sich entladend, in allen Richtungen kreuzend genommen. Da war nichts als Zerstörung und Elend, als Brand und Verödung, als Todesfurcht und Glaubenshaß.

Wer hat nicht, aus dem milden, paradiesischen Rheingau kommend, an Bingen vorüberfahrend, dessen Wohnungen und Thürme sich in Rhein und Nahe spiegeln, den Mäusethurm bemerkt, von dem die Sage Bischof Hatto's grausige Geschichte berichtet? Einsam hebt sich die verlassene, kleine Veste aus der sie umtosenden Brandung, da wo der Strom von seinen grauen Felsenufern enger eingeschlossen wird. Ueber verderbendrohend Gestein hinweg wälzt sich die Fluth in ihrem geschmälerten Bette; vorsichtig lenkt der Schiffer den Nachen, um dem Strudel zu entgehen; kreischend schwirret ein Heer von Vögeln um den alten, verwitternden Thurm, den jede Welle wegzuspielen droht, der aber Jahrhunderte hindurch allen Trotz geboten hat.

Es war das Jahr 1639. Die Hälfte der Einwohner Bingens war geflohen oder vernichtet; von Klopp, der starken

Burg, von Ehrenfels wehte das Banner mit den drei Kronen des Nordlands, welches die Schaaren Herzog Bernhards von Weimar dort aufgepflanzt hatten. Denn nachdem der große Schwedenkönig auf dem lützener Felde gefallen, währte der Krieg fort, und wenn der Drang, den protestantischen Glauben zu schützen, Gustav Adolf auf den Kampfplatz gerufen, so hielten politische Interessen nach seinem Tode das schwedische Heer auf teutschem Boden fest. Auf der Spitze des Mäusethurms aber flatterten noch die Kur-Mainzischen Zeichen. Sieben Krieger waren als Besatzung zurückgelassen worden: die Gefahr eines Angriffs, die isolirte Lage des Thurmes sicherten sie eine Zeitlang, während die Burgen umher und die Städtchen in des Feindes Gewalt geriethen. Aber der Schwede konnte es nicht ertragen, sich von dem verächtlichen Rattennest, wie man's nannte, lange trotzen zu lassen.

Auf der damals noch von Zinnen umgebenen Warte saßen zwei der Wächter. Es waren alte, versuchte Krieger, rauh wie das Handwerk, in dem sie ergraut, gewohnt an den Anblick des Blutes wie der Flamme: fest wie der Stein, welcher den Thurm trägt, und treu ergeben dem Herrn, der sie zu dessen Vertheidigung gesandt.

Vom Rheine war der eine, aus des Frankenlands grünen Ebenen der andere. Sonderbar hatte der Zufall auch die übrigen fünf zusammengewürfelt: Jeder wußte eine andere Heimath zu nennen, aber *eines* großen Feldherrn Fahne hatte sie in wenigen Jahren vereinigt und durch des Krieges Wechselfälle waren sie endlich hierher geführt worden. Als die Beiden da oben saßen und über die Wasserfläche hinwegschauten, und vom Tilly und dem Friedländer, von Magdeburgs Plünderung und der lützener und nördlinger Schlacht oft wiederholte Geschichten wieder erzählten, sahen sie's am Strande bei Bingen sich regen und bewegen.

Lanzen und Hellbarden schimmerten, Böte wurden gelöst, bewaffnet Volk stieg in sie hinein. Drei Fahrzeuge mit Kriegern gefüllt trieben den Rhein herab, indem sie das blau und gelbe Banner im Winde wehen ließen.

Der Führer der kleinen Schaar eilte auf den Ruf der Beiden die Wendeltreppe hinauf. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß es auf den Thurm abgesehen sei. Rasch ertheilte er seine Befehle. Die niedere, eisenbeschlagene Thür, welche in das Erdgeschoß führte, war immer verschlossen: sie wurde mit Allem, was sich auffinden ließ, von innen verrammelt. Drei der Wächter blieben unten, die vier übrigen besetzten die Platform. Die Fahrzeuge kamen heran; aus dem vordersten erscholl die Aufforderung, sich zu ergeben: ein Hagel von Steinen und Kugeln war die Antwort. Schon hatte man zwei der Böte befestigt; schon war ein Theil der Mannschaft auf den Felsen gesprungen, welcher den Thurm trägt.

Die Feldschlangen, welche die Schiffe mit sich führten, unterhielten ein fortwährendes Feuer gegen die Mauern. Donnernd fuhren Kolben- und Balkenstöße wider die Pforte an, mancher von den Angreifenden wurde durch die sicher berechneten Schüsse niedergestreckt, welche aus den Mauerpforten hervor, von den Zinnen herabpfiffen; manchen trafen die Steine, welche das eigene Geschütz losriß. Aber die feindliche Macht war zu überlegen; ein Theil des obern Geschosses stürzte in Trümmern herab, während das Gebälk zu brennen anfing; die Thüre konnte nicht länger widerstehen — sie erbebte, sie krachte, sie stürzte und in wenigen Augenblicken lagen die Braven, die unten gestanden, blutend am Boden.

Wilder und heftiger noch entbrannte nun der Kampf im Innern. Der Raum war eng, schmal und steil die Treppe: mehr als ein Schwede büßte den Angriff mit dem Leben. Aber ein zweiter und dritter trat an die Stelle des Fallenden — die vier Krieger im Thurm hatten keine Verstärkung zu erwarten. Ihre Kraft schwand, ihre Wunden bluteten. Einer sank nach dem Andern: nur der Letzte stand noch, ein grauer Wallensteinischer Fußknecht. Wie Wetterleuchten fuhr sein Schwerdt im Kreise; über Feindes- und Freundesleichen hinweg gelang es ihm, das Freie zu gewinnen.

Nur eine Handbreit Felsenufer trennte ihn von der weißschäumenden Fluth. Drohend war sein Stahl noch den Feinden entgegengestreckt, welche einen Augenblick inne hielten, staunend über seine Tapferkeit, nicht wissend, was er zu beginnen denke. Dein Leben ist gesichert! rief die Stimme des Führers. Ergib dich. — Nichts von Ergebung! war die Antwort. Treu bleib' ich meinem Herrn und meinem Glauben. Und ehe sie noch den Angriff auf den Einzelnen erneuern konnten, warf er sich mit erhobenem Schwerdte in den Strom und rauschend schlugen die Wellen über den Untersinkenden zusammen.

Kaiser Heinrichs IV. Thronentsetzung.

(Hierzu das Bild VI, erfunden von H. Plüddemann, gestochen von A. Zschokke.)

Wer hat nicht, in den Geschichten des teutschen Volks lesend, das trübe Schicksal Heinrichs des Vierten beklagt, das tausendfache Unheil beweint, welches er, fast immer zur Unzeit hartnäckig oder nachgiebig, gutmüthig oder schwach, über sein Land, seine Anhänger und sich selbst heraufbeschwor? Von Jugend an irregeleitet und schlechtberathen, herrisch und unvorsichtig, zu seinem Unglücke einem Manne gegenübergestellt, dessen Charakter alle Eigenschaften vereinigte, welche dem Kaiser abgingen, war seine ganze Regierung eine ununterbrochene Kette von momentanem Sieg und fast anhaltender bittrer Demüthigung, von Kampf und Empörung, von Leiden und verrätherischem Undank von Seiten derjenigen, welche ihm vor Allen Treue schuldeten.

Die unerhörte Schmach, welche der stolze Gregor seinem Gegner in der Burg zu Kanossa zugefügt hatte, wenn auch gerächt durch des Papstes nachmalige Niederlage, war nicht abgewaschen, nicht vergessen. Achtung und Vertrauen waren verloren und schwer wiederzugewinnen. Am kaiserlichen Hofe selbst herrschte böser Unfriede, der älteste Prinz war von des Vaters Feinden gewonnen worden, als Gegner standen Beide sich gegenüber, bis den gedemüthigten Sohn ein früher Tod in der Stadt Florenz abrief. Da reizten sie auch Heinrich, den andern Prinzen, an dem der Kaiser stets mit der zärtlichsten Liebe gehangen und den er im Dome zu Aachen hatte

Kaiser Heinrichs IV. Thronentsetzung.

(Gezeichnet von Prof. V. Plüddemann, gestochen von A. Schrotte.)

Wenn das nicht, in den Geschichten des deutschen Volkes
[illegible] ein trübes Schicksal Heinrichs des Vierten, belastet
[illegible] tausendfache Unheil verursacht, welches er, fast immer
[illegible] Unzeit hartnäckig oder nachgiebig, gutmüthig oder schwach
[illegible] sein Land, seine Anhänger und sich selbst heraufbeschwor
[illegible] und an irregeleitet und schlechtberathen, herrisch und
[illegible] rücksichtslos, zu seinem Unglücke einem Manne gegenüber
[illegible] stand, welcher alle Eigenschaften vereinigte, die
[illegible] seine ganze Regierung eine
[illegible] augenblicklichem Sieg und fast anhaltendem
[illegible] Kampf und Empörung, von
[illegible] und undankbarem Undank von Seiten derjenigen,
welche ihm die größte Treue schuldeten.

Die unerhörte Schmach, welche der stolze Gregor seinem
Gegner in der Burg zu Canossa zugefügt hatte, wenn auch
gerächt durch des Papstes nachmalige Niederlage, war
abgewaschen, nicht vergessen. Achtung und Vertrauen
verloren und schwer wiederzugewinnen. Am kaiserlichen
Hofe herrschte böser Unfriede, der älteste Prinz war den
Vaters Feinden gewonnen worden, als Gegner standen
sich gegenüber, die den gedemüthigten Vater ein frühes
Grab den Sturz fürchten, [illegible]
der alten Heimath, [illegible] der Kaiser stets mit [illegible]
[illegible] Liebe gehangen und den es in Frankreich [illegible]

N° 6.

A Zschokke sculp.

Plüddemann del.

krönen lassen. Als er Alles versucht, den Bethörten zur Reue und Pflicht zurückzuführen, bot er den Heerbann gegen den Empörer auf, mit dem die Mehrzahl der geistlichen Fürsten und ein starker Anhang waren. Bei Regensburg, wo es zur Entscheidung kommen sollte, machte der Kaiser eine neue Erfahrung vom Unbestand der Menschen. Schnöde verließen ihn die Meisten der Seinen und er sah nur in der Flucht sein Heil. Da traten die Fürsten als Vermittler des Streites auf und sammelten sich in Mainz zu einem Reichstag, die Mehrzahl heimlich entschlossen, den alten Kaiser zur Abdankung zu nöthigen. Aber nun schien der junge Heinrich sein unchristliches Betragen zu bereuen. Als er vernahm, daß der Vater mit den Seinen am Rheine harrte, ging er ihm entgegen. In Koblenz trafen Beide zusammen; sie umarmten sich und weinten, der Vater dem Sohn Vergessen, der Sohn dem Vater Gehorsam gelobend. Und so ritten sie vereint auf Bingen zu, wo der Kaiser die Vorbereitungen zu seinem Einzuge in Mainz treffen sollte.

* * *

Auf einem Hügel dicht hinter Bingen auf dem Dreieck, das Rhein und Nahe bilden, liegt die einst sehr starke Burg Klopp, aus einem Römerkastell entstanden, welches Drusus Germanikus zum Schutze des Grenzstromes anlegte. Mauer und Thürme sind nun in Trümmer gesunken, ein freundlicher Garten umgibt die einmal für unüberwindlich gehaltene Veste, zu welcher der Wanderer hinansteigt, sich an der herrlichen Aussicht über den anmuthigen Rheingau und das düster pittoreske Rheinthal, über das alte Bingen und die fruchtbare Niederung zu ergötzen, durch welche die Nahe von Kreuznach herbeiströmt.

Das nämliche wundervolle Rundgemälde, statt der moosbedeckten Ruinen unserer Tage auf fernen und nahen Hügeln mit zinnenbewehrten Thürmen und hohen Mauren geschmückt, lag um die Weihnachtszeit des Jahres 1105, an einem kalten Morgen, vor einem Manne ausgebreitet, der aus dem

schmalen spitzbogigen Fenster eines Gemaches auf Klopp über Stadt und Strom hinwegschaute, unempfindlich für den Reichthum und die Schönheit der ihn umgebenden Natur, die jetzt, ernst und düster in ihrem Winterkleide, mit der Farbe seines Gemüthes übereinstimmte. Leiden und Mühseligkeiten schienen mehr denn das Alter sein Haar gebleicht zu haben, gebeugt aber noch imponirend war seine Gestalt; noch nicht erloschen der Glanz des kühnen Auges. Aber Ueberraschung und bange Zweifel las man jetzt in diesem Auge. Es war Heinrich der Vierte. Bis hierher hatte ihn nämlich der Sohn geleitet, ohne ihm zu irgend einem Mistrauen Veranlassung zu geben; ja sein Benehmen war so offen und kindlich, er wiederholte seine Versprechungen und Schwüre so unbefangen, daß in dem Herzen des Vaters auch die letzten Zweifel an der Aufrichtigkeit derselben verschwunden waren. Sie brachten den Abend des einundzwanzigsten Dezembers auf Klopp gemeinsam hin in den vertraulichsten Gesprächen, in gegenseitiger Kundgebung der innigsten Zuneigung und Liebe. Am andern Morgen aber, als der Kaiser die Reise nach Mainz fortzusetzen gedachte, nahte ihm der Sohn mit der Eröffnung, Ruthard, der Erzbischof von Mainz, weigere sich, ihn, als einen mit dem Bann Belegten, in der Stadt aufzunehmen, auch wären die dort anwesenden baierischen und schwäbischen Fürsten noch zu ungünstig gegen ihn gestimmt, er möge einstweilen die Burg Böckelheim zu seinem Aufenthalt nehmen, um dort in Gesellschaft so vieler von den Seinigen, als er wünsche, ruhig das Weihnachtsfest zu feiern; er, der König, wolle unterdessen nach Mainz gehen, um dort ihrem gegenseitigen Interesse alle seine Kräfte zu widmen. Das kam dem Kaiser wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mein Sohn, sprach er, Gott sei Zeuge und Richter zwischen dir und mir! Der Sohn betheuerte noch einmal die Lauterkeit seiner Gesinnungen und dem Vater blieb keine Wahl.

Die Burg Böckelheim, deren wenige, aber kolossale Reste noch heute in Erstaunen setzen, lag etwa fünf Stunden

von Bingen entfernt in einer der wildesten und schauerlichsten Gegenden des Nahethals. Der Fels, auf dessen Gipfel sie ragte, Heimberg genannt, erhebt sich steil aus der Nahe, deren Wellen sich mit Geräusche an ihm brechen, und ist an drei Seiten unzugänglich; an der vierten schützte ihn ein Graben, der mit einer Zugbrücke versehen war. Der Ort ist düster und abgelegen und weit entrückt dem heiteren Menschenverkehr; rings erheben sich die schroffsten Gebirgsmassen um das enge Bett des Flusses; zur Linken in kleiner Entfernung dehnt sich der Lemberg hin, der König der Nahegebirge, mit melancholischem Ernste. Kaiser Heinrich hatte einst die Burg dem Bischof Gebhard von Speier geschenkt, der nun sein erbittertster Feind war; ein Lehnsmann des Bischofs war ihr jetziger Inhaber.

Der Kaiser ritt mit einem ziemlich ansehnlichen Gefolge bei scharfem Morgenfrost, oft durch Schnee und Eis gehemmt, die Nahe hinauf über fast unwegsame Strecken. Und als er in die Burg von Böckelheim eintrat, ward das Thor so schnell hinter ihm geschlossen, daß nur drei von seinem Gefolge bei ihm zu bleiben vermochten, und zugleich wurden überall Wachen aufgestellt, um ihn in sicherem Gewahrsam zu halten. Der König, der unterdessen nach Mainz gegangen war, sandte am Tage vor Weihnachten den Bischof Gebhard nach Böckelheim, um Sorge zu tragen, daß kein Versuch zur Befreiung des Kaisers gelingen möge.

Der geängstete, mishandelte, durch die beispiellose Tücke des eigenen Sohnes verrathene Kaiser verlebte auf Burg Böckelheim das Weihnachtsfest in Jammer und Thränen, während der Sohn in Mainz frohlockte und in der Versammlung der Fürsten und Prälaten seiner That sich rühmte. Doch die Gefangenschaft des Kaisers dauerte hier nicht lange; die gemeinen Leute, das Landvolk und die Bürger der Städte, von je her ihm innig zugethan, empörten sich über das Verfahren der Fürsten und drohten einen Aufstand. Dies bewog die Letzteren zu andern Maßregeln. Unter dem Vorwande, den Kaiser nach Mainz zu bringen, damit er sich hier vor der

Reichsversammlung öffentlich verantworte, wurde er am sieben=undzwanzigsten Dezember zu Böckelheim abgeholt und von einer starken bewaffneten Mannschaft begleitet, aber anstatt nach Mainz nach Ingelheim geführt. Hier in der stolzen Pfalz Karls des Großen sollte er das Unwürdigste erfahren, ihre prächtigen Mauren sollten ein Werk der Fürsten verhüllen, das der Sinn des Volkes verabscheute.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft zu Ingelheim ver=nahm der Gefangene Trompetenklänge und Roßgewieher in den Gassen des Städtchens, es regte und rührte sich unten von Rittern und Reisigen und Alles schien auf die Ankunft hoher Gäste zu deuten. In diesem Augenblick ging die Pforte des Gemaches auf und der an derselben Wache hal=tende Krieger trat leise ein, scheu nach allen Seiten sich um=sehend. Was willst du? frug Heinrich; was soll das Getöse bedeuten, das ich da unten im Orte vernehme? — Die geist=lichen Fürsten sind's, Herr Kaiser, man sagt, sie seien ge=kommen, euch zu nöthigen, die Krone niederzulegen, auf daß euer Sohn sie trage. Verrathet mich nicht, Herr, ich kann euch einen Weg zur Flucht zeigen, der euch sicher aus dem Schlosse hinwegführen wird.

Das Gefühl seiner Würde erwachte von neuem in dem mißhandelten Herrscher. Ich fliehe nicht, sagte er, entschlossen sich erhebend. Sie mögen kommen, sie werden's nicht wagen, die Räuberhände an ihren Kaiser und Herrn zu legen, — aber wer bist du, welcher da, wo ich es am wenigsten er=wartete, sich als Helfer und Retter dem anbietet, welchen alle Welt verläßt?

Noch ein Jüngling, war ich zu Worms gegenwärtig, als man vor vielen Jahren euch das Ritterschwerdt umhing, und damals gelobte ich mir, euch zu folgen auf euren Lebens=pfaden, wie es mir auch immer ergehen möchte. Als gemeiner Fußknecht diente ich unter dem Zähringer, als ihr vor den empörten Sachsen aus der Harzburg flohet. Ich schlug mit euch die merseburger Schlacht gegen den Pfaffenkönig, da nahmen sie mich gefangen und nach langen Drangsalen war

ich genöthigt, mich vom Mainzer anwerben zu lassen. Aber ich halte doch fest an der dem rechtmäßigen Kaiser gelobten Treue.

Eine Thräne benetzte das Auge des Greises, an welchem diejenigen meineidig geworden, welche ihm zunächst standen, welche durch Bande des Blutes an ihn gefesselt waren. Ich danke dir, sagte er nach einigem Besinnen, bewahre mir deine Ergebenheit, vielleicht kommt sie mir noch zu gute in diesen Nöthen. Mit diesen Worten trat er in ein Nebengemach, dessen Thüre er verschloß. Bald darauf hatte der Burghof sich mit Volk angefüllt, schwere Schritte und Sporngeklirr erschollen auf der steinernen Treppe. Von ihren Räthen und mehren Rittern begleitet, traten die Erzbischöfe von Mainz und Köln in den Saal, sie hielten es nicht für nöthig Einlaß zu begehren bei dem, dessen einst heilig geachteter Würde Hohn zu sprechen sie gekommen waren. Sie sahen sich um. Heinrich war nicht zugegen. Da ging die Nebenthür auf und vor ihnen stand der, welchen sie suchten. Der Kaisermantel wallte von seinen Schultern herab, die Krone Karls des Großen schmückte sein greises Haupt, seine Rechte hielt das goldene Zepter des Reichs, um seine Lenden war das schwere Kaiserschwerdt gegürtet, mit entschlossener Haltung und Miene trat er den Ankömmlingen entgegen, die im ersten Moment der Ueberraschung scheu vor des Kaisers Majestät zurückwichen.

Was willst du hier, Ruthard von Mainz, — was kommst du zu suchen, Erzbischof von Köln? frug Heinrich die Eingetretenen. Betroffen schwiegen sie einen Augenblick, aber der Mainzer, allen Groll zusammenfassend, welchen er Jahre lang gegen den getragen, welchem er nun gegenüberstand und zu dessen Verderben, wie des Sohnes Empörung er das Hauptwerkzeug gewesen, sammelte sich bald. Wir sind gekommen, euch abzufordern, was euch nicht mehr gehört. Heinrich der Fünfte ist unser König durch Recht und Wahl, ihm legten wir den Eid der Pflicht ab. Erstattet ihm, was ihr nicht ferner tragen dürft, ihr, den die Kirche aus ihrer Gemeinschaft gestoßen.

Bei diesen Worten streckte er die freche Hand nach dem Mantel aus, der von des Kaisers Schulter herabsank, während die am Eingang des Saales und auf der Treppe stehenden Ritter den Ruf: Es lebe unser König, Heinrich der Fünfte, erschallen ließen, welches aus dem Schloßhofe hundertstimmig wiederholt wurde. Da entfloh dem verlassenen Dulder die letzte Spannkraft; ermüdet, stumm und ohne Klage ließ er es geschehen, daß man ihn der Insignien der Reichswürde beraubte, daß die Diener der Kirche frevelnd die Hand an ihn legten.

Nach diesem unwürdigen Auftritt, welchen die Geschichte gern mit dem Schleier des Vergessens bedecken möchte, ward der willenlose Monarch, wie ein gemeiner Mann, zu Ingelheim in der strengsten Gefangenschaft gehalten. Trotz dem wurde er nach einigen Wochen durch eine Schaar Getreuer heimlich von hier entführt und als er auf dem Wege nach dem Schiffe, das bereit lag, ihn nach Köln zu bringen, sich einmal umsah nach denen, die ihn geleiteten, bemerkte er unter ihnen auch den Reisigen, der Wache gehalten an der Thüre seines Gemaches in jener Stunde seiner Erniedrigung. Als er nicht lange darauf noch einmal Teutschland aufrief zu seinem Beistand gegen den unnatürlichen Sohn, begleitete ihn dieser von Ort zu Ort und stand an seiner Seite, als er noch in demselben Jahre durch einen schnellen Tod seinem sturmbewegten Leben entrissen wurde.

Brömser und Gisela.

Kein Ort des Rheingau's vereint die Reize der malerischen Lage mit den redenden Zeugen einer thatkräftigen Vorzeit, wie Rüdesheim. An den Berg gelehnt, welchen Karl der Große zu Ingelheim, sein Frühlingslager haltend, mit Frankreichs Reben bepflanzte, als er dort zuerst den Schnee schmelzen sah, und von dessen Gipfeln der Blick ein Panorama umfaßt, das italisch-germanischen Charakter in sich vereint, prangt es noch mit seinen vier Burgen und seinem fränkischen Saalhof, und erinnert, nicht durch Sagen blos und Namen, sondern durch Denkmale vergangener Jahrhunderte, an jene Familie der Brömser, die aus dem Lilienzweige der Herren von Rüdesheim entsprang. Geschichte und Tradition scheinen sich das Wort gegeben zu haben, schwesterlich zum Ruhme dieses Namens beizutragen.

Es war die Zeit, als zu Speier Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte. Viele Ritter und Volk gehorchten den Worten des frommen Mannes und waren bereit, ihr Leben und Gut aufzuopfern, zur Befreiung der heiligen Erde, wo der Heiland gewandelt und das herrliche Werk der Erlösung vollbracht hatte. Hans Brömser war einer der ersten unter denen, welche das rothe Kreuz auf ihren Mantel hefteten. Schmerzlich war ihm der Abschied von seiner lieben Tochter — sein Weib hatte er schon verloren — aber ihn ermunterte der Gedanke, daß er für die Ehre und die Verbreitung des christlichen Glaubens streite. Manch Abentheuer

wurde erlebt, ehe der Fuß der kriegerischen Pilger den heiligen Boden Palästina's berührte. Bald mußten die Sarazenen die kräftigen Schläge der Teutschen empfinden; aber vor Allen zeichnete sich Brömser durch Tapferkeit aus und sein Name ward unter den Franken geehrt, wie gefürchtet von den Ungläubigen.

Nahe bei dem Lager der Christen lag eine Felsenhöhle. In ihr sprudelte eine kühle Quelle, welche die Krieger mit frischem Wasser versah. In dieser Höhle hatte sich aber seit einiger Zeit ein Lindwurm gelagert, Jedem Tod drohend, der dem Borne nahete, um sich an seinem Strahl zu laben. Niemand wollte ferner zur Quelle hingehen und ein drückender Wassermangel bedrängte das Lager. Der Herr von Rüdesheim sah die Noth der Seinen und erbarmte sich ihrer; in Stahl gehüllt schritt er in Christi Namen zur gefürchteten Höhle. Kaum ward der Wurm einen Menschen gewahr, so erhob er sich mit Zischen und fuhr mit weitgeöffnetem Rachen auf den Ritter zu, um ihn zu packen. Doch Brömser war des Angriffs gewärtig: im Augenblick saß die Klinge dem Unthier im Nacken und als es heulend zurücktaumelte, da stieß er ihm sein Schwerdt in die Weichen; zwei Streiche und das Lager war von seinem Schrecken befreit. Zuckend lag der Drache in seinem Blute. Kaum aber hatte der Tapfere sein Schwerdt gereinigt, da überfiel ihn, aus einem Hinterhalte hervordringend, ein Haufen Ungläubiger. Der Vorderste, der auf Brömser eindrang, stürzte sogleich, von seinem Stahl getroffen, zu Boden und schon war das Schwerdt gegen einen Andern gehoben, als er von hinten mit einer Schlinge niedergerissen, geknebelt und im Triumphe einem nahen Schlosse zugeführt ward, auf dessen Zinnen der Halbmond den Kreuzrittern Trotz bot.

Da saß nun der Held in Ketten in seinem traurigen Kerker, mußte den aus der Ferne zu ihm dringenden muthigen Schlachtruf seiner Freunde hören und hier in unthätiger Ruhe durch das Gitterfenster den Tapfern zusehen, an deren Spitze er zu streiten gewohnt war. Unmuthig und seufzend

wandte er sich ab und empfand um so lebhafter alles Elend der Gefangenschaft, je glühender in ihm der Durst nach Thätigkeit war. Er streckte sich auf sein hartes Lager hin, um im Schlafe Ruhe für sein unruhig pochendes Herz zu finden. Es ward ihm gewährt, aber nur noch mehr regten ihn Traumbilder auf. Gisela, seine heimgelassene Tochter, stand vor ihm, hob die frommen, blauen Augen bittend zum Himmel und streckte sehnsüchtig die Arme nach dem geliebten Vater aus. Brömser erwachte, aber mit ihm auch die Sehnsucht nach dem theuren Heimathlande, und in heißer Aufwallung that er das Gelübde, dem Himmel seine einzige Tochter zu weihen, wofern ihn Gott aus dieser Noth befreite und ihn an den schönen Rhein zurückführte. Und Gott erhörte ihn. Mit dem Dämmern des jungen Tages erstürmte das Christenheer das stolze Schloß und Brömser war gerettet.

* * *

Wer ist der Pilger, mit Stab und Muschelhut, der betend und singend, rüstigen Schrittes vorwärts schreitet, der die lombardische Ebene schon hinter sich gelassen hat und von ewigem Eise umringt, den Saumpfad herabsteigt, welcher über des Gotthards Höhen in's Schweizerland führt? Gesenkt ist sein Haupt, aber nicht vom Alter, — lebendig ist das Auge, dunkelgefärbt Antlitz und Hände, wie bei Einem, der lange unter des Südens Sonnenstrahlen gewandelt. Hans Brömser ist's. Sehnsucht hat ihn nicht länger im Morgenlande gelassen — an der Alpen Schnee kannte er die Heimath wieder, die grünen Wellen des Vierwaldstädtersees gemahnten ihn an die des Rheines und bald begrüßte er an des Breisgau's Grenze den theuren Strom, an den die Erinnerungen eines ganzen Lebens ihn fesselten. Und als er die Burg seiner Väter erblickte, da wallte sein Herz über: er sank an's Ufer hin und benetzte es mit heißen Thränen, und dankte Gott mit vollem Herzen, daß er ihn zur Heimath zurückgeführt. Der Drang der Gefühle ließ ihn nicht rasten: er stand auf und näherte sich seiner Burg und gewahrte auf

dem Söller eine Jungfrau, welche über den Strom und die im duftigen Gold der Abendsonne schimmernde Landschaft hinblickte; ihr weiches, blondes Haar ward vom kosenden West gewiegt, der mit ihrem weißen Schleier spielte. Es war Gisela: die Knospe hatte sich zur blühenden Rose entfaltet. Der Pilger trat in den Burghof: man erkannte ihn nicht, denn sein tief auf die Braunen gedrückter, breitgerändeter Hut und sein langer Bart verstellten ihn und mehr denn ein Frühling war seit seinem Scheiden verflossen; er verlangte zum Schloßherrn geführt zu werden — man erwiderte ihm, der sei zum heiligen Grabe gewallt und Niemand daheim, als dessen einzige Tochter. Und als er diese zu sprechen verlangte, stieg er, vom Hausmeister geleitet, die hohe steinerne Treppe hinan, schritt durch den Saal, den die Rüstungen und Kampfpreise seiner Väter füllten und sah bald sein Kind vor sich. Im Augenblicke, wo sie sich nach dem Kommenden umwandte, riß er seinen Hut ab — Gisela! — ein Schrei — und sie lagen einander in den Armen.

Der erste Rausch, die erste Wonne des Wiedersehens war vorüber. Der Ritter eilte durch alle Gemächer seiner Burg, freute sich bei'm Wiederbegrüßen der treuen Diener, die er in ihr zurückgelassen, bei'm Wiedersehen der Gegenden und Orte, deren Bild unvergänglich seiner Erinnerung eingeprägt blieb. Erst jetzt konnte er die nöthige Ruhe gewinnen, die stürmischen Gefühle meistern, um sich mit seinem Kinde zu besprechen, von Allem, was sich während der langen Trennung mit ihr, mit ihm ereignet hatte. Aber auf beiden Seiten schien ein gewisser Zwang die willige Hingebung, das rückhaltlose Vertrauen zwischen Vater und Tochter zu hindern. War es das Fremdwerden, das jahrelange Abwesenheit selbst befreundete, liebende Herzen im Augenblick des Wiedersehens empfinden läßt — entsprang es aus andern Gründen — ein Etwas schien bei Beiden den vollen Erguß ihrer Empfindungen zu hemmen.

Als sie so da saßen, auf das Treiben der Bewohner des noch ärmlichen Städtchens, auf die Nachen und Frachtschiffe

blickend, welche an Hatto's Thurme den Zoll für die Rheinfahrt entrichteten, welchen zu jenen Zeiten jeder Herr einer Handbreit Landes verlangte, bog plötzlich im scharfen Trabe ein Roß um die Ecke der Burgmauer; im innern Hofe angelangt, schwang sich ein junger Ritter aus dem Sattel und war bald auf dem Erker, wo die Beiden sich befanden. Er wollte auf Gisela zueilen — ihre zaghafte Verwirrung, der drohende Blick des Mannes, der neben ihr saß und in demselben Moment aufstand, fesselten seinen Fuß an den Eingang. Gisela faßte sich. Es ist der Ritter von Falkenstein, mein Vater, sagte sie, während der betroffene Jüngling näher trat. Brömser empfing ihn kalt — er ahnte, was ihn herführe, er sah Gisela's Erröthen und die Erinnerung dessen, was er in der Stunde der Trübsal dem Himmel gelobt hatte, stand mahnend vor seiner Seele. Nicht minder überrascht und geängstigt war der Falkensteiner, der nichs von des Ritters Rückkehr wußte; nur kurze Zeit währte die Unterhaltung, das Mädchen getraute sich keine Silbe an ihn, er keine an sie zu richten und wortkarg und unfreundlich entließ Brömser den unwillkommenen Besucher.

Gisela, begann ernst der Vater, nachdem der letzte Hufschlag des sich entfernenden Rosses verklungen war, was wollte der Ritter hier? Sie antwortete nicht. War er häufig auf der Burg? — Gisela mein Kind, sagte er milder, ihre Hand nehmend, fasse Vertrauen zu deinem Vater und gib Antwort auf seine Fragen. Wie konntest du, wie konnte die Pflegerin deiner Jugend, der ich dich bei der Abreise anvertraut, dies gestatten? Da ermannte sie sich und beschloß die Wahrheit zu gestehen. Zürnet mir nicht, Vater, sprach sie. Alles will ich euch bekennen. Oft sah ich Otto, als ich noch halb Kind war — er ist edel und ritterlich. Alle wollen ihm wol: sollte ich's nicht — fügte sie erröthend hinzu, wenn ich aus eines Jeden Munde sein Lob vernehme?

Brömser war aufgestanden; eine heftige Bewegung kämpfte in seinen Zügen, in denen sich der Streit zwischen Rührung und der starren Härte spiegelte, welche durch ein

langes Leben im wüsten Waffenhandwerke seinem Gemüthe eigen geworden war.

Gisela, sprach er strenge, du darfst den Falkensteiner nie wiedersehen: von einem Verhältnisse zwischen dir und ihm kann nicht die Rede sein. Vater, Vater! sprich das harte Gebot nicht aus, lallte die Erschrockene; Otto ist mein Verlobter!

Ein Ha! und eine krampfhaft geballte Faust waren die ganze Antwort. Aber bald meisterte er, obgleich mühsam, seine Leidenschaft und zwang sich, im Innern kochend, zu scheinbarer Gelassenheit und Ruhe. So viel wagtest du ohne mich, ohne mein Beisein! fuhr er mit angenommener Kälte fort. Es thut mir leid um dich, aber du selbst hast dir die Folgen zuzuschreiben. Du bist nicht mehr frei: eine höhere Fügung hat dein Schicksal bestimmt. Von Kerkernacht umfangen, von der Rache der Ungläubigen bedroht, gelobte ich, dich dem Himmel zu weihen, wenn ich meine Freiheit wieder erlangte. Gott erhörte mich — dein Schicksal ist unwiderruflich bestimmt. Da warf Gisela sich zu des Ritters Füßen und umklammerte seine Kniee. Vater, schluchzte sie, willst du nicht, daß ich Otto's Gattin werde, so gönne wir ein Kämmerlein in deiner Burg. Hier, wo du mich auf deinen Armen trugst, hier will ich dich in deinem Alter pflegen; nur stoße mich nicht von dir: in den öden Klostermauern muß ich vergehen!

Da hielt Brömser sich nicht mehr — die flehenden Worte waren für ihn verloren, der Widerspruch reizte den Heftigen. Wähle das Kloster, in welchem du den Schleier nehmen willst; des Vaters Fluch würde die Ungehorsame treffen. Mit diesen Worten verließ er den Erker; betäubt sank die Unglückliche auf den Boden nieder. Als sie wieder zu sich kam, war ihr Geist verwirrt — wie ein drohendes Gespenst stand das Bild des Klosters vor ihr, sie konnte nicht ertragen, dem geträumten süßen Lebensglück auf immer entsagen zu müssen. Wie Wahnsinn ergriff sie der Gedanke. Dunkel umgab sie, Nacht erfüllte ihr Gemüth, erschreckend

schwebte der Fluch über ihrem Haupte. Unten hörte sie das dumpfe Brausen des Flusses, mit dem der Donner zusammenstimmte, der schon leise um das Gebirge rollte; es erfaßte sie ein kalter Todesschauer, sie wollte ihrer Qual entfliehen: von der Höhe stürzte sie sich in die Fluth des Rheines, die schäumend über ihr zusammenschlug. Brömser sieht in der Dämmerung ein weißes Gewand flattern und hört einen schweren Fall im Wasser; eine furchtbare Ahnung ergreift ihn. Den Namen seiner Tochter rufend, eilt er im Nu auf den Erker und gewahrt bei'm Wetterleuchten eine weiße Gestalt, welche von der Strömung getrieben wird. Gisela! Gisela! Wind und Brandung überstimmten seinen Angstruf, dem nur der Donner Antwort gab.

Gram und Gewissensbisse ließen dem einst so kräftigen Manne keine Ruhe mehr und nagten an seinem Leben: überall schien ihn der Geist seiner unglücklichen Tochter zu verfolgen und ihn des Mordes anzuklagen. Zur Sühne gelobte er ein Gotteshaus zu bauen; aber mehre Fehden, in die er sich absichtlich verwickelte, um im wilden Schlachtengedräng Linderung für sein gequältes Gewissen zu suchen, ließen ihn seinen Vorsatz auf lange verschieben. Einst lag er in tiefem Schlummer in seinem Bette, da erschien ihm im Traume der Lindwurm, den er in Palästina erlegt: drohend, wie vor Jahren, war des Unthiers Rachen gegen ihn geöffnet, aus dem die gespaltene Zunge gierig hervorschoß; aber in verklärtem Scheine schwebte Gisela's Gestalt in das Gemach, hob die Linke hoch auf gegen den Drachen, daß er alsobald entwich. Wehmüthig blickte sie den schlafenden Vater an und wie ein Frühlingsnebel war die Erscheinung in Luft zerflossen. In demselben Augenblick fielen mit dumpfem Geklirr die Sklavenketten, welche Brömser einst in Palästina getragen und von dort mitgebracht hatte, von der Wand. Zitternd vor Schrecken fuhr Brömser aus dem Traume empor. Das Morgenlicht sah durch das kleine Fenster herein: kaum hatte er über den wunderbaren Traum nachgedacht, so wurde gepocht und einer seiner Knechte brachte ihm ein kleines

unscheinbares Bild des Gekreuzigten. Als der Mann nämlich auf dem Felde gepflügt hatte, scharrte der Ochse etwas aus dem Grund: es war ein Christusbild und der Finder betheuerte hoch und theuer, es habe nach Hülfe gerufen. Brömsern stand nun sein Gelübde vor der Seele und er sah das Wunder als eine Ermahnung an, es zu vollführen. Auf derselben Stelle im Walde, wo das Thier das Kruzifix ausgegraben, ließ er eine Kirche nebst einem Kloster bauen und nannte es Noth Gottes, und von ferne und nah wallten Pilger zu dem wunderthätigen Gnadenbilde.

Kapuziner-Mönche bewohnten Jahrhunderte lang das nun entweihte einsame Kloster, das nicht ferne von dem weinreichen Aßmannshausen am Walde liegt. Frommen und Neugierigen zeigten sie dann die verknöcherte Zunge des Ungeheuers, das der heldenmüthige Stifter im gelobten Lande erlegt und die Ketten, welche er während seiner Gefangenschaft getragen hatte.

Karl und Elegast.

Es war an einem Abend, als König Karl der Große in seiner Pfalz im Rheingau, woselbst er Hof hielt, sich niedergelegt hatte und eben einzuschlafen begann. Da erschien ihm ein heiliger Engel, weckte ihn mit süßen Worten und sprach: Steht auf edler König, legt eiligst eure Kleider an, waffnet euch und geht stehlen; also befiehlt euch Gott, der im Himmelreich Herr ist; noch in dieser Nacht müßt ihr stehlen, wofern ihr nicht Thron und Leben verlieren wollet; darum nehmet euren Speer sammt eurem Schilde, besteigt eiligst euer Roß und säumet nicht. Diese Rede befremdete den König gar sehr; weil er aber Niemanden sah, so wähnte er geträumt zu haben und kehrte sich nicht weiter daran. Da sprach der Engel abermals: Steht auf, Karl, und geht stehlen, also befiehlt euch Gott durch mich; anders verliert ihr euren Leib. Mit diesen Worten schwieg er. Der König aber war noch mehr bestürzt als das erste Mal und dachte bei sich: Was ist's wol, das dies Wunder meint. Ist es das Drücken des Alps, das mich quält und solches Trugbild erzeugt? Du himmlischer Herr, was sollte mir noth thun zu stehlen? Ich bin so reich, kein Mann auf dem Erdboden, weder König noch Graf, ist so reich an Gut und Hab, Alle müssen mir unterthan sein und zu meinen Diensten stehn. Mein Land ist so groß, man findet nirgends seines Gleichen und rings ist es mein eigen, bis hin nach Köln an dem Rhein und fort bis Rom hin gehört mir Alles; ich bin Herr,

mein Weib ist Herrin, im Ost bis zur wilden Donau, im West bis zur wilden See, dazu habe ich Gallizien und das Land Hispanien, aus dem ich die Heiden vertrieb; was sollte mir noth thun zu stehlen! Warum entbietet Gott mir solches? Ungern breche ich sein Gebot; aber ich vermag es kaum zu glauben, daß Gott mir die Schande zugedacht, daß ich anfangen solle zu stehlen.

Während er noch so lag und hin und her, fort und zurück dachte, befiel ihn wieder der Schlaf, so daß er ein Weniges die Augen schloß. Da begann der Engel wieder: Wollt ihr Gottes Gebote überhören, Herr König, so ist es um euch geschehen; es wird an euer Leben gehen; thut also befohlener Maßen und geht stehlen und werdet ein Dieb. Habt ihr auch jetzt darob großes Ungemach, so wird es doch nachmals euch lieb sein.

Mit diesen Worten fuhr der Engel von dannen und Karl sprach bei sich: Gottes Gebot, sein Wort, will ich nicht außer Acht lassen; ich will Dieb werden und bringt es auch Schande und sollt' ich auch hangen bei der Kehle. Gleichwol hätte ich viel lieber, daß mir Gott nähme, was ich von ihm zu Lehen habe, beides Burg und Land, und ich müßte mich nähren mit Schild und Speer, wie einer, der nichts hat und auf Abentheuer lebt; das wäre mein Wunsch eher, dann daß ich nun muß stehlen gehen sonder einiges Zögern, so ich nicht Gottes Huld verwirken soll. Nun, ich muß mir ein Herz fassen. Ich wollte, ich wäre unbemerkt aus dem Palaste und kostete es mich sieben der schönsten Burgen an dem Rheine. Was soll ich nur den Rittern und Herren sagen, die hier liegen in den Gemächern, daß ich in dieser düstern Nacht, allein, ohne Jemandes Beistand, in ein Land ziehe, das mir fremd ist und unbekannt?

Mit diesen Worten machte König Karl sich bereit, kleidete sich und legte die Waffen an; denn es war also seine Sitte, daß er die Waffen, — die besten so man je sah, — mit sich zu Bette nahm, darinnen er lag. Hierauf durchschritt er den Palast; da war kein Schloß, noch Thüre, noch Pforte, die

sich ihm nicht öffnete; wohin er wollte, mochte er gehen; Niemand war da, der ihn sah, denn die Dienerschaft lag rings in festem Schlafe. Nachdem der König die Schloß-brücke hinter sich hatte, ging er vorsichtig zum Stalle, darinnen er sein bestes Roß wußte und prächtiges Reitzeug. Ohne längeres Zögern sattelte er und saß auf. Wie er zur Pforte geritten kam, sah er da den Wächter und die Pförtner, die wenig ahnten, daß ihr Herr ihnen so nahe war und fest schliefen nach Gottes Willen. Der König stieg ab, öffnete die Pforte und führte sein Roß geräuschlos und unbemerkt hinaus. Als er nun wieder aufsaß, betete er für sich hin: O Gott, der du auf Erden gekommen, um uns allesammt zu erlösen, o mögest du in meinem Geleite sein in dieser finstern Nacht und an mir deine Macht offenbaren. Demüthig wende ich mich zu dir.

Während der edle Mann also betete, versank er in Gedanken, wo er am besten hinreiten möchte, um zu stehlen. Da kam er in einen Wald, der nicht gar weit entfernt war; der Mond schien hell, die Sterne glänzten am Himmel, es war eine schöne Nacht. Sonst war ich gewohnt, so dachte der König bei sich, vor allen Dingen die Diebe zu fassen, die den Leuten mit List ihr Gut stehlen und rauben; jetzt fühle ich, wie denen zu Muthe sein mag, die von Abentheuern leben; sie wissen wol, daß sie Leib und Gut verwirken; kann man sie fangen, so hängt man sie und schlägt ihnen das Haupt ab, oder sie sterben noch ärgern Tod. Wie groß muß ihre Angst oft sein! Nimmermehr in meinem ganzen Leben werde ich Menschen wegen kleinen Schadens sterben lassen. Ich habe Elegast*) um kleiner Sachen willen aus meinem

---

*) Elegast, bei Frauenlob Alegast, im Titurel Elbegast genannt, erscheint in den altteutschen Dichtungen als äußerst schlauer, doch gutmüthiger Dieb, der den Vögeln die Eier aus der Brut stahl und nicht leiden mochte, wenn er einen alten Knaben bei einer jungen Maid oder ein altes Weib bei einem jungen Burschen ertappte.

Lande vertrieben, der oft seinen Leib zu Pfand setzt, um zu gewinnen, wovon er lebe; er mag wol manche Sorge haben denn er hat nicht Land noch Lehen, noch irgend eine andere Zuflucht und muß mit Stehlen seinen Unterhalt suchen, nachdem ich ihm Land und Gut, dessen er Herr war, genommen und ihn hinausgestoßen habe mit seinen Rittern und Knappen. Diese folgen ihm jetzt alle aus Armuth; ich aber dulde sie nirgends und wer sie herbergte, würde Burg und Lehen verwirken. Er hat keine andere Zufluchtsstätte als Wildnisse und Wälder. Er beraubt freilich keinen armen Mann, der von harter Arbeit lebt, dem Pilgrim und dem Kaufmann läßt er das Seinige; allein Niemand anders ist sicher vor ihm. Bischöfe, Domherren, Aebte, Mönche und was nur Pfaffe heißt, kommt übel weg, wo er dergleichen ertappen kann. Er hebt sie aus dem Sattel, daß sie auf die Heide fallen und nimmt sich alsdann Maulthiere und Pferde, Gold, Silber, Kleider und Alles, was sie mit sich führen. So hält er ringsum Jagd auf die reiche Beute. Seine List ist mannigfaltig. Niemand kann ihn fahen, obgleich Mancher deshalb Alles aufgeboten hat. Ich möchte in dieser Nacht wol sein Geselle sein. O Herr Gott, hilf mir dazu!

Unter solchem Selbstgespräch ritt der König weiter und hörte nicht, wie ein Ritter angesprengt kam, der ihn einholen zu wollen schien. Schwarz waren dessen Waffen wie Kohlen, schwarz war Helm und Schild, schwarz der Panzerrock, schwarz war das Roß, darauf er saß; auch kam er einen sonderlichen Pfad quer durch den Wald geritten. Als der König ihn auf sich zukommen sah, segnete er sich und wähnte, es wäre der Teufel, weil er so schwarz war, und befahl sich dem allmächtigen Gott. Der schwarze Ritter aber, als er den König näher kommen sah, dachte in seinem Sinne: Der ist verirret hier und hat seinen Weg verloren; ich will das von ihm hören; er soll aber seine Waffen lassen, die dem Anscheine nach die besten sind, so ich in sieben Jahren gesehen; sie leuchten wie der Tag von Steinen und Gold. Von wannen kam er in den Wald? Der ist kein armer Mann,

der solche Waffen trägt und solches Roß reitet, so stark und schön von Gliedern. Als sie nun zusammentrafen, ritten sie ohne Gruß aneinander vorbei, der eine besah den andern wol, allein sie sagten kein Wort. Der mit dem schwarzen Roß hielt, sobald er bei'm König vorbei war, stille und dachte bei sich: Wer mag der wol sein, daß er mich nicht grüßt, da er mir begegnet? Ich glaube, daß er auf bösen Wegen ist. Wäre ich dessen sicher, daß er käme um zu spioniren, daß er mich oder die Meinen in Leid bringen wollte bei'm König, dessen Gunst ich verloren: er möchte ohne Schaden mir nicht entkommen. Was hätte er nöthig hinter Busch und Strauch zu jagen, wenn er mich nicht suchte? Bei dem Herrn, der mich erschaffen, er entreitet mir nicht; ich werde seine Stärke prüfen; mag er sein wer er will, ich will sein Roß gewinnen und was er an hat und ihn mit Schimpf und Schande nach Hause schicken, den Dummbart!

Hiermit warf er sein Roß herum und folgte dem Könige. Sobald er ihn eingeholt, rief er laut: Halt, Ritter! wohin reitet ihr? ich will wissen, was ihr hier sucht und jagt und zu schaffen habt? Eher entreitet ihr mir nicht von hier und wäret ihr noch so kühn und noch so versteckt eure Sprache; berichtet es mir, ihr thut wohl daran. Ich will wissen, wer ihr seid und wohin ihr reitet um diese Zeit und wie euer Vater heißt; ich kann es euch nicht erlassen. Da antwortete der König: Ihr fraget mich so manches Ding, daß ich nicht weiß, wie euch berichten. Lieber will ich, daß wir fechten, als es euch gezwungen sagen. Wahrlich, ich hätte viel zu lange gelebt, wenn mich ein Mensch zwingen sollte, von Dingen, die ich nicht wollte, zu berichten, um meinen Leib zu wahren. Geh es mir gut oder übel, wir wollen diesen Streit zwischen uns beiden kürzen und mit den Waffen entscheiden. — Des Königs Schild war verdeckt, denn er wollte ihn nicht offen führen wegen des Zeichens, so darauf stand, damit man ihn nicht erkennte. Sie warfen nun ihre Rosse stark und schnell herum; Beide waren wohl gewaffnet und ihre

Speere stark. Es war ein umzäunter Ort; sie trafen Beide mit solchem Haß aufeinander, daß die Rosse sich bäumten. Männlich griffen sie hierauf zum Schwerdte und fochten eine lange Zeit. Das Schwerdt des Schwarzen war stark und schnell und seine Streiche gewaltig, so daß der König schon besorgt ward und wieder wähnte, es wäre der Teufel selbst. Da schlug er dem Schwarzen auf den vorgehaltenen Schild, daß dieser in zwei Stücke flog, als wenn es Laub vom Baume wäre. Der Andere aber schlug auf den König, die Schwerdter gingen auf und nieder auf die Helme, auf die Panzer, und glitt auch mancher Hieb ab, so war doch kein Harnisch so gut, daß nicht das rothe Blut durch die eisernen Panzerhemden vordrang. Der König dachte in seinem Herzen: Der ist der Waffen gut kundig! soll ich aber meinen Namen sagen? ich müßte mich des ewig schämen, nimmermehr erwürbe ich Ehre. — Hiermit führte er nach dem Schwarzen einen so gewaltigen Streich, daß dieser vom Roß taumelte. Es war damit aber noch kein Friede zwischen Beiden. Der Andere schlug auch nach dem König und traf dessen Helm so, daß das Schwerdt in zwei Stücke flog. Wie der Schwarze nun sah, daß er sein Schwerdt verloren hatte, rief er: Pfui, daß ich je ward geboren! Wozu mag ich wol leben? Niemals habe ich ein gutes Glück gehabt und soll es nimmermehr haben. Womit soll ich mich jetzt wehren? Ich gebe nicht zwei Birnen für mein Leben, nun ich mit leeren Händen dastehe. Da dünkte es den König Schande, zuzuschlagen und er dachte bei sich: es ist keine edle Rache, einem zu schaden, der sich nicht wehren kann.

Während sie nun stille hielten, war ihr Sinnen mannichfaltig; der Eine dachte, wer der Andere wol sein möchte. Bei dem Herrn, der mich erschaffen! sprach endlich Karl, ihr berichtet mir ein Ding, Herr Ritter, um das ich euch frage; wie heißt ihr und wer seid ihr? Nun ich mit Ehren weiter ziehen kann, werde ich euch von hinnen reiten lassen, sobald ich euern Namen weiß. Der Schwarze entgegnete: Ich bin dazu bereit, so ihr mir kund gebt, was euch noth thut, bei

Nachtzeit hieher zu kommen und zu wessen Verderben ihr wachet. Da sagte der König: Antwortet mir zuerst, ich sage euch sodann, was ich hier suche und warum ich nicht bei Tage reiten darf; denn es ist nicht ohne Noth, daß ihr mich also gewaffnet sehet, und ich werde euch sagen, wie es kommt, so ihr mir euren Namen nennt, des seid versichert. Herr, antwortete Ritter Elegast, — denn kein Anderer war der Schwarze, — es ist mir nicht zum Besten ergangen, ich habe Gut und Land verloren, das ich vordem hier hatte, durch Unglück, wie es Manchem geschieht. Sollte ich euch ganz kund machen, wie meine Sachen gekommen sind, es sollte euch viel zu lange dünken, eh' ich euch das Ende gesagt! Als dies der König hörte, ward er frohen Muthes und sagte: Ritter, ist's euch bequem, so nennt mir nun euern Namen und wie ihr euch ernährt. Bei Allem, was Gott lieb hat und bei ihm selber zuvor, von mir habt ihr nichts zu befahren! — So wißt denn, Herr, ich heiße Elegast und das, wovon ich lebe, muß ich stehlen. Seit ich Hab und Gut verloren und König Karl mich aus meinem Besitz vertrieben, habe ich mich in Wäldern aufgehalten; den Lebensunterhalt müssen reiche Leute hergeben. Meine zwölf Gesellen sind im Walde; ich ritt auf Abentheuer aus und habe ein bitteres gefunden, wannen ich mein Schwerdt verloren und auch meinen Theil Schläge habe, mehr denn ich je in einer Nacht von einem Manne gewann. Nun sagt mir, Ritter, wie ihr heißt und wer euer Feind ist. Ist er von solcher Macht, daß ihr bei Nacht reiten müßt? Könnt ihr eure Widersacher nicht bezwingen? Ihr seid doch der Waffen gut kundig!

Der König dachte in seinem Herzen: Gott hat mein Beten erhört, nun muß er mich ferner berathen, dies ist der Mann, den ich gerade wünschte, daß er mitreite in dieser Nacht. Nun muß ich lügen aus Noth. Bei Gott, der mich berufen, sprach er dann zu Elegast, an mir habt ihr ein sicheres Geleite, einen stätigen Freund und Frieden. Ich will euch meine Lebensweise sagen; was hilft's, Freunden verhehlen? Ich habe so viel Gut gestohlen, daß, wäre ich

gefangen, man wahrlich mich nicht entgehen ließe. — Nun sagt mir, Ritter, wer ihr seid? — Ich will euch meinen Namen sagen, sprach der König, so es euch genehm ist, ich heiße Adelbrecht. Ich pflege zu stehlen in Kirchen und Klöstern und in allen Gotteshäusern; ich stehle, was mir vorkommt und lasse Niemand ungeschoren, Reich noch Arm; ich achte auf kein Jammern und nehme lieber dem Armen sein Gut, denn ich ihm das meine gäbe. So habe ich mich ernährt und habe nun einen neuen Hinterhalt gelegt, um einen Schatz zu heben, den ich weiß. Ich versehe mich eurer Hülfe dazu. Der Schatz ist übel gewonnen, Gott wird es uns nicht verargen, wenn wir ein fünfhundert Pfund davon nehmen. Er liegt in einem Kastell, dahin mir die Wege kund sind. Nun sagt mir, Ritter, ob ihr die Nacht mein Geselle sein wollt auf dieser Jagd. Was wir zusammen erbeuten, wollen wir bergen, bis es tagt, dann werde ich theilen und ihr sollt wählen dürfen. Elegast entgegnete: Sagt an, lieber Geselle, wo liegt der Schatz? Des muß ich kundig sein, oder ich folge euch keinen Fußbreit. — So will ich euch denn berichten, antwortete Karl, der König hat solchen großen Schatz. Da ward Elegast unwillig und sagte: Das möge Gott verhüten, daß ich in meinem Leben dem König Schaden zufügen sollte! Hat er mir auch durch bösen Rath mein Gut genommen und mich vertrieben, so werde ich ihm doch mein ganzes Leben gut Freund sein nach meinen Kräften und in seinen Schaden nicht willigen, dieweil er nach Recht Herr ist; ich müßte mich ja schämen vor Gott.

Als dies der König hörte, ward er froh in seinem Herzen, daß ihm Elegast, der Dieb, wohl wollte und ihn lieb hatte und dachte: Möchte er mit Ehren zurückkehren, er sollte so viel haben, daß er sein Lebtage ehrlich davon leben könnte, ohne Stehlen und Rauben. Hierauf frug er Elegast, ob er nicht leiden wolle, daß sie unter sich Beide auf Raub ausgingen in dieser Nacht; er thäte gern sein Bestes dazu, so er ihn mitreiten lasse. Elegast sagte: Ja, sehr gern, wofern ihr nicht euern Scherz habt. Bei Eggerich von Eggermonde,

der des Königs Schwester hat, da mögen wir ohne Sünde stehlen; es ist eine Schande, daß er lebt. Er hat Menschen verrathen und in großen Schaden gebracht und auch seinem Herrn, dem König, sollte er Leib und Ehre nehmen, möchte es nach seinem Willen gehen, das weiß ich. Und doch hat er vom Könige Land und Sand, Burg und Lehen und mancherlei Ding; es möchte ihm wenig schaden, wenn wir von dem Seinigen zehrten. Dahin wollen wir reiten, so es euer Wille ist.

Karl war bereit dazu. Sie kamen nun auf ein Feld, da fanden sie einen Pflug stehen. Der König stieg ab und nahm sich die Pflugschaar. Er dachte in seinem Sinn: die ist gut zum Handwerk! Wer in Burgen einbrechen will, muß sich solche Dinge besorgen, die er dazu bedarf. Dann saß er unverweilt auf und folgte Elegast, der ein Weniges vor war, indem er sein Roß spornte. Als sie vor die Veste kamen, welche die schönste und beste war, so irgend je an dem Rheine stand, sprach Elegast: Hier laßt uns halten. Nun sehet, Adelbrecht, was dünkt euch, wie wir es am besten machen? Ich will nach eurem Rathe handeln; mir wäre es leid, geschäh euch Schaden, daß man hernach sagen möchte, es kam Alles von diesem Manne. Worauf jener: Ich kam niemals, daß ich wüßte, in den Hof noch in den Saal und würde es mir ungelegen sein, sollte ich nun hineingehen; es steht daher an euch. Elegast sagte: Es ist mir recht; ich will schon bald sehen: ob ihr ein geschickter Dieb seid. Laßt uns ein Loch in die Mauer machen, da wir hindurch kriechen mögen. Das gefiel ihnen Beiden wohl. Sie banden ihre Rosse an und gingen ohne einigen Laut zur Mauer. Elegast zog ein Eisen hervor, um damit die Mauer aufzubrechen. Nun langte auch der König den Pflugschaar vor. Da lachte Elegast und sagte: Dergleichen sah ich noch nirgends zu solcherlei Arbeit gebrauchen! — Mag wol sein! versetzte der König; ich kam auf dem Rheine gefahren, — es ist nun schon der dritte Tag, — um auf Erwerb auszugehen; da mußte ich mein Eisen lassen; es entfiel mir auf der Straße, als

man mich verfolgte und weil ich Schande halber nicht umkehren durfte, so war ich meines Eisens quitt und nahm dieses, das ich im Mondenschein an einem Pfluge fand. Elegast sagte: Es ist fürderhand gut genug; hernach laßt ein anderes machen.

Sie ließen nun das Reden und machten das Loch. Elegast verstund sich besser darauf als der König, so groß und stark dieser auch war. Als sie nun das Loch gebrochen hatten und es hineingehen sollte, sprach Elegast: Ihr könnt hier draußen Alles in Empfang nehmen, was ich euch bringen werde. Denn er wollte es nicht zugeben, daß der König hineingehe, so sehr besorgte er Schaden für ihn, weil dieser ihn kein gewandter Dieb dünkte. Gleichwol wollte er Lieb und Leid und seinen Gewinn mit ihm theilen. Der König blieb also draußen und sein Gefährte ging hinein. Dieser zog nun ein Kraut aus und that es in den Mund; wer solches hatte, verstund, was Hähne krähen und Hunde bellen. Da hörte er, wie ein Hahn und ein Hund in ihrem Latein sagten, der König stehe draußen vor dem Hofe. Elegast stutzte und dachte bei sich: Wer mag das sein? Sollte der König hier draußen halten, so meine ich, daß mir Unglück nahet. Ich bin verrathen, oder mich drückt der Alp! Er ging nun zurück, wo er den König gelassen und erzählte ihm, was er vernommen. Da sagte Karl: Was sollte wol der König hier thun? Wollt ihr Hühnern glauben oder was ein Hund bäffzt, so ist euer Glaube nicht fest. Mich dünkt, daß ihr mir Fabeln erzählt. Wozu beunruhigt ihr mich? Hört selber, sprach der Andere und steckte dem König ein Kraut in den Mund, das vor ihm stand. Da krähte der Hahn wieder und sagte wie zuvor, daß der König da wäre, allein er wisse nicht wie nahe. Wie nun Geselle, sprach Elegast, ich will bei der Kehle baumeln, so der König nicht in der Nähe ist. Da sagte Karl: Pfui, Geselle, fällt euch das Herz? Ich wähnte, daß ihr kühner wäret. Wolan, sprach Elegast, ich will an's Werk; gebt das Kraut her, was sollte es euch fruchten? Der König suchte hin und her in seinem Munde;

als er es aber nicht finden konnte, sprach er: Was ist mir geschehen? Mich dünkt, ich habe mein Kraut verloren, das ich doch fest zwischen meinen Zähnen hielt. Bei meiner Treue, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Da lachte Elegast wieder und sagte: Seid ihr ein so arger Dieb? Wie kommt's nur, daß man euch nicht fängt, so oft ihr an's Stehlen geht? Daß ihr lebt, ist wahrlich ein großes Wunder. Geselle, ich habe euer Kraut gestohlen! Ihr wißt kein Haar von Stehlen! Der König dachte: er spricht wahr!

Indeß ließen sie das Reden. Elegast befahl sich Gott und schloß dann alle Schlösser auf, kleine und große, und ging, wo der Schatz lag, ehe es Jemand hörte oder sah und holte so viel, als ihm gut däuchte.

Da wollte nun Karl von dannen reiten, Elegast aber hieß ihn warten. Er wollte nach einem Sattel gehen, der in der Kammer stand, darin Eggerich und sein Weib lag, das schönste Geschirr, das man je sah, daran hundert große Schellen hingen, die alle von rothem Golde waren und klingelten, wenn Eggerich ritt. Geselle, seid klug und wartet! Ich will ihm noch seinen Sattel stehlen und sollte es mir meinen Hals kosten! Das war dem König ungelegen; er hätte lieber den Gewinn vom Sattel entbehrt, als daß er ferner harrte. Als Elegast nun zu dem Geschirr kam, gaben die Schellen einen solchen Klang, daß Eggerich dabei aus dem Schlafe aufsprang und rief: „Wer ist da an meinem Geschirr?" Er wollte sein Schwerdt ziehen, hätte die Frau es nicht gewehrt, die ihn frug: Was hast du vor? Quält dich der Alp? Hier ist Niemand hereingekommen, denn wir Beide. Es ist etwas Anderes, das dich beunruhigt. — Sie ermahnte und beschwor ihn nun, daß er ihr sein Vorhaben entdecke und frug ihn, warum er seit drei Nächten nicht schlafen und seit drei Tagen nicht essen könne.

Frauenlist ist mannichfalt,
Seien jung sie oder alt.

Sie lag ihm so lange an, daß er ihr gestand, er habe des Königs Tod geschworen und diejenigen, so dies auszuführen

bestimmt seien, würden in Kurzem kommen; zugleich nannte er sie bei Namen. Dies hörte Elegast Alles und hielt es im Herzen fest. Die Frau aber sagte: Mir wäre viel lieber, daß man euch bei der Kehle aufhängte, denn ich das erleben sollte. Da schlug Eggerich ihr so plötzlich vor Nase nnd Mund, daß ihr sogleich das Blut hervorströmte. Sie richtete sich nun auf und hielt ihr Antlitz über die Bettlehne. Elegast nahm dies war, kroch leise hinzu und empfing in seinem Handschuh das Blut der Frau, um es vor den König zu bringen, damit er ihn warne vor dem Unglück. Darauf sagte er ein Gebet, womit er Alle schlafen machte, die irgend da waren, und als er sein Wort ohne Furcht gesprochen, so daß Beide fest schliefen, stahl er Eggerichs Sattel und sein Schwerdt, das dieser lieb und werth hatte, und machte sich seiner Wege aus dem Hofe zu seinem Pferde und zum König.

Dieser war sehr erzürnt und fragte, wo er so lange verweilt hätte. Es ist meine Schuld nicht, sagte Elegast; bei Allem, was Gott leben läßt, ist es ein Wunder, daß mir das Herz nicht bricht. Geselle, dies ist das Geschirr, wovon ich euch sprach; haltet es, ich will gehen und Eggerich das Haupt abschlagen oder mit einem Messer tödten, da er bei seinem Weibe liegt. Das leide ich nicht um alles Gut der Welt; ich werde schnell wiederkehren. — Da beschwor der König ihn, daß er ihm sage, warum er so betrübt und aufgebracht sei. Was fehlt euch? Habt ihr nicht bei zehnhundert Pfund und auch das Geschirr, darum ihr ginget? — Ei, Herr, es ist ein ganz ander Ding, das mein Herz beunruhigt und verzehrt. Ich habe meinen Herrn, den König, verloren und mit ihm den Trost, dereinst noch zu meinem Gute zu kommen. Mein Herr soll morgen früh sterben, Eggerich hat seinen Tod geschworen.

Da erkannte Karl, daß Gott ihm zu stehlen geboten, um ihn vom Tode zu retten, uud dankte ihm demüthig. Doch sprach er zu Elegast: Wie wähnt ihr wol zu entgehn, so ihr ihn erstecht mit eurem Messer, während er bei seinem Weibe liegt; die ganze Burg würde in Allarm kommen.

Stirbt der König, so ist er todt, was soll's weiter, laßt euch das nicht anfechten. Dies sagte er aus List, um Elegast zu prüfen. Der aber antwortete: Bei Allem, was Gott leben läßt! wärt ihr nicht mein Geselle, es bliebe die Nacht nicht ungerochen, was ihr da dem König Karl, meinem Herrn, zu nahe sprecht, der aller Ehren werth ist. Bei dem Herrn, der mich erschaffen! ich werde mein Vorhaben ausführen und mein Unglück rächen an dem, der des Königs Tod geschworen, ehe ich von der Burg scheide, gehe es mir gut oder übel. Der König dachte: Der ist mein Freund. Hab' ich es auch schlecht um ihn verdient, ich will es gut machen, so ich das Leben behalte; er soll all' sein Elend vergessen. Geselle, hub er dann an, ich will euch besser weisen, wie ihr ihn in's Netz bringet. Reitet zur Morgenstunde zum König, wo ihr ihn findet, erzählt und offenbart ihm die Unthat und den Mordplan; der König wird, so er euer Wort hört, euch zu Gnaden aufnehmen und euer Lohn wird nicht geringe sein; ihr werdet zu seiner Seite reiten all euer Leben, so lange euch Gott bewahrt, als ob ihr sein Bruder wäret. Drauf jener: Mag mir geschehen, was da wolle, ich komme nicht vor den König; er ist mir allzu gram, weil ich ihm einst von seinem Schatz so ein Scherflein genommen, das kaum zwei Pferde an Werth betrug; es ist traurig und hart! — Ich will euch sagen, was ihr thut, sprach Karl, reitet weg in den Tann, wo ihr eure Gesellen gelassen und führt eure Beute fort; morgen am Tage wollen wir sie theilen. Ich will unterdessen dieser Sache ein Bote sein bei'm König, denn es wäre mir leid, schlüge man ihn todt.

Mit diesen Worten schieden sie. Elegast ritt zu seinen Leuten im Tann und Karl gen Ingelheim. Sein Herz war betrübt, weil diejenigen, so ihm nach Recht sollten zur Seite stehen, ihn verrathen wollten. Noch stand die Pforte offen und alle seine Leute schliefen. Er band das Roß auf dem Stall und ging unbemerkt in sein Schlafgemach. Eben hatte er seine Waffen abgelegt, als der Wächter von der hohen

Zinne den Tag blies, der sich schon zu zeigen begann und männiglich erwachte. Da sandte Karl nach einem seiner Kämmerlinge und nach seinem geheimen Rathe und erzählte, wie es um ihn stehe; er wisse, daß sein Tod geschworen sei von Eggerich von Eggermonde, der zu dem Ende bald kommen werde mit aller Macht des Landes; sie sollten ihm guten Rath geben, wie er Thron und Leben wahre. — Hierauf sprach der Herzog von Baiern: Laßt sie kommen, sie finden uns hier, es soll Manchem das Leben kosten. Hier ist mancher tapfere Mann aus Frankreich und Brabant, mancher Ritter und Reisige; sie sollen sich allzumal rüsten und ihr selbst, Herr König, sollt gewaffnet in unserm Kreise stehen. Wer euch dann schlagen will oder schaden, dem wollen wir es schon wehren; er soll Blut lassen und Eggerich voran.

Dieser Rath fand Beifall. Sie waffneten sich schleunig, Alles was Waffen tragen konnte, denn sie besorgten schweren Widerstand, weil Eggerich von großer Macht war. Man stellte sechszig Mann, gewaffnet und in Panzern bei der Pforte. Als nun Eggerichs Leute in Schaaren nahten und zu des Königs Hof heranzogen, schloß man die Pforte weit offen und ließ Alle hindurch. Wie sie aber in den Hof kamen, riß man ihnen die Kleider auf. Da fand man auf ihrem Leibe blanke Panzer und scharfe Messer: die Unthat war offenbar. Man hielt sie gefangen zurück, so wie sie allgemach kamen, bis man sie zusammen hatte. Eggerich kam mit der letzten Schaar geritten; man schloß hinter ihm die Pforte und fing ihn, wie man den Andern gethan. Hierauf führte man ihn in den Palast vor den König, seinen Herrn. Dieser hielt ihm Alles vor; er aber wollte von nichts wissen und läugnete die Unthat und sagte: Herr König, nehmt bessern Rath; thut ihr mir unverdient Schaden an, so habt ihr manchen Freund verloren. Wäre da einer von euren Baronen, der zu behaupten wagte, daß ich euch verrathen hätte, ich thät ihn Lügen strafen mit dem Schwerdte oder mit der Spitze meines Speeres. Nun trete vor, wer es begehrt!

Wie der König dies hörte, ward er froh in seinem Herzen und sandte Boten auf Boten zu Elegast in den Wald, daß er auf das schleunigste komme; Alles sei ihm vergeben und bestände er den Kampf gegen Eggerich, so werde er ihn reich und mächtig machen. Als die Boten Elegast gefunden und ihm Alles gesagt, was der König ihnen geheißen, ward er sehr erfreut ob der neuen Mähre. Sie ritten nun eiligst weg. Als der gute Ritter in des Königs Saal trat, sagte er: Gott behüte dieses Haus, den König und was ich hier finde; aber Eggerich grüße ich nicht. — Gott, der sich kreuzigen ließ um unsertwillen und allmächtig ist, und Maria, die süße Magd, mögen mich an diesem Tage sehen lassen, daß man ihn in den Wind hänge, den Eggerich von Eggermonde. Könnte Gott Sünde thun, so hätte er Sünde gethan, daß dieser dem Galgen entgangen ist, um daß er meines Herrn Tod geschworen sonder einige Noth und Zwang.

Diese Worte hätte Eggerich gern gerochen, allein er hatte dessen nicht Macht und männiglich verachtete ihn. Der König aber antwortete: Seid willkommen an meinem Hofe! Ich vermahne euch jetzt, offen und frei, sonder Jemandes Gunst, die Wahrheit und nichts anders zu sagen und den Mordplan Eggerichs, den ihr hier sehet, zu offenbaren. Sehr gerne, sprach Elegast; ich bin deß gewiß, daß Eggerich euren Tod geschworen; ich hörte es ihn sagen, als er zu Bette lag und weil sein Weib ihn mit Worten zu strafen wagte, gab er ihr einen Schlag, daß ihr das Blut aus Zähnen, Nase und Mund floß. Sie richtete sich auf und hielt ihr Antlitz über die Bettlehne; ich nahm es wahr und kroch leise hinzu; in meinen rechten Handschuh fing ich das Blut der Frau auf. Nun ließ er es den König schauen und Alle, die es sehen wollten. Der König antwortete hierauf: Bei meiner Treue, ihr redet wahr! Sollte ich nach Recht verfahren, ich ließ ihn durch einen Schergen hinwegschleppen und bei der Kehle aufhängen. Als Eggerich sah, daß das Spiel aus war und kein Mensch am ganzen Hofe zu seinem Frommen zu sprechen wagte, dachte er bei sich: Besser ist

Kampf, denn den Hals verloren! und nahm den Zweikampf an, den jener ihm anbot vor Sonnenuntergang.

Der König entbot seine Barone, kurz nach der Mittagsstunde gewaffnet auf dem Platz zu erscheinen. Unterdessen ließ er die Vorbereitungen zum Kampfe treffen und bat Gott, denselben nach Recht zu entscheiden. Dann tröstete er Elegast und sprach: Hat euer Fechten einen guten Ausgang und behaltet ihr euer Leben, so werde ich euch meine Schwester geben, die Eggerich zur Frau hatte. Man steckte nun den Kampfplatz ab und zog Stricke herum, wo die Menge gewaffnet hielt. Etwas vor Vesperzeit kam Elegast zuerst in den Kreis, weil er Ankläger war. Er stieg ab, warf sich auf die Knie und betete eifrig zu Gott und empfahl sich der Fürsprache der süßen Jungfrau Maria. Als er sein Gebet geendigt, segnete er gar schön mit seiner Rechten alle seine Glieder und sein Rittersgewand und auch das Roß, das vor ihm hielt, indem er Gott in Demuth bat, daß es ihn mit Ehren tragen und aus dem Kampfe zurückbringen möge. Hierauf saß er auf in Sattel und Zeug und hing den Schild an seine linke Seite und nahm den Speer in die Hand. Jetzt kam auch Eggerich wohl zum Streite gewaffnet. Sein Herz war hart; er richtete kein Gebet an Gott, sondern setzte die Sporen fest ein und sprengte auf Elegast los. Dieser aber stach ihn durch die Rüstung mit solcher Gewalt, daß er vom Rosse zur Erde fiel. Eggerich griff nun zum Schwerdte und rief: Jetzt will ich euch beide tödten, dich und dein Pferd, es sei dann, daß du sofort absteigest; dann mag dein Roß das Leben behalten; es ist stattlich und stark, es wäre Schade, schlüg' ich es todt; Jedermann sollte es beklagen. Kannst du mit dem Leben davon kommen, so behältst du dein Pferd. Elegast versetzte alsbald: Obzwar ich diesen Streit kürzen könnte, da du zu Fuße bist, so will ich dich gleichwol nicht zu Fuße schlagen; ich will rühmlich an dir handeln und sollte es mir auch zum Uebel gereichen. Sitze wieder auf dein Roß und laß uns fechten nach Ritter-Art. — Dem König Karl war es leid, daß Elegast lange

zögerte und Eggerich schonte. Dieser aber ergriff, während Elegast also sprach, sogleich sein Roß und saß auf in Sattel und Zeug. Nun hob ein gegenseitiger Kampf an bis lange nach Vesperzeit, so scharf als Niemand irgend je an einem Tage zwischen zweien gesehen. Elegast hatte ein Schwerdt von lauterm Gold, das ihm der König gegeben; mit diesem und mit Gottes Hülfe führte er endlich einen so gewaltigen Streich, daß er Eggerich das Haupt spaltete und derselbe todt aus dem Sattel fiel. Als dies der König sah, dankte er Gott. Man schleppte nun Eggerich fort und hing ihn auf und mit ihm, da half nicht Klagen noch Bitten, alle andern Verräther. Elegast aber blieb in Ehren und der König gab ihm seine Schwester, mit der er sein ganzes Leben glücklich war. Nach dem Engel aber, welcher den König im Schlafe gewarnt und die Entdeckung der Verschwörung herbeigeführt hatte, ward die Pfalz, wo dies geschehen, Engelheim oder Ingelheim geheißen.

Königin Hildegardis.

Der Kaiser Karl war ausgezogen mit seinen Rittern und einem großen Heergefolge, um die feindseligen Sachsenvölker zu bekriegen, und hatte seinen Hofhalt zu Ingelheim, wie seine junge und schöne Gemahlin Hildegardis der Obhut seines unächten Bruders Taland befohlen. Taland lebte lange Zeit am Hofe des griechischen Kaisers und sein ursprünglich edles und argloses Herz war dort durch die eingeführten schamlosen und lockeren Sitten verdorben worden; so, daß er an keine Weibes-Tugend mehr glaubte, vielmehr wähnte, daß der süßen Schmeichelrede keiner Jungfrau Unschuld, keiner Gattin Treue zu widerstehen vermöchte. Hoch über allen Frauen und Jungfrauen an des Kaisers Hofe strahlte nun die edle Frau Hildegardis im Glanze der Schönheit und tugendlicher Sitten. Eines geringen Ritters Tochter, hatte sie Karl, der den Edelstein in der schlichten Fassung wohl erkannte, aus der Einsamkeit ihrer väterlichen Stammburg sich geholt und sie zur Genossin seines Kaiserthrones erhoben.

Wie aber das glänzendste Kleinod die Habgier des Diebes am stärksten reizt, also auch hatte Taland in lüsternem Muthe seine Augen auf die edle Königin geworfen und sie, die in ihrer arglosen Unschuld nichts Schlimmes ahnete, zum Ziele seiner freventlichen Bewerbungen gemacht. Was konnte nun dem ehrlosen Ritter erwünschter kommen, als dieser Heereszug seines kaiserlichen Bruders und dessen Befehl, in

seiner Abwesenheit der Wächter und Beschützer seines Hofhalts zu sein. Der Wollüstling benutzte denn auch die günstige Gelegenheit, um die hohe Frau erst mit sanften Liebesworten, dann, da sie seine Wünsche gar nicht zu verstehen schien, mit leidenschaftlichen Erklärungen zu bestürmen. Die Königin hoffte anfangs, den Verirrten durch Milde und Freundlichkeit von seiner thörichten Leidenschaft heilen zu können; allein sie täuschte sich, denn was bei Taland früher nur Eitelkeit und Sucht zu gefallen war, wurde jetzt, durch den täglichen Anblick der holdseligen Frau, wie durch ihre milde Begegnung zur heftigen und brennenden Begierde, dergestalt, daß er eines Tages, als er die Frauen der Königin geschickt zu entfernen gewußt hatte, in ihr Gemach eindrang, Hildegardis einen stürmischen und unziemlichen Liebesantrag machte und mit der Erklärung schloß, daß er sich tödten werde, falls sie ihn nicht erhöre. Die tugendhafte Königin war darüber erst so erstaunt, daß sie kaum eines Wortes mächtig wurde, endlich aber des Ritters schnöde Werbung mit dem größten Unwillen abwies und ihm mit der schweren Ahndung drohte, die ihn bei der Rückkunft ihres Gemahls für seine Verwegenheit sicher treffen werde. Da aber weder Bitten noch Drohungen bei dem von Leidenschaft ganz verblendeten Ritter etwas fruchteten, so trachtete Hildegardis, ihre bedrohte Ehre durch eine List zu wahren und den schlimmen Feind derselben für die Zukunft unschädlich zu machen. Sie stellte sich daher, als wenn sie den Wünschen des Ritters allmählig nachgäbe und sagte ihm endlich eine Zusammenkunft zu, welche aber, da sie in größter Heimlichkeit geschehen müsse, in einem entfernten und verborgenen Zimmer des Palastes Statt finden sollte.

An dem festgesetzten Tage, zu der bestimmten Stunde, fand sich Taland, von brennendem Verlangen erfüllt, bei der Königin ein. Diese führte ihn alsbald durch einen dunkeln Gang einer Thüre entgegen, welche sie aufschloß und den Ritter vorausgehen hieß. Aber sobald dieser die Schwelle des Gemaches überschritten, warf sie die Thüre hinter ihm

zu und verschloß selbe in Eile, indem sie dem bestürzten Ritter die Worte zurief: Nun mögt ihr ehrvergeßner Thor eure Liebesglut zwischen vier feuchten Mauern abkühlen und die Strafe eurer Vermessenheit bis zur Rückkunft meines Gemahls, eures Kaisers und Herrn, erwarten! Und damit ging sie weg und überließ den Ritter seinem ohnmächtigen Grimm und den schwarzen Racheplänen, welche die Wuth betrogener Leidenschaft in ihm ausbrütete.

Ein Hoffräulein, welches die Königin zur Vertrauten in dieser Sache gemacht hatte, reichte dem Gefangenen täglich durch ein Fensterchen die nöthigen Speisen zu. Diese hinterbrachte eines Tages ihrer Gebieterin, daß der Ritter sie dringend bitten lasse, ihm ein kurzes Gehör zu bewilligen, um der hohen Frau die Erkenntniß seines Fehls und seine tiefe Reue aussprechen zu können. Hildegardis war erfreut dies zu vernehmen und erfüllte die Bitte des Gefangenen. Taland ergoß sich nun in den lautesten Betheurungen, wie er sein strafwürdiges Beginnen von Herzen bereue, gelobte der Königin mit den theuersten Eidschwüren, daß er hinfort keine unlautere Regung in sich aufkommen lassen werde und schloß, indem er mit flehenden Geberden auf die Knie sank, mit der Bitte, daß die Königin ihn doch nicht der harten Strafe, die sein Bruder und König über ihn verhängen würde, aussetzen wolle. Die mildherzige Hildegardis ward von des Ritters anscheinend so tiefer Reue gerührt und entließ ihn, seinen Gelöbnissen vertrauend, seiner Haft.

So erschien denn Taland unter dem Vorgeben, daß er auf einer nothwendigen geheimen Reise begriffen gewesen, wieder bei Hofe und keiner von den Hofleuten ahnte etwas von dem wahren Grunde seiner Abwesenheit.

Kurze Zeit nachher trafen Abgesandte des Königs Karl ein, die dessen baldige Rückkunft verkündeten. Alles bei Hofe wurde nun zu seinem Empfange eingerichtet und Taland ritt dem Könige, von einigen Dienern begleitet, entgegen. Nach der ersten Begrüßung fragte Karl nach seinem Weibe.

Anstatt diese Frage zu beantworten, erbat sich Taland ein geheimes Gehör und bestrickte nun den König mit einem höllischen Lügengewebe, worin er die Königin der Untreue an ihrem Gemahl bezüchtigte und die schamlosesten Geschichten als Beweise vorbrachte; dergestalt, daß der König, welcher heftigen und aufbrausenden Gemüthes war, in den höchsten Zorn gerieth und seinem Bruder den Auftrag gab, die treulose Gattin auf der Stelle einem schmählichen Tode zu überantworten. Schnell ritt der Verräther dem Könige voraus nach Hofe zurück und ließ sogleich die Königin gefangen nehmen. Das Hoffräulein indessen, welches der Königin Vertraute bei der Gefangenhaltung Talands gewesen war, entging dem auch ihr bestimmten Schicksale durch die Flucht und verbarg sich im Walde, der das Schloß umgab.

Nachdem Taland das Vergehen der Königin und den Willen des Herrschers am Hofe kundgemacht hatte, übergab er die arme Hildegardis zweien ihm ergebenen Knappen mit dem Befehle, daß sie dieselbe tödten sollten. Die unschuldige Königin ward demnach von ihren Henkern bei'm Abenddunkel in den Wald geführt. Als sie an eine tiefverborgene Stelle neben einem weitschattenden Eichenbaum gelangt waren, hießen die Knechte, den rührenden Bitten der edlen Frau nur Hohn entgegensetzend, sie niederknieen, um ihre Seele dem Himmel zu empfehlen und sich bereit halten, den Tod zu erleiden. Da erschollen plötzlich aus dem Gezweige des Baumes, wie von einer Engelsstimme, die Worte: Laßt ab, ihr Frevler, von eurer Bosheit, sonst trifft euch des Himmels Gericht! Schrecken ergriff da die abergläubigen Knechte, als sie dies hörten; ihre zum Morde erhobenen Arme erstarrten und ihre Blicke richteten sich scheu und furchtsam nach dem Baume, von dem herab die wunderbare Stimme erschollen war. Als sie nun daselbst kein menschliches Wesen erblickten, wurden sie in ihrem Glauben, daß sie einen Befehl höherer Mächte vernommen hätten, noch mehr bestärkt, bekreuzten sich und flohen, so schnell sie konnten, von dannen. Hildegard wagte

in frommer Scheu nicht, ihre Augen zu dem Eichenbaume zu erheben, von dem ihr die wunderbare Rettung gekommen war und richtete ein brünstiges Dankgebet an die heilige Jungfrau. Da hörte sie ein Rauschen in den Zweigen und auf dem Boden und ehe sie noch umschauen konnte, fühlte sie ihren Arm und ihr Gewand ergriffen und mit Küssen und freudigen Thränen bedeckt. Es war die treue Dienerin, welche Talands Rachsucht entgangen war. Im tiefen Walde nach menschlichen Wohnungen bange umherirrend, hatte sie vor den nahenden rauhen Männerstimmen in dem dichten Laube des Eichenbaums Schutz gesucht und war so durch Fügung des Himmels der Rettungsengel ihrer schuldlosen Gebieterin geworden.

Nachdem Beide in wiederholtem heißem Gebete Ruhe und Vertrauen gefunden hatten, bereiteten sie sich unter der Eiche ein Lager von Blättern und schliefen in süßen Träumen, bis der Morgen von unzähligen Vogelstimmen schmetternd verkündet wurde. Waldbeeren und Kräuter, welche sie in Menge fanden, dienten den beiden Frauen zum Frühmahl und Gottes Hülfe vertrauend, gingen sie hierauf muthigen Herzens weiter in den dichten Wald hinein.

Unterdessen waren die von Taland zum Morde ausgesandten Knappen nach Hofe zurückgekehrt und hatten, in der Furcht, von dem strengen Herrn übel behandelt zu werden, demselben angesagt, daß sie sein Gebot vollzogen hätten, ihm auch zum Beweise ihre noch vom Blute triefenden Schwerdter, mit welchen sie vorher eine Hirschkuh getödtet hatten, vorgezeigt.

Taland lobte und belohnte die Knappen und berichtete dem König, welcher kurz darauf seinen Einzug hielt, daß sein Befehl vollzogen und die schnöde Verrätherin nach Verdienst bestraft sei. In finsterem Trübsinn bezeigte der König durch stummes Kopfnicken seine Zufriedenheit, verlor aber alle Heiterkeit und hatte an nichts mehr Freude.

Als Hildegardis mit ihrer treuen Dienerin mehre Tage lang im Walde herumgeirrt war, fanden sie eine Klausnerhütte,

deren Bewohner, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbarte, ihnen bereitwillig ein kümmerliches Obdach bot. Hier, von der ganzen übrigen Welt abgeschieden, lebten die Frauen eine geraume Zeit und füllten die Stunden des Tages größtentheils mit Gebet und frommen Uebungen aus. Hildegardis benutzte ihre Muße noch besonders, indem sie die Heilkräfte der Pflanzen und Kräuter erforschte, eine Beschäftigung, der sie in früher Jugend schon mit Vorliebe obgelegen hatte und worin sie der alte Klausner mit seinen weisen Belehrungen unterstützte. Auf den Rath des Greises, dem Hildegardis ihren Stand und auch ihr Geschick entdeckt hatte, verließen sie endlich die Klause, um nach Rom zu pilgern; dort, sagte er, würde die unschuldig Verfolgte bei'm heiligen Vater Schutz und, setzte er in feierlich-prophetischem Tone hinzu, Gerechtigkeit finden.

In der nächsten Stadt vertauschten die Frauen ihre Kleidung gegen Pilgeranzüge und wanderten muthigen Herzens nach Rom. Andächtig betraten sie die heilige Stadt, besuchten alle Kirchen und wurden des Segens des heiligen Vaters der Christenheit theilhaftig. Um ihr Leben zu fristen, fing hier Hildegard an, die Kunst auszuüben, welche sie in fröhlicher Jugendzeit in der Stille ihrer Heimathländer erlernt hatte und worin ihr tiefere Kenntniß durch den weisen Waldbruder verschafft worden war. Die Kranken und Gebrechlichen suchte die hohe Frau auf und brachte ihnen Hülfe und Heilung; denen, die kein Kraut und keine Salbe mehr retten mochte, erleichterte sie den Heimgang durch frommen, erbaulichen Zuspruch; dergestalt, daß die ganze Stadt Rom die Tugend und göttliche Kunst der Frau Dolorosa (so hatte sie sich genannt) pries und Alle, die Gebrechen hatten, zu der hohen Dulderin kamen, sich heilen zu lassen und von ihrer frommen Rede getröstet zu werden. Und wie nun nach und nach der Ruf der heiligen Aerztin sich weiter und weiter ausbreitete, hörte auch der Papst Hadrian von ihrem wohlthätigen Wirken und als er einstens in Prozession nach der Kirche zog und die fromme Frau am Eingange niederkniete,

den Saum seines Gewandes zu küssen, ertheilte er ihr vor allem Volke seinen Segen.

So geschah es denn auch, daß Pilger, die von Rom nach Teutschland kamen, an dem Hofe Kaiser Karls von der Frau Doloroſa und ihren wunderbaren Heilungen erzählten.

Mit Begierde hörte solche Mähr der Bruder des Königs, Taland, welcher in einer bösen Krankheit das Augenlicht verloren hatte. Gottes Strafgericht in diesem Verhängniß wol erkennend, hatte der Ritter seine Missethat an der unschuldigen Königin innig bereut, aber in Furcht vor Karls vernichtendem Zorne diesem nichts zu entdecken gewagt und die Vergebung seiner schweren Sünde von der Barmherzigkeit Gottes und der Fürsprache des heiligen Geistes der unschuldig Gemordeten erfleht. Als nun der König Karl beschloß, einen Zug nach Rom zu thun, bat Taland ihn mitzunehmeu, um von der weitgepriesenen Heilkundigen Genesung zu gewinnen, welches ihm der König auch gern bewilligte.

Das Gerücht von des Königs Anzuge verbreitete sich bald in der heiligen Stadt und ward der frommen Dulderin Hildegardis von ihrer getreuen Dienerin alsbald hinterbracht. Mit Herzpochen vernahm sie den Bericht und eine Ahnung sagte ihr, daß sich jetzt des Klausners prophetisches Wort an ihr erfüllen und sie das Ende ihres unverdienten Leidens sehen werde. Mit Inbrunst warf sie sich vor dem Altare der Mutter Gottes nieder und erleichterte, unfähig des Wortes, in heißen Zähren ihre beklommene Brust.

Der König Karl zog in Rom ein, sein Bruder mit ihm. Am selbigen Tage noch beschickte Letzterer die fromme Heilkundige und ließ ihr ansagen, daß er am anderen Morgen zu ihr kommen würde. Hildegardis erwartete ihn beruhigt und gestärkt; und als nun ihr bitterster Feind, mit Blindheit geschlagen, Hülfe suchend, vor ihr stand, sprach sie zu ihm: Bevor ich euch, Herr, im Namen Gottes, seines Sohnes und der heiligen Jungfrau von euren Gebrechen zu heilen unternehme, ist es nöthig, daß ihr euch durch freiwillige

Bekenntniß eurer Sünden und Vergehen entledigt, damit ihr der Gnade Gottes durch meine Hand theilhaftig werden möget. Knieet also nieder, bekennet eure Sünden und thut mir eure Reue kund!

Taland versetzte hierauf: Wol habe ich, heilige Frau, der Sünden mancherlei begangen, als ein schwacher, gebrechlicher Mensch; aber keine drückt mich schwerer als die, so ich an einer reinen und tugendhaften Frau vollführet, welche ich, göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider, verläumdet und elendiglich verderbt habe. So die göttliche Gnade mir diese schwere Sünde verziehe, dürfte ich die Vergebung aller anderen in Gewißheit erhoffen.

Und habt ihr, fuhr die Beichtigerin fort, euer Verbrechen auch dem bekannt gemacht, den ihr nach Gott dadurch am meisten gekränkt und beleidigt habt?

Zögernd antwortete Taland: Ich habe es nicht gewagt, aus Furcht vor harter Strafe; denn der, den ich gekränkt, ist mein Herr. Darauf sagte Hildegard: Des Himmels Zorn ruht schwerer auf dem Sünder, denn irdische Züchtigung; auch kann ich euch nicht heilen, bevor ihr Jenem nicht bekannt habt. Wofern ihr dieses aber thun wollt, öffentlich und unverholen, so will ich für euch bitten, daß euch vergeben werde.

Nach kurzem Bedenken erwiderte darauf Taland entschlossen: Euer Rath, heilige Frau, ist gut, denn es ist besser, daß ich durch irdischen Tod büße, als daß meine ewige Seligkeit verloren gehe. Kommt, ich bitte euch, mit mir und seid Zeuge meiner Bekenntniß und wendet, wenn ihr könnt, meines Herrn Zorn von mir!

Er ließ sich darauf von seinen Dienern vor den König führen, der eben mit dem heiligen Vater einen Zwiesprach hatte, und Hildegardis mit ihrer Dienerin begleiteten ihn. Taland warf sich dem Bruder zu Füßen, während Jene mit der Dienerin an der Thüre stehen blieb, und er bekannte in demüthigen und reuigen Worten seine Missethat.

Sprachlos vor Staunen und Entrüstung hörte Karl den Bericht von dem schnöden Verrathe und seine Hand, die schnelle Dienerin seines Zorns, ergriff das Schwerdt, um den Bösewicht zu strafen; da trat Hildegardis hervor, knieete, den Bedrohten schützend, vor dem Könige nieder und rief aus: Haltet ein, hoher Herr, der Himmel hat schon gerichtet; an euch ist es, zu vergeben! Der König trat, von neuem Staunen ergriffen und seinen Augen, welche ihn das Bild der todtgeglaubten Gemahlin erblicken, seinen Ohren, welche ihn die Stimme derselben vernehmen ließen, mißtrauend zurück; Hildegardis aber ging zu dem Blinden, geleitete ihn zu seinem Sitze und da, nachdem sie ihn bedeutet hatte, sich still zu verhalten und seine Seele Gott zuzuwenden, unternahm sie die unschwere Heilung und gab dem Ritter das Licht der Augen wieder. Das Erste, was er erblickte, war seine Retterin; — und, wie der König erstaunt, ja entsetzt, da er ein Gespenst zu sehen vermeinte, stürzte er zu ihren Füßen nieder, laut ausrufend: Wofern nicht ein trügerischer Schein an die Stelle meiner Blindheit getreten ist, so sehen meine Augen den Geist derer, die ich tödten ließ!

Nicht ihren Geist seht ihr — sie selbst, die Gott von dem Tode gerettet, euch vor der Sünde bewahret und — hier wandte sie sich zu dem in ihre Arme stürzenden Könige — meinem gnädigen Herrn und Gemahl seine treue Gattin erhalten hat!

Der Papst segnete das wiedervereinigte hohe Paar und der König Karl vergab in der Freude seines Herzens seinem reuevollen Bruder; worauf Alle heimzogen nach Teutschland, wohin die Kunde von dem glücklichen und wunderbaren Ereigniß ihnen bereits vorangegangen war. —

Noch lange Jahre erfreute sich der König Karl des Besitzes seiner vielgeliebten Hildegardis und konnte nicht satt werden, von neuem und immer wieder die Geschichte von ihrer Rettung und ihren Wanderungen zu vernehmen,

seine Leichtgläubigkeit zu beklagen und Gott zu danken, der Alles so wohl und zum Heile gelenkt hatte. Auch des Hoffräuleins wurde nicht vergessen, welche das Werkzeug der Rettung ihrer Gebieterin und deren treue Begleiterin in allen ihren Fährten und Nöthen gewesen war. Sie wurde einem hohen Herrn des Reichs vermählt.

Der heilige Willigis.

Unter den teutschen Bischofssitzen nimmt der von Mainz den ersten Rang ein. Wo, angezogen durch die militärische Bedeutung des Ortes, unter Kaiser Augustus Regierung, Drusus ein Kastell anlegte, welches den obern Rhein wie den Main beherrschte, entstand nach den Verheerungen der Völkerwanderung, unter den Söhnen Chlodwigs, des ersten christlichen Königs der Franken, eine Stadt, die bald aufblühte und gerade dieser günstigen Lage die Wichtigkeit dankte, die sie allmählig gewann. Der Apostel der Teutschen, Bonifazius, nachdem er lange Zeit der Bekehrung der heidnischen Bewohner des Landes zwischen Rhein und Weser obgelegen, wurde gegen die Mitte des achten Jahrhunderts auf den mainzer Sitz erhoben und dieser zur Metropole von ganz Teutschland erklärt. Nachdem er unter den Friesen den Martyrertod gefunden (755), folgte ihm Lullus, und das mainzer Erzbisthum gewann immer mehr an Glanz und Ansehen, vornehmlich als Hrabanus Maurus, der an der berühmten Klosterschule zu Fulda als Lehrer gewirkt und dessen Namen hell strahlt unter den großen und frommen Männern der karolingischen Zeit, den Sitz des h. Bonifazius einnahm. Die eigentliche politische Bedeutung aber begründete Erzbischof Hatto der Erste, der von 891 bis 931 dieser Kirche vorstand. Es war die gestörte Zeit der letzten Karolinger. Das ungeheure fränkische Reich, an welches Karl der Große die Kaiserwürde gebracht, war längst in sich zerfallen. Je

tiefer die Macht des Reichsoberhauptes sank, um so höher stieg die der Vasallen. Neben den Herzögen waren besonders die Erzbischöfe mächtig: die drei rheinischen waren Mainz, Köln und Trier. Der Mainzer aber war der erste Prälat in Teutschland. Man nannte Hatto das Herz des Königes: ohne ihn geschah nichts in Kirchen= und Staatssachen. Von seiner Zeit an führen die Erzbischöfe von Mainz den Titel von Reichs=Erzkanzlern in Germanien, wie die von Köln und Trier den von Erzkanzlern in Italien und Francien mit Arelat. Als im Jahre 911, nach dem Aussterben der teutschen Karolinger, Herzog Konrad von Franken zum teutschen Könige gewählt ward, hatte Erzbischof Hatto die vornehmste Stimme dabei gehabt: seinen Nachfolgern blieb das Recht bei der Wahl und sie nahmen unter den Kurfürsten den ersten Platz ein, wie sie denn oft die Entscheidung gaben. Wäre Hatto ein so frommer und braver Mann gewesen, wie er ein kluger war, so würde sein Ruhm ein unendlich größerer sein: aber Ehrgeiz und Staatsklugheit trugen bei ihm den Sieg davon über jede Bedenklichkeit.

Nicht so lebte und wirkte Willigis. Er war geringer Herkunft und von armen Eltern: ein Wagner aus dem Dorfe Stromingen war sein Vater. Durch Lernbegierde aber und Gottesfurcht hatte er sich von Jugend an hervorgethan: er hatte sich große Gelehrsamkeit und Geschäftskenntniß erworben und war, was in jenen Tagen namentlich bei'm Klerus häufig vorkam, wie es denn auch jetzt nicht selten ist, zu den höchsten Aemtern gestiegen. Die glänzende und kräftige sächsische Dynastie herrschte damals in Teutschland. Kaiser Otto I. war der Geistlichkeit hold: religiöse wie politische Rücksichten wirkten dazu bei. Er sah in dem hohen Klerus Verbündete gegen die wachsende Macht und die Ansprüche der weltlichen Vasallen, weshalb er auch, wo es anging, die Bischofssitze mit solchen Männern zu besetzen suchte, die ihm ergeben waren. Willigis war Kaplan an seinem Hofe gewesen und hatte an der Leitung der Erziehung seines Sohnes Theil genommen. Als nun der Kaiser starb: war es natürlich,

daß dieser unter dem Nachfolger bedeutenden Einfluß hatte. Unter Otto's II. Regierung geschah es, daß er im Jahre 975 zum Erzbischof erwählt wurde. Schon acht Jahre darauf starb der Kaiser und es war vornehmlich Willigis Ansehen und Standhaftigkeit, welche die Nachfolge dessen Sohne bewahrte, der nun auf dem Scheitel schon Kronen trug als Kind. Es folgte eine lange Periode der Minderjährigkeit und Regentschaft, die namentlich durch Frauen und durch die rheinischen Erzbischöfe geführt ward. Denn es war in Wahrheit die Epoche ausgezeichneter Frauen. Da lebten noch Otto's des Großen Gemahlin und Schwester, jene Adelheid, die sich unter so romantischen Umständen mit ihm verbunden und auf seine italienischen Züge so vielen Einfluß gehabt hatte, und Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg; neben ihnen Theofania, des jungen Königs Mutter, jene griechische Prinzessin, welche, wenn sie wie im Triumphe die rheinischen Städte durchzog, durch Schönheit, Anmuth und Pracht gleich einer Göttin erschien, welche des Morgenlandes Glanz und Kultur nach dem rauhen Teutschland verpflanzte; Kunigunde endlich, die Luxemburgerin, des nachmaligen Kaisers Heinrich II. edle und reine Gemahlin, welche das teutsche Volk als seine Schutzheilige verehrte. Alle diese hatten Antheil an der Leitung des Reiches.

Auch den dritten Otto sah Willigis in's Grab legen. Frühe schon hat die Sage die Geschichte des jungen Kaisers umgestaltet und noch erzählen die Römer dem, welcher den Riesenbau der Engelsburg betrachtet, wie Otto dort den Konsul Crescentius, der sich gegen ihn aufgelehnt und die Herrschaft über die Stadt an sich zu reißen getrachtet, belagert, ihn der Zusage zuwider hinrichten lassen, und wie Stefania, des Konsuls Wittwe, an dem in Liebe zu ihr entbrannten Kaiser den Gatten durch Gift gerächt habe. So ward Wahres mit Erdichtetem vermischt. Als aber Otto's sterbliche Reste nach langer Wanderung Ruhe gefunden hatten im Münster zu Aachen, nahe bei denen Karls des Großen, dachten die Fürsten daran, den Kaiserthron von neuem zu

besetzen. Ihre Wahl fiel auf den einzig noch übrig gebliebenen Sproß des sächsischen Hauses, Herzog Heinrich von Baiern, den Gemahl Kunigundens. Mehr denn ein Anderer, war Erzbischof Willigis, treu seiner Anhänglichkeit an das Haus, dem er seine Größe verdankte, bei der Wahl und Krönung thätig und verhinderte namentlich das Vordringen Herzog Hermanns von Schwaben, der Ansprüche machte auf die oberste Würde und mit einem starken Heere, das Land verwüstend, Worms bedrohte, wo die Wahl vorgenommen ward. Auch bald darauf, als mehre Fürsten, die sich in ihren Erwartungen durch den neuen Kaiser getäuscht fanden, sich empörten und unterlagen, hatte Willigis die schönste Gelegenheit das Mittleramt zu üben und that es mit Eifer und gleich großem Erfolge.

Die Zeit, welche Staats-Angelegenheiten frei ließen, benutzte der Erzbischof auf's wirksamste zum Besten der Braut, die Gott ihm anvertraut, seiner Kirche. Mehr denn irgend einer seiner Vorgänger hat er für sie gethan und ihr genutzt, sei es, daß wir auf die innere Verfassung blicken, oder auf ihre würdige Ausstattung und Bereicherung. Denn die mainzer Kirche, welcher eine Menge anderer Bischoffitze wie große Abteien, unter andern das berühmte und mächtige Lorch an der Bergstraße, untergeben waren, hatte damals schon zahlreiche Güter, welche nachmals noch durch Schenkungen und Erwerbungen bedeutend sich mehrten. In gleicher Weise wuchsen Macht und Ansehen des Domkapitels, welches das Recht, den Erzbischof zu wählen, allmählig für sich allein in Anspruch nahm und dessen Mitglieder, wenn auch nicht zu Willigis Zeiten, doch in spätern, beinahe ausschließlich dem rheinischen, zum Theil dem hohen Adel angehörten. Denn außerdem, daß die Kapitels-Pfründen, namentlich die höhern Würden unter denselben, jene des Propstes, Dechanten, Scholasters, Kantors u. s. w. mit reichlichem Einkommen verbunden waren, veranlaßte auch die Aussicht, auf einen so mächtigen Fürstensitz, wie der Mainzer war, erhoben zu werden, viele junge Männer aus großen Familien zum

Eintritt. Daß dies schon unter Willigis der Fall war, zeigt eine Geschichte, die von ihm berichtet wird. Die Adeligen im Stifte ertrugen es ungerne, sich beherrschen zu lassen von Einem, der in so niederem Stande geboren war. Da zischelten sie viel über ihres Erzbischofs Herkunft und zeichneten mit Kreide Räder an die Wand, diese zu verspotten. Als Willigis dies bemerkte, ließ er einen Maler rufen und hieß ihn, in dem Gemache, wo er täglich zu Tische saß, ein Rad abkonterfeien und darunter setzen die Worte: Willigis! Willigis! Denk' woher du kommen sis! Da verstummten die Spötter und ließen Zischeln und Zeichnen sein. Und jeder Bischof, der dem frommen und verständigen Willigis nachfolgte, nahm das rothe Rad in weißem Felde in sein Wappen auf, und es ist seitdem des mainzer Erzstifts Wahrzeichen geblieben.

Während Willigis für die innere wie äußere Gestaltung seines Sprengels so gut sorgte, verwandte er nebenbei auf Bauten, die ihm nothwendig erschienen, nicht wenig Zeit und Geld. Von ihm stammt die Brücke über den Main bei Aschaffenburg, die über die Nahe bei Bingen. Auch für die Stadt that er viel. Er begann den Bau des Doms, in welchem schon, ehe er eingeweiht ward, Feuer ausbrach: ein üble Vorbedeutung, die sich leider bewährt hat, indem keine Kirche am Rhein so viel von Feuersbrünsten zu leiden, so viele Umgestaltungen erfahren hat. Aber auch heutigen Tages ist sie eine imposante und schöne Kirche und die langen Reihen der zum Theil als Kunstwerke ausgezeichneten, oder geschichtlich merkwürdigen Grabmonumente der Kurfürsten und hohen Würdenträger mit ihren vielen Wappenschildern erinnern an die Zeit, wo das Haupt dieser Kirche Teutschlands erster Erzbischof war, Metropolit über Prag, Augsburg, Würzburg, Bamberg, die Bisthümer des Oberrheins bis nach der Schweiz und dem Elsaß, wie über mehre in Westpfahlen, Landesherr des bedeutendsten Theils des Rheingaues, des Nah- und Maingaues und bedeutender Besitzungen in Thüringen, Hessen, Sachsen, des Reiches Kurfürst und Erzkanzler.

Auch die Stephanskirche baute Willigis neu: in ihr liegt er begraben und jährlich an seinem Feste trägt der Priester ein Meßgewand, welches er im Sarge umgehabt haben soll, nachdem er, hochbejahrt und an Verdiensten reich, im Jahre 1011 entschlummert war.

Die alten Zeiten sind für Mainz nicht mehr. Aber für das, was die Stadt eingebüßt, seit sie nicht länger Fürstensitz geblieben, hat sie Ersatz gefunden in gemehrter Thätigkeit und dem Antheil an dem regen Leben, wozu sie berufen ist durch ihre überaus günstige Lage. Während die alten Erinnerungen fortleben in zahlreichen ältern Gebäuden, von dem Eichelsteine an, der uns die Zeit der Römer-Heerzüge zurückruft, bis zu dem vormaligen Schlosse der Kurfürsten, hat die Stadt durch mannigfache Verschönerungen ein freundliches Aussehn gewonnen, und während sie ihrem großen Bürger, Johann Gensfleisch zum Guttenberg, ein würdiges Denkmal errichtet hat, ist am Ufer des Rheins Haus neben Haus entstanden, ein Mainz des neunzehnten Jahrhunderts, und die schönsten Gasthöfe laden um die Wette den Fremden ein, welchen Dampfschiff oder Eisenbahn dahingeführt haben.

Adolf von Nassau und Imagina.

Ein grauser Krieg durchtobte das schöne waldreiche thüringer Land. Die wohlthätige Ruhe, welcher Teutschland sich unter Rudolfs von Habsburg kräftiger Regierung, leider nur auf zu kurze Zeit, erfreut hatte, war mit ihm verschwunden; der Graf von Nassau, welchen die Wähler des Reichs ihm zum Nachfolger gegeben, hielt, seines entschlossenen Charakters und persönlichen Muthes ungeachtet, die Zügel nur mit unsicherer Hand und sein zu sichtbares Bestreben, die geringe Macht seines Stammhauses zu vermehren, schadete seinem Ansehn mehr, als die zahlreichen Feinde, die er sich schon gemacht und die sich um Albrecht von Oesterreich, Kaiser Rudolfs Sohn, schaarten, der im Nassauer nur den Räuber der Reichskrone sah, von welcher er geglaubt hatte, sie könne ihm selbst nicht entgehn.

Eine willkommene Veranlassung hatte sich dem Könige dargeboten, seine eignen Besitzungen zu vergrößern. In Meißen und Thüringen herrschte Landgraf Albrecht, den man den Ausgearteten nannte, wegen seines unnatürlichen Betragens gegen seine Gemahlin, die hohenstaufische Margarethe und gegen seine Kinder, Friedrich und Dietzmann, deren traurige Schicksale so oft wiedererzählt worden sind. Dieser, um seine eignen Söhne zu enterben, verkaufte auf dem nürnberger Reichstage sein Land dem Könige für die Summe von 12,000 Mark Silbers. Ob ein Recht für Adolf sprach, mag unerörtert bleiben: daß er weder klug handelte noch

edel, bewies der Eindruck, den die Verhandlung hervorbrachte, wie der Ausgang. Die jungen Landgrafen setzten seinem Vorrücken Widerstand entgegen, aber vergebens. Eisenach, die in einer romantischen Gegend zwischen Waldungen von Eichen und Tannen gelegene Stadt, auf welche der alte Fürstensitz, die Wartburg, von herrschender Höhe herabschaut, wurde erobert; viele Grausamkeiten wurden begangen, die Einwohner geplündert, die Dorfschaften verwüstet.

Es traf sich nun, daß, als das königliche Heer vor Freiburg in Osterland lagerte, Adolph einen Streifzug begleiten wollte, den er zur Erforschung der Gegend aussandte. Schaaren landgräflichen Kriegsvolks, durch bewaffnete Bauern verstärkt, ließen sich hie und da blicken; auf eine solche stieß der König mit den Seinigen. Das Gefecht währte nicht lange und die Landgräflichen wichen, aber Adolf wurde am Arme hart verwundet. Zum Lager zurückzukehren, hätte zu großen Verzug gebracht: man mußte sich also nach einer einstweiligen Ruhestätte umsehn. Ausgesandte Reiter kehrten mit der Nachricht zurück, daß nicht weit von da, am Eingange der Waldung, ein Kloster liege. Dahin beschloß man zu ziehen. Bald gelangte man an's äußere Thor: es war ein Nonnenstift und den Ankommenden wurde der Eintritt versagt. Nur nach langen Vorstellungen ließ man den Verwundeten mit einem seiner Begleiter ein; ein Theil der Reisigen lagerte in der Nähe, während die Andern in's Lager zurückritten, um Kunde vom Geschehenen zu geben.

Mehre Wochen waren vorübergegangen, während deren Adolf die freundlichste Pflege im Kloster fand. Die Wunde war ernsthafter, als es anfangs schien; die Ungeduld des Königs, zu den Seinen zurückzukehren und die angeborne Heftigkeit seines Charakters vermehrten das Fieber, in welchem er die ersten Tage über lag. In den halbwachen Träumen, welche ihn quälten, war es ihm oft, als stehe, während Geräusch des Kampfes ihn zu umtoben oder abwechselnd Stille des Grabes zu umgeben schien, ein schützender Engel ihm zur Seite, seine Leiden lindernd, die Schweiß-

tropfen der Angst und der fieberhaften Anstrengung abtrocknend auf seiner Stirne. Als er wieder zum Bewußtsein kam und die Augen aufschlug, da sah er ein junges Mädchen neben seinem Lager: die Kleidung kündigte sie als eine Novize an. Sie war sein Engel gewesen: sie hatte bei ihm gewacht und gebetet und seine brennenden Lippen gekühlt mit wohlthätigem Tranke.

Nun genas der König schnell. Seine kräftige Natur trug bald den Sieg davon über die nach der Krankheit zurückgebliebene Mattigkeit und nach einigen Tagen fühlte er sich im Stande zurückzukehren zu dem Heere. Aber wenn die im Kampf erhaltene Wunde ihn nicht mehr schmerzte, so that es eine Wunde im Herzen. Und er litt nicht allein. Die, welche ihn so treu gepflegt, die junge Imagina schauderte bei dem Gedanken, daß irdische Liebe ihre Brust erfülle, die der himmlischen nur sich weihen sollte — und besaß doch nicht Kraft genug, ihre Leidenschaft zu besiegen.

In diesem heftigen Kampfe der Empfindungen wünschte sie den Augenblick herbei, wo Adolf scheiden mußte und doch zitterte sie, wenn sie an diesen Augenblick dachte. Dem Könige konnte nicht verborgen bleiben, was vorging im Herzen der Jungfrau. Endlich machte er sie mit dem Zustand seines eignen Innern bekannt; er bat sie, ihn nicht zu verlassen, da es ihm unmöglich sein würde ohne sie zu leben; er schlug ihr vor mit ihm zu fliehen. Anfangs sträubte sich heftig ihr Pflichtgefühl, aber ihre Schwäche gab endlich der Stimme der Verlockung Gehör. Während der Nacht, die dem zu Adolfs Abreise bestimmten Tage voranging, lag sie auf den Knieen vor dem Altar der Klosterkirche, weinend und betend; die stille Hoffnung, welche sie nährte, der Schutzengel dessen werden zu können, den sie liebte, Gutes zu wirken durch seinen Einfluß, beschwichtigte unvollkommen die anklagende Stimme ihres Gewissens.

Am folgenden Tage zog der König ab. Bis gegen Abend harrte er, hinter seinen Begleitern zurückbleibend, in der Nähe des Klosters. Als es dunkel geworden war, zeigte sich

Imagina an der Pforte: ein Mantel verhüllte sie. Adolf hob sie auf einen bereitgehaltenen Zelter und rasch ging's nach dem Lager hin. Ohne bemerkt zu werden, blieb Imagina, nachdem sie ihre Kleidung gegen Männertracht vertauscht, in einem Zelte: nur ein Vertrauter des Königs wußte um das Geheimniß. Nicht lange darauf glaubte Adolf das Land verlassen zu können, welches nun, so wenig auch die Herzen der Bewohner ihm gehörten, größtentheils in seine Gewalt gegeben war, und zog dem heimischen Rheine zu.

Nicht weit von dem heilspendenden Schwalbach in den Taunusbergen, liegt am Ufer der Aar, welche sich durch eine felsige Gegend ihren Weg bahnt, ein von wenigen Familien, nur Landleuten, bewohntes Dörfchen, bei welchem die spärlichen Trümmer einer alten Burg sich erheben. Noch in unsern Tagen hat Adolfseck den Namen seines Erbauers bewahrt. Hier, in diesem abgelegenen, stillen Winkel, wohin das Geräusch der Welt nicht draug, barg der Nassauer die Entführte; hier genoß er in den Stunden, welche sein unruhiges, bewegtes Leben, seine fast anhaltenden Kriege ihm freiließen, an ihrer Seite des Glückes der Liebe. Aber bei Imagina drängte sich stets wie ein finstrer Schatten zwischen den ruhigen Genuß der Gegenwart und die Aussicht in die Zukunft die bange Ahnung, daß die Schuld, die sie auf sich geladen, hier noch ihre Strafe finden werde. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß Adolf immer ernster und düstrer wurde, daß die Zuversicht, mit welcher er sonst der Zukunft entgegensah, sich allmählig verlor. Seine Abwesenheit von der Burg fand immer häufiger und länger Statt; seine Zuneigung blieb warm und herzlich wie ehemals, aber es hatte sich etwas Wehmüthiges darin gemischt, das seinem feurigen Charakter und seinem entschlossenen Wesen fremde war.

Als er eines Tages wieder zu dem Schlosse zurückkehrte, konnte er der harrenden Geliebten die Wahrheit nicht mehr verbergen. Ein unheildrohendes Gewitter hatte sich über seinem Haupte zusammengezogen. Die Kurfürsten, dazu ver-

mocht durch mancherlei Ränke und Versprechungen, überdies sich getäuscht sehend in der Hoffnung, die sie gehegt hatten, im Grafen von Nassau ein willenloses Werkzeug zur Ausführung eigner Pläne zu erhalten, hatten auf dem Fürstentag zu Mainz den König Adolf abgesetzt und seinem ärgsten Gegner, dem Herzog von Oesterreich, die ihm entrissene Krone zugesprochen. Nichtig und ungerecht war die Mehrzahl der gegen den Nassauer erhobenen Anklagen. Aber er war nicht der Mann, sich ruhig zu fügen in die ihm angethane Schmach, wobei seine Ehre nicht nur, sondern sein Dasein auch auf dem Spiele stand. Sein Anhang in Teutschland war immer noch zahlreich genug, um den Feinden die Spitze bieten zu können. Der Krieg begann mit kleinen Gefechten, bald dem Einen, bald dem Andern Gewinn bringend oder Verlust. Die feindlichen Heeresmassen hatten sich dem Rheine genähert und eine entscheidende Schlacht stand bevor.

Die Besorgniß um Adolf, welche den Busen Imagina's erfüllte, litt sie nicht mehr auf ihrer stillen Burg. Sie wollte sich in den Stunden der Gefahr nicht von dem trennen, welcher ihr Alles war auf der Erde. Weinend schied sie von Adolfseck: es schien ihr, als lasse sie ihr ganzes Glück in seinen verödeten Gemächern. Fünf Stunden vom alten Worms erstreckt sich die Ebene von Gelnheim, wo der Blick eine große Strecke Landes umfaßt, durch welche der Rhein strömt und welche zur Rechten von der Kette des Hardtgebirges begrenzt wird. Hier stießen die Heere aufeinander. In dem bei Gelnheim gelegenen Kloster Rosenthal harrte Imagina des Ausganges. Die bängsten Besorgnisse erfüllten ihre Brust; sie hatte nicht Rast nicht Ruhe, kaum behielt sie Fassung genug, um im Gebete das Leben und den Sieg des Geliebten dem Herrn anzuempfehlen. So ging der Tag vorüber, als gegen Abend das Gerücht von der Niederlage des Königs sich verbreitete. In grenzenloser Verzweiflung stürzte Imagina hinaus; das Gewühl nicht achtend, durchirrte sie das mit Leichen besäete Schlachtfeld, Adolfs Namen rufend. Ueberall war Entsetzen, Flucht, Plünderung. Ein Häuflein

Krieger hatte sich gesammelt, wo neben einem Eichbaum mehre Gefallene nahe beieinander am Boden lagen — mit einem Schrei des Entsetzens warf die Unglückliche sich über einen der Todten hin.

Es waren die blutigen, verstümmelten Reste Adolfs von Nassau, die sie, selbst eine Leiche, mit ihren Armen umschlang.

Der Kurfürst von Mainz, welcher das Hauptwerkzeug zum Verderben des Königs gewesen war, dem aber sein eigenes widriges Schicksal sich vorzuspiegeln schien im Augenblick, wo er Jenen durch Albrechts Hand fallen sah, ließ den Leichnam im Kloster Rosenthal beerdigen, da man ihm die Aufnahme in die Kaisergruft zu Speier versagte. Auf der Stelle, wo er gefallen, erinnern ein Kreuz und eine Inschrift an seinen blutigen Ausgang. Von ihm reden auch die Trümmer Adolfsecks, welches der unversöhnliche Albrecht bald nach der Gelnheimer Schlacht schonungslos durch seine Rotten zerstören ließ. Was aber die Gegenwart, dem Hasse hingegeben, verweigerte, hat die Nachwelt vollbracht und der wiederhergestellte, glänzenden Schmuckes von königlicher Hand harrende Kaiserdom sah in unsern Tagen dem Nassauer durch einen seiner Nachkommen ein würdiges Monument errichten.

Eppstein.

Heilspendende Brunnen entsprudeln den anmuthigen Thälern des Taunus, an Erinnerungen reiche Burgen blicken von seinen bewaldeten Höhen, die, fruchtbare Saatfelder an ihrem Fuße, wie eine Kette von kostbaren in Gold gefaßten Smaragden das schöne Land umschließen, welches auf dem rechten Ufer des Mains sich dahinzieht. Mächtige und angesehene Geschlechter wohnten hier nebeneinander, wo Falkenstein, Königstein, Eppstein, Sonnenberg, Hohenstein liegen, wo der Altking und der Feldberg, an die Begebnisse altfränkischer Geschichte mahnend und an die austrasische Königin Brunhild, ihre stolzen Häupter über die nachbarlichen Berge hervorstrecken.

Wo jetzt, von Thal und Hügel eingeschlossen, in der sogenannten nassauischen Schweiz, das Dorf Eppstein liegt, mit dem hohen Thurme und den starken Mauern seines Schlosses, welches der Stammsitz weitgebietender und vielverschwägerter Herren war, deren Geschlecht dem mainzer Erzstift mehr denn einen Hirten gab: in diesen nun stillen Gegenden wohnte einst ein ungeschlachter Riese. Auf seine Körperstärke trotzend, wollte er Keinem gestatten, im Thale sich anzusiedeln: mehr aber noch, als des Ackerbauers niedere Hütte, war ihm die Burg des Edlen zuwider und hätte es an ihm gelegen, so würde kein Mauerring sich erhoben haben auf den Höhen des Taunus. Da geschah es einmal, daß er

das Land verlassen mußte, um einigen Brüdern im Elsaß zu helfen, welche Mühe hatten, sich zu erwehren der Angriffe der schwachen, aber durch ihre Zahl und Gewandtheit überwiegenden gewöhnlichen Menschenkinder. Kaum war der strenge Hüter von Aue und Wald fort, so steckte in der Umgebung Alles die Köpfe zu den Fenstern hinaus und lugte rechts und links und nachdem die Leute sich überzeugt hatten, daß das Ungethüm wirklich verschwunden, bekamen sie Alle viel Muth und nachdem sie tief Athem geschöpft, beschlossen sie sich den Umstand zunutze zu machen und ohne langen Prozeß sich zu theilen in die liegende Erbschaft. Als sie damit im Gange waren und es schon manchen Zank und Hader abgesetzt hatte, indem Keiner des Andern Ansprüche gelten lassen wollte, Ansprüche, von denen nichts verlautet zur Zeit der Riesenherrschaft: traf es sich, daß ein junger Rittersmann in das Thal kam. Diesen wählte die uneinige Gemeinde zum Schiedsrichter und er verwaltete sein Amt, trotz seines nur unscheinbaren Bartes, so gut, daß nach zwei Tagen alle Zwistigkeiten beigelegt waren und er selbst, zu seiner eigenen Verwunderung, sich im Besitze des mit frischem Grün bedeckten Hügels fand, der sich sanft aufsteigend aus der Niederung erhebt.

Eppo, so hieß der Jüngling, begriff sehr wohl seine Stellung und seine Pflichten. Sein Säckel war ziemlich leer, aber durch Feinheit und Beredtsamkeit wußte er zu ersetzen, was ihm hier abging. Das Landvolk lernte bald einsehen, daß es nichts Besseres thun könne, als dem Ankömmling bei'm Bau einer Burg helfen, die mit denen der Nachbarn wetteifern würde. Wie schön mußte sie sich mit ihren Zinnen zwischen den dichten Waldungen ausnehmen! Welchen Schutz konnte sie dem ganzen Lande bieten, wenn es dem Riesen einmal wieder einfiel, seine verlassenen Besitzungen zu besuchen! Die Wahrheit aber war, daß der Ritter, welcher gerade diesen letztern Grund am meisten hervorzuheben sich bemühte, wenig im Ernste des Riesen gedachte, während die Bewohner des Thales ihrer Sache noch

keineswegs gewiß waren. Es war nun eine rechte Luſt, das rege Treiben und die freudige Bewegung unter dem Völklein zu ſehen. Wäre Herr Eppo ein mächtiger Fürſt geweſen und hätte er über den Frohndienſt Tauſender und den Arm geſchickter Werkleute verfügt, der Burgbau hätte doch kaum raſcher vorſchreiten können. Die Mauern ſchienen aus dem Boden zu wachſen — die guten Landleute vergaßen ihre eignen Wohnungen drüber und wenn ja einmal ein Vorüberziehender nach dem Grund dieſer außerordentlichen Thätigkeit ſich erkundigte, ſo erhielt er die Antwort: zu ihrer Aller und des Landes Wohl werde das Schloß gebaut.

Eppo lachte in's Fäuſtchen. Schon war das untere Geſchoß fertig und während einer ſchönen Sommernacht hatte er ſogar beſchloſſen, die wenigen Stunden der Dunkelheit oben zuzubringen. Zwar war noch kein ritterliches Gemach eingerichtet — aber was that's, der Gedanke, daß er auf ſeinem Eigenthum ruhe, ließ ihn ſelbſt die harte Bank weich finden. So lag er bei'm Frühlicht noch im tiefſten Schlafe in einem Winkel, als er plötzlich durch ein tolles Getöſe geweckt ward, das ſich über ſeinem Kopf und auf allen Seiten vernehmen ließ. Erſchrocken erhob er ſich vom Lager und traute noch ſeinen Sinnen nicht. Balken und Pfoſten ſchienen mit Gewalt zuſammenzuſtürzen, die Erde erbebte unter den ſchweren Stößen. Und dabei ließ ſich ein Gebrülle vernehmen, das dem eines Jochs wüthender Stiere glich. Eppo'n fehlte zwar auch eben der Muth nicht, aber er hielt es doch für beſſer, ſich für's erſte in Sicherheit zu bringen, da er jeden Augenblick fürchten mußte, die Wölbung werde über ihm einfallen. Und er hatte auch keine Zeit zu verlieren — kaum war er durch eine Fenſteröffnung in's Freie geſprungen, ſo ſtürzte ein Theil des Baues mit donnerähnlichem Gekrach zuſammen und mitten in den Trümmern ſtand der aus der Fremde heimgekehrte alte Rieſe mit wilder Geberde ſeine Keule ſchwingend und des erſchrockenen Volkes ſpottend, das ſich in tödtlicher Angſt in der

Ferne hielt und dem Werk der Zerstörung zusah, ohne helfen zu können.

Kein Tag war vergangen und statt des schönen Baues war nur ein wüster Steinhaufen auf dem Hügel zu sehen. In diesem schlug der Riese sein Hauptquartier auf und belästigte und ängstigte auf alle Weise die Umgegend. Wie sehnten sich da die Bewohner nach den vergangenen Tagen! Eppo schien eine Zeitlang in Sinnen verloren, dann verließ er das Thal, aber nicht ohne das Versprechen zu geben, er werde bald zurückkehren. Die Landleute schienen seiner Rede wenig Glauben beizumessen und als mehre Wochen vergingen, ohne daß sie die geringste Kunde vernahmen, begannen sie sich in ihr Schicksal zu fügen und nahmen sich vor den Gast zu vergessen. Doch siehe, eines Morgens erschien er wieder in den Hütten, wo er mit einem Jubel empfangen ward, der zehnmal lauter gewesen wäre, hätte die Furcht vor der Riesenpolizei ihn nicht gedämpft. Mit ihm kamen ein halb Dutzend Gesellen, welche schwere Säcke auf Maulthieren mitschleppten. Was in diesen enthalten sei, wollte der Ritter nicht sagen und empfahl seinen Freunden die strengste Verschwiegenheit über sein Kommen an. Zugleich erkundigte er sich, wann und auf wie lange der Riese sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte und nachdem er vernommen, daß gerade jetzt die Zeit desselben und es bei der heißen Jahreszeit nicht allzukurz wäre, begab er sich, von seinen Gefährten begleitet, in größter Stille nach der zerstörten Burg.

Eppo wußte nicht, sollte er weinen, sollte er sich freuen, als er die Stätte wiedersah. In einiger Entfernung schon vernahm er das laute Schnarchen des Usurpators, wofür er den Riesen zu erklären keinen Anstand nahm, und mit Mühe gelang es ihm, seine Begleiter bei dieser Musik, welche den langgezogenen Tönen eines enormen Dudelsacks glich, vor dem Reißausnehmen zu bewahren. Wäre die Zeit nicht so sehr nöthig gewesen zum Handeln, so würde er dem Haufen wahrscheinlich eine Vorlesung über die

Rechtsverletzung von Seiten des Schläfers gehalten haben. Dieser lag in der Vertiefung, welche sich zwischen den noch übriggebliebenen Mauerresten gebildet hatte; einige Ellen groben Segeltuchs dienten seinem Gesichte zum Schutz vor der sengenden Hitze einer Juli-Sonne. Durch Zeichen ertheilte Eppo, der mit einigen der Seinen die Mauern erstiegen, während die übrigen unten blieben, seine Befehle: in einem Nu wurden die Säcke geöffnet, eine Menge von Eisenringen herausgenommen und in größter Geschwindigkeit zusammengefügt. Alles ging glücklich von Statten: im Augenblick, wo der Riese zusammenzuckend die Augen aufschlug, lag auch schon das schwere Netz über ihm und war auf allen Seiten wohlbefestigt. Eppo aber stand auf der Mauer und lachte noch toller über den Gefesselten, als dieser sich einst über ihn, den Fliehenden, lustig gemacht hatte. Das Hüfthorn des Ritters rief bald alle umwohnenden Landleute herbei und mit Verwunderung und Freude erblickten diese ihren schlimmen Feind, der ohnmächtig unter den ihn enge umschließenden eisernen Banden tobte und schäumte und einen Strom der grauenvollsten Verwünschungen ausstieß. Aber Niemand kehrte sich daran und nachdem die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, gingen die Meisten nach Hause. Am anderen Morgen schon brachten die Wächter die Nachricht, der Gefangene habe sich im Grimme den Schädel an der Steinwand zerstoßen. —

Der Bau des Schlosses wurde nun wieder begonnen und bald stand es da, fest und stattlich wie irgend eines. Von seinem ersten Besitzer erhielt es den Namen Eppstein und um kommenden Geschlechtern zu zeigen, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, wurden des Riesen Gebeine über dem großen Thore angeschmiedet. Dort dienen sie noch als Wahrzeichen. — Ob nun die Hoffnungen des Landvolks in Erfüllung gingen und Eppo ein dankbarer und gütiger Herr und Beschützer war, davon schweigt die Geschichte. Aber ihre Jahrbücher erzählen, daß die Herren von Eppstein reich

und mächtig wurden und eine wichtige Rolle spielten bei den wechselvollen Ereignißen des teutschen Kaiserreiches, bis sie im sechszehnten Jahrhundert ausstarben. Die Burg ist verödet, aber in der Kirche des Oertchens finden sich noch manche Grabsteine der alten Besitzer.

Eginhard und Emma.

Das war eine gute, große und in ihren Folgen beglückende Zeit, da der große Karl Hof hielt zu Ingelheim auf der hohen Kaiserburg. Vierzehn Kinder standen ihm zur Seite, die köstlichste Zierde der kaiserlichen Habe. Des Vaters Auge aber ruhte mit besonderm Wohlgefallen auf der jüngsten Tochter, Emma oder Imma (die Biene, so nennt sie die Sage), die nicht nur in allen häuslichen Tugenden von besonderer Tüchtigkeit war, sondern auch mit großem Eifer jede Gelegenheit benutzte, um ihren Geist durch die damals noch so wenig gepflegten Wissenschaften zu bereichern. Dabei war sie so tadellosen Leibes, daß — wenn das Christenthum nicht schon in voller Blüthe gestanden — man wohl geglaubt haben würde, es wäre die Göttin Venus noch einmal vom Olymp herabgestiegen, um die Sterblichen zu unbedingter Anbetung zu zwingen. Den Kaiser aber erfreute beides gar sehr: ihr verständiges Gespräch im Kreise der Hausgenossen und ihr anmuthiges Wesen in Webekammer und Küche, wo sie sorgsam Alles ordnete und auch Hand mit anlegte, besonders wenn es galt den Gaumen ihres Herrn und Vaters zu befriedigen, dem sie namentlich ein Gericht von Rehfleisch schmackhaft zu bereiten und zu würzen verstand, daß keine Andere es ihm zu Dank machen konnte. Wenn der Kaiser sie so in Küche und Keller schalten und schaffen sah, pflegte er sie wol mit dem väterlichen Liebesnamen meine Imme zu nennen.

Aber Emma war noch weit geschäftiger, als der gute, obwol gestrenge Vater es ahnen mochte. Nicht nur am Tage war ihr Fleiß unermüdlich, auch zur Nachtzeit pflegte sie nichts des Schlafes, sondern viel süßerer Freuden. Unter des Kaisers Räthen befand sich Einer, der viel schöner und anmuthiger, auch viel jünger war als alle Uebrigen und dennoch der Gelehrteste und Verständigste des ganzen Rathes, bis auf einen einzigen Punkt, an welchem denn freilich seine ganze Weisheit scheiterte. Und dieser Punkt war die zärtlichste Liebe für Emma, die von der schönen Jungfrau in nicht geringerem Grade erwidert ward.

Nun war aber, trotz der großen Leutseligkeit des Kaisers, doch ein allzuweiter Abstand zwischen der jüngsten seiner Töchter und dem jüngsten seiner Räthe, so daß es zur Tageszeit dem liebenden Paare unmöglich war, sich anders als vom Zwange der Hofsitte umgeben zu sehen, während es doch auch in keiner Weise räthlich schien, auch nur den Versuch zu machen, den Kaiser für die Wünsche der jugendlichen Herzen zu stimmen.

Dieser Umstand ward aber den Liebenden bald so lästig, daß sie sich entschlossen, die stille Nacht zum Arzt des Tages zu machen und es ihr zu überlassen, ihren duftigen Thau dahin zu gießen, wo die Sonne allzustark gesengt hatte, oder Gedanken an das sanfte Mondlicht zu locken, die des Tages zu heller Schein zurückschreckte. Und siehe da, in Emma's Kämmerlein, zu dem sie ihrem Eginhard heimlich den Eingang gestattete, da schwand im matten Silberlicht der Sterne der Unterschied zwischen des Kaisers Tochter und seinem Diener.

Doch auch in der Stille der Nacht und von allen Zeugen entfernt, blieb ihre Liebe rein und keusch und sie sündigten nicht gegen Gott, nur gegen die Sitte der Menschen.

Manche Sommernacht wurde in dieser süßen Stille am offnen Fenster verplaudert und meist erzählten sich die Liebenden Dinge, die der ganze versammelte Hof des Kaisers ohne Anstoß hätte anhören können. Sogar die Gegenstände, in

denen Eginhard Emma unterrichtete, wurden hier verhandelt; es war ihnen nur darum zu thun, sich ohne Zwang aneinander erquicken zu dürfen. Oft auch trat eine heilige Stille ein, Emma sah in das schweigende Dunkel voll leuchtender Sterne und hing an der Erde nur durch die Hand, die Eginhard hielt, die wiederum mit dem Himmel durch den Blick zusammenhing, den er auf ihr Auge heftete. Als die Herbstnebel mit der höher schwellenden Fluth des Rheinstroms heranzogen und das Fenster geschlossen werden mußte, da gedachten sie wol öfter der düstern Weltverhältnisse, die ihre reine Liebe verdunkeln wollten, und sie schlossen sich noch enger aneinander, wärmer und fester.

Endlich fingen die Novemberstürme an zu toben; Emma hüllte sich in schützende Gewänder, während Eginhard vor der Wärme seines glühenden Herzens keine Kälte verspürte. Wieder hatten sie die lange Nacht, versenkt in Liebesträume, im Kämmerlein gesessen, da verkündete die Sanduhr, daß es für Eginhard an der Zeit sei, in sein Gemach zurückzukehren, das jenseits des Schloßhofes lag.

Emma geleitete ihn bis an die äußere Pforte. Als sie diese leise geöffnet, da fuhren Beide erschrocken zurück: der ganze weite Raum, den Eginhard durchschreiten mußte, war mit frisch gefallenem Schnee bedeckt.

Ach! wie war nun guter Rath theuer! Denn daß Mannestritte, von der Schwelle des jungfräulichen Gemaches über den Hof führend, gesehen würden, das konnte Emma nimmermehr gestatten und weder vor dem Gerede der Menschen verantworten, noch vor dem Zorne des Kaisers.

Nach kurzem Sinnen geschah eine That, die seitdem von tausend Liedern besungen und zum schönsten Liebesdenkmal erhoben wurde: das zarte Mädchen nahm den Geliebten auf den schlanken Rücken und schritt über die weiße Fläche hin, die jetzt nur die Spuren kleiner Frauenfüße zeigte.

Aber auch der Kaiser hatte die Nacht durchwacht. Nicht in zartem Liebesgekose, sondern in ernster Sorge um sein Reich und als er sich endlich zur Ruhe legen wollte, öffnete

er noch einmal sein Fenster und sah hinaus auf den beschneiten Hof und freute sich im Voraus der schönen Wildspur. Da sieht er plötzlich sein geliebtes Kind, die Last eines Mannes auf dem Rücken, quer über den Hof gehen und dann schnellen Schrittes zu ihrem Gemache zurückspringen. O Kaiser! wie mag dir der Morgenschlaf nach dieser durchwachten Nacht bekommen sein?

Des andern Tages saß Karl zu Rathe auf seinem hohen Stuhle und die den Kreis um ihn schlossen, erschracken ob des Ernstes und der Trauer, die seine hohe Stirne bedeckten. Nach längerem Schweigen warf er zu allgemeinem Erstaunen die Frage auf: was eine Königstochter, die bei nächtlicher Weile einen Buhlen in ihr Zimmer aufgenommen, verdiene?

Die Räthe sannen und sprachen hin und her; aber sie kannten ja die milde Sinnesart ihres Herrn und gaben endlich ihre Stimme dahin ab: in Liebessachen sei das Räthlichste — Verzeihung. Der Kaiser entgegnete nichts, fuhr aber fort zu fragen: was ein niederer Edelmann verdiene, der sich nächtlicher Weile in die Kammer einer Königstochter eingeschlichen?

Und die Räthe, die wol ahneten, daß ein solcher Fall des Kaisers Haus betroffen habe, gaben abermals ihre Stimme ab: in Liebessachen sei das Räthlichste — Verzeihung! Nur Eginhard selbst, der zu unterst im Kreise saß und der fühlte, wie die Reue sein Herz und die Scham seine Wangen bestürmte, zwang die zitternde Stimme zur Festigkeit und sprach bescheiden: er verdient den Tod!

Der Kaiser sah ihn lange an und erwiderte: nicht den Tod! — Doch mögen die hinausgehen in die Welt und vergessen sein von Allen, die sie geliebet haben.

Als Emma die Kunde erhielt, weinte sie, daß ihr das Herz brechen wollte, doch fühlte sie, daß sie keinen milderen Spruch habe erwarten dürfen. Still legte sie ihr fürstliches Gewand ab und wand das Geschmeide aus den langen goldenen Haaren los; dann gürtete sie ein grobes Kleid um ihren Leib und nahm zärtlich Abschied von den Orten, die sie geliebt

und den Thieren, die sie gepflegt hatte. Ihr Täubchen setzte sich auf ihre Schulter und begehrte die gewohnte Nahrung; doch sie küßte es mit Thränen und ließ es fliegen. Sie wendete der hohen Kaiserpfalz den Rücken und ging mit beklemmter Brust den Fußsteig zur Rechten der Heeresstraße entlang. Sie war noch nicht weit gegangen, als sie mit dem goldenen Haar die Thränen aus den Augen wischte um sich umzusehen. Da ging auf dem Fußwege zur Linken der Heerstraße ein Anderer, in tiefen Schmerz versunken und ließ das Haupt auf seine Brust sinken, als sie ihn ansah. Und von neuem flossen ihre Thränen und stärker noch als zuvor. So ging sie noch eine gute Strecke, bis der Fußsteig zu Ende war und sie auf der Straße sich befand und ihm die Hand hinreichte; die ergriff er und drückte sie an sein Herz. Dann gingen sie nebeneinander hin, still und traurig, aber sie weinten nicht mehr.

Als es Abend war, hatte der Wald um sie sich gedichtet und sie sahen ein fernes Feuer. Erschöpft und hungrig gelangten sie dahin und fanden zwei Köhler, die ihr Nachtmahl verzehrten und deren Herzen ein Blick auf Emma dergestalt erweichte, daß sie nicht nur die Hungrigen sättigten, sondern auch den Müden ein Lager von trockenem Laub bereiteten. Aber Eginhard, nachdem er die Geliebte gebettet hatte, setzte sich an's Feuer und schürte es an, um das Zweighäuslein zu erwärmen, bis ihm die Augen zufielen und auch er in festen Schlaf sank. Als der späte Morgen dämmerte, schlummerten Beide noch; sie waren nach solcher Wanderung und so mancher schlaflosen Nacht vorher der Ruhe wol bedürftig und in dieser Einsamkeit des Waldes, fern von den Menschen und ihrem Zwange, war es zum ersten Mal, daß sie, wie durch Klostermauern getrennt, sich keine Liebkosung und nicht einmal ein Wort der Liebe erlaubten. Als sie endlich erwachten, waren sie allein: die Köhler hatten sie verlassen, doch mancherlei Werkzeuge und selbst Nahrungsmittel für mehre Tage hatten sie zurückgelassen. Emma trat aus ihrer Hütte hinaus in den Wald und sah Eginhard stumm

in der Ferne stehen; aber sie rief ihn zu sich und sagte: Wen hab' ich denn, als dich, wen hast du denn, als mich? und weinend sanken sie einander in die Arme.

Bald ward es anders. Rüstig ging das junge Paar an den Bau einer Hütte, die bequem für zweie war. In den Morgenstunden schoß Eginhard Wild, und mit den Fellen bekleideten sie die Wände, deren Fugen sie vorher mit Moos verstopft hatten. Und nachdem das Häuschen vollendet war, trat Eginhard eines Morgens zagend vor Emma und sprach: Wer wird uns den Segen des Herrn geben? Emma aber führte ihn zu einem schlanken Baumstamme, den sie zu einem Kreuze gestaltet hatten, und Beide knieten davor nieder und baten Gott um seinen Segen zu ihrem Ehebunde, der nun nicht länger verschoben werden sollte; da rauschte ein heller Flügelschlag über ihren Häuptern, und als sie aufblickten, saß Emma's Taube über ihnen im Baum. Nun waren sie Mann und Weib, und weilten dort noch lange in seliger Umarmung.

In Ingelheim aber grämte sich Kaiser Karl um seine Imme, denn er hatte nichts auf der Welt so sehr geliebt wie sie, und mit ihr schien die Freude aus seinem Schlosse gezogen zu sein. Zwar ging er noch fast täglich auf die Jagd und erlegte Wild die Fülle, doch es war Niemand da, der ihn so liebevoll empfing, wenn er heim kam, wie einst seine Tochter. Auch bleichte sein Haar und seine Wange fiel ein, und wer ihn vor ihrem Ausscheiden gesehen, der hätte ihn jetzt nicht wieder erkannt. Und die Räthe seufzten stumm nach der Rückkehr des geliebten Paares und schickten heimlich Boten in die Runde; aber sie waren verschwunden und keine Spur ließ ahnen, wohin.

Zum fünften Mal war der Herbst angebrochen seit jenem, der Emma aus des Vaters Schloß vertrieb. Doch es lag noch kein Schnee auf der Heide, vielmehr lächelte die Sonne, als ob sie noch die sommerliche Flur beleuchtete. Da machte der Kaiser einen weiten Jagdzug in den Odenwald; eines Tages, da er einen Hirsch verfolgte, sah er sich ganz

allein unter den rauschenden Wipfeln des dichtesten Waldes. Sein Jagdruf auf dem gewaltigen Bügelhorn, das seinen Besitzer bis auf den heutigen Tag überlebt hat, blieb unbeantwortet, und er sah sich endlich genöthigt, solchem Abentheuer nicht abhold, die müden Glieder auf das weiche Moos zu strecken und für diesmal auf sein Abendbrod zu verzichten. Plötzlich theilten sich neben ihm die Büsche, ein keckes Reh sprang hervor und hinterdrein ein Knabe, der es zu haschen strebte. Als er den großen Mann im Moose liegen sah, stand er still, ging dann auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der Kaiser fühlte sich bewegt beim Anblick des schönen Kindes, das alsbald ein gar ergötzliches Spiel mit seinen Waffen begann und endlich mit dem mächtigen Schwerdt in's Dickicht lief. Der Kaiser rief: Still hier, du kleiner Fant! Aber das Kind hörte nicht, und so mußte er sich schon entschließen, ihm zu folgen, was das Reh bereits längst gethan hatte. Nach kurzem Gange stand er auf einem freien Platz im Walde, wo eine ländliche Hütte stand, vor der Hütte saß eine engelschöne königliche Frau, die ein Kind säugte und hinter welcher der Knabe mit dem Schwerdte sich verbarg. Sobald die Frau den hohen Fremden sah, stand sie auf, bewillkommte ihn und frug nach seinem Verlangen. Doch kaum hatte er einige Worte gesprochen, als sie plötzlich mit ihrem Säugling in die Hütte lief. Der Kaiser sah ihr verwundert nach, aber er kannte sie nicht; fünf Jahre und Kleidung und zweifaches Mutterglück hatten sie mehr noch verschönt als verändert, beides aber in so hohem Grade, daß sie dem Auge des eigenen Vaters nicht kenntlich war. Bald kam sie mit Früchten und kaltem Imbiß, doch ohne den Säugling zurück und unterhielt sich freundlich mit dem Gaste, der seiner Verwunderung nicht Herr werden konnte, solchen Vogel in solchem Neste zu treffen. Als es schon stark zu dunkeln begann, kam ein rüstiger Jäger mit einer erlegten Rike aus dem Walde, dem das lange braune Haupt- und Barthaar keineswegs ein verwildertes, vielmehr ein gar stattliches Ansehen gab. Auch er reichte dem Fremden treuherzig die Hand und

unterhielt ihn verständig, während die schöne Frau in der Hütte das Reh zerlegte, um die Abendmahlzeit zu bereiten, und der Kleine um die beiden Männer herumspielte, daß der Kaiser seine herzinnige Freude an dem Frohsinn des Kindes hatte. Schon war es dunkel, als die Frau sie alle in die Hütte rief zum Abendessen. Wie staunte der Kaiser über die Zierlichkeit des Gemaches, das mit Fellen behangen und mit Federn und Steinen geschmückt, ein wirklich einladender Aufenthalt war; aber welch' ein seltsames Beben ergriff ihn, als sein Blick auf der runden, von einer großen Lampe erhellten Tafel ruhte und er nun gewahrte, daß alles genau so angeordnet war, wie er es daheim gewohnt war und liebte; und als endlich gar der Duft der Speise zu ihm hinaufstieg und ihn an längst entflohene Tage mahnte, da hob er den Blick auf Emma und Eginhard. Sie aber hatte ihre Kraft verlassen, weinend sank sie dem Vater zu Füßen und Eginhard schlich sich mit dem Knaben hinaus, um ein solches Wiederfinden nicht zu stören. Doch lange wartete er nicht, als der Kaiser ihn rief und an sein Herz drückte.

Indem erschallte draußen Hörnerklang und Rüdengebell; bei hellem Mondlicht zog das Jagdgefolge des Kaisers heran; er aber sagte nach kurzem Gruß: Ich habe ein köstlicher Wild gefunden, denn je, und zeigte ihnen seine herrliche Tochter und ihren Gatten sammt den holden Kindern!

So verließ Emma auf's neue ihren Wohnort, ihre Lauben und Fruchtgärten und zog sammt Vater und Gemahl nach Ingelheim und dann nach Aachen, wo der letztere die Thaten des ruhmgekrönten Helden aufschrieb und verewigte. An der seligen Statt aber, wo Emma fünf Jahre mit ihrem Geliebten verlebte, ward das Kloster Seligenstatt gegründet, wo später ihr schöner Leib der Erde wiedergegeben ward.

Die Gründung von Gelnhausen.

Der Wanderer, der in dem Rheinparadiese in den höchsten Genüssen der Natur geschwelgt, wird von Mainz aus gerne einen Abstecher nach Frankfurt und in das Mainthal machen. Das liebliche Thal der Kinzig, die freundlichen Höhen der Wetterau laden von hier jeden zur Wanderschaft, und die jetzt spärlichen Ueberreste der einst so prachtvollen stattlichen Kaiserburg Gelnhausen, deren Mauertrümmer die Kinzig träge umschleicht und die in der Vorzeit so reiche, gewerbblühende Reichsstadt Gelnhausen mahnen an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe.

Hier, wo ein an Waldungen reicher Gebirgszug die Höhen des Rhöngebirges mit dem Vogelgebirge der Wetterau eint und die anmuthigste, üppige Natur das Herz des teutschen Vaterlandes auf's reichste gesegnet, verlebte Friedrich von Hohenstaufen, des Schwaben-Herzogs Friedrich des Einäugigen Sohn, der Jugend schönste Blüthentage. In allen ritterlichen Tugenden gewandt, machte der edle Jüngling ihre Uebung zur Lieblings-Aufgabe seines Lebens. Seinem Speer und Bolzen entgingen selten die grimmen Bewohner der dichten Forsten, die rings die Höhen bekränzten. Das gefahrvollste Jagd-Abentheuer war ihm stets das liebste, denn so konnte er ja seinen Muth und seine Kühnheit immer am besten erproben. Selten besuchte er irgend ein Ritterspiel, von dem er nicht als Sieger schied. Bannten des Winters Wetter ihn an den Heerd, so erfreuten ihn die Zeitbücher und

Baumann sc.

Der Morgen
Gemälde
einen Tag
Das Leben
Menschen
ist
t
bl
li
he
ei
sch
vo
äug
ritt
Uebun
und Bo
ten Forst
vollste Jag
konnte er ja s
sten erproben.
dem er nicht als S
ter ihn an de

N° 7.

Kretzschmer del.

Baumann sc.

Sagen vergangener Tage und fromm und treu übte er dann auch, wie es dem Ritter ziemte, des Sanges schöne Kunst. Kehrte dann der Frühling mit seinen Sängern, seinen Blüthen und dem ganzen Gefolge der Freude in die heimischen Gauen und lockten tausend Stimmen, der Blumen Duft, des Forstes früher Laubschmuck, die muntern Bächlein und all das Regen und Leben rings in der unerschöpflichen Werkstätte der Natur mit unwiderstehlichen Reizen hinaus in das Freie: dann schwärmte auch Friedrich, die treue Zither an der Seite, die Armbrust auf dem Rücken, durch Wiese und Forst, über Hügel und Berg. Alles gab ihm neue Lieder und neue Freuden, denn was er so oft genossen, war und blieb dem jugendlichen frommen Gemüthe doch immer neu. Rings auf den Burgen, wo seines Vaters Vasallen hausten, war er ein freudiger Gast und Trauer brachte immer sein Scheiden, wenn es ihn wieder hinaus zu der Frühlingsfahrt trieb.

So führte ihn auch einst sein Pfad zu einem stattlichen Rittersitz. Und wie er nun zum Burgthor trat, ward er auf eine eigene Weise überrascht. Unter der Steinlaube der Thür zum Wohngebäude, die ein blühender Fliederstrauch überschattete, saß ein zartes Mägdlein, emsig mit der Spindel beschäftigt, während, umlagert von tüchtigen Rüden, der Burgmann, unter der Treppenbrüstung sitzend, an Waffenstücken putzte.

Gott zum Gruß, Jungherr Friedrich! bot ihm der Alte das Wort und wollte sein Werk verlassen. Züchtiglich neigte sich die Jungfrau zum Gruße. Laßt euch nicht stören, Herr Erwin und ihr, zarte Magd, entgegnete Friedrich, ihr gönnt dem fahrenden Gaste wol einen Imbiß und ein Lager, bis ihn die Lerche wieder hinausruft. Gela, einen frischen Meth! sprach der Alte, Herr Friedrich nimmt vorlieb.

Die Jungfrau wollte ihren Sitz verlassen, Friedrich bat aber scherzend, sie möchte nur bleiben und sich in ihrer Arbeit nicht unterbrechen, nach fahrender Sänger Weise wollte er sich den Willkommtrank verdienen. Beide willigten in sein Begehr. Als er aber sang von des Frühlings Wonnen und

dem Sehnen, das er wecke in eines Jeden Brust und doch nie und nimmer stille, da ruhten Gela's Hände und ihr Auge wurde feucht. Auch der Alte hielt inne in seinem Werke und selbst die Rüden schienen des Sängers Worten zu horchen.

Gern empfing Friedrich der Jungfrau Dank; süßer mundete ihm der Becher des Willkommens, den sie ihm reichte, als sonst der köstlichste Labetrunk. Der Jüngling blieb in der Burg, denn wie konnte er auch so bald scheiden! Manch schönes Frauenauge hatte ihm schon gelächelt und ihm in süßer Minne einen Himmel voller Seligkeiten verheißen, aber sein Herz war unberührt geblieben. In Gela's blauem Auge war ihm ein goldener Morgen aufgegangen; ein Gefühl, das ihn zu manchem Sange angetrieben, welchem er aber nie einen Namen zu geben gewußt, war ihm urplötzlich klar geworden und erfüllte seine Seele mit Wonne; er hatte nur einen Gedanken: Gela — und in ihm lag das unaussprechliche Glück, für welches selbst sein Lied keine Klänge fand.

Kaum säumte des Frühroths erster Schein die Laubzinne des frischen Waldes, als Friedrich auch schon das Lager verließ, um seiner Laute zu vertrauen, was sein Herz so stürmisch und doch so mild, so wehmuthsvoll bewegte — aber diesmal wurde ihm die sonst so traute untreu. Er eilte hinaus, um in der Frische des Morgens die Stürme seiner Gefühle zu beschwichtigen. Wie er nun durch die Burghalle schritt, da begegnete ihm Gela, schön wie die Rose, wenn der Sonne erster Strahl die Thauperlen aus dem duftenden Kelche weggeküßt. Er trat der Jungfrau näher, die ihm freundlich herzlichen Morgengruß bot. Da ergriff er ihre Rechte und mit bewegter Stimme, mit stockendem Athem, sprach er: Schöne Gela, o laßt mich das Wort sprechen, ich liebe euch, ihr seid mir mehr werth, denn mein Leben! Ein brennendes Roth übergoß da die Wangen der Jungfrau und sie stand vor ihm, unfähig eines Wortes der Erwiederung und die Augenwimpern in holder Scham niedersenkend. Wollet mir nicht zürnen! rief Friedrich ganz verwirrt und

eilte von dannen. Nicht wagte er zurückzukehren zu der Burg, wohin es ihn doch so unwiderstehlich zog. Er barg seine Liebe im tiefsten Herzen, aber es entging seiner Umgebung nicht, daß eine gar große Veränderung in seinem ganzen Wesen vorgefallen. An Jagd, Kampf- und Ritterspiel fand er kein Behagen mehr, nur dem Liede vertraute er, was sein innerstes Leben bewegte. Umsonst forschte sein Vater, umsonst fragte die besorgte Mutter, Judith, eine Tochter des gewaltigen Heinrich des Schwarzen, Herzogs von Baiern.

Allein zog er noch zuweilen hinaus in den Forst und führte er auch Speer und Armbrust mit sich, so waren die Thiere des Waldes doch sicher vor seinen Geschossen. Unwiderstehlich zog es ihn hin in die Nähe der Burg, wo der Stern seines Lebens glänzte, jedoch wagte er es nicht, dem Mädchen zu nahen, denn schüchtern ist die erste Liebe. Als Friedrich nun wieder eines Tages in der Frühe durch den Forst strich, welcher die Burg umgab, in der Gela wohnte, erblickte er plötzlich die Jungfrau, die an einer lichten Stelle Waldkräuter suchte. Nicht wußte er, wie ihm geschah, er wollte ihr seinen Gruß bieten, aber das Wort erstarb ihm auf der Lippe und hocherstaunt blickte die Jungfrau, selbst erröthend, zu dem Jünglinge auf, der, wie durch Zauberbann festgehalten, vor ihr stand.

Ihr seid unwohl? nahm Gela das Wort, Herr Friedrich, wollt ihr nicht auf unserer Burg einsprechen, um euch zu stärken?

Gela! — rief Friedrich und stürzte vor ihr nieder, du zürnest also meiner Liebe nicht? Ich darf hoffen, dich wiederzusehen, Gela, du wirst Gehör geben meinem Herzen und meinem Schwure —

O schwört nicht und steht auf! unterbrach ihn Gela, denn es ziemt sich nicht, euch, Herr, also vor mir zu sehen!

Gela, dir gehört mein Leben, ich bitte dich; nur ein Wort, ob ich hoffen, ob ich leben darf —

Gela erwiederte zögernd: So seid denn morgen mit dem

ersten Schein des Tages in der Burgkapelle! und eilte mit schnellen Schritten von dannen.

Friedrich taumelte auf. Ein Traum schien ihm, was er gesehen, was er gehört hatte. War dem Jüngling je ein Tag langsam dahingeschlichen, so war es dieser, der ihn wieder als Gast in der Burg sah.

Kaum hatte der Thurmwart Mitternacht verkündet, als sich Friedrich auch schon in der Kapelle befand, seiner Liebe harrend. So wie das erste Zwielicht des Morgens sich durch die bunten Fenster der Kapelle stahl, knarrte das Pförtchen, das zum Burggange führte — Friedrich fuhr auf, sein Athem stockte und sein Auge war auf das ungewisse Halbdunkel geheftet. — Es war Gela.

Rasch eilte er ihr entgegen und als er wieder mit feuriger Rede ihr seine Liebe gestand und um Erhörung flehte, da hieß Gela ihn niedersitzen und sich traulich unbefangen in dem hohen Kirchenstuhle neben ihn niederlassend, sprach sie: Herr Friedrich, daß ich euch hieher und in dieser Stunde hieher beschieden, mag euch schon zum Beweise dienen, daß eure Liebe in meinem Herzen Gegenliebe fand, wenn auch meine Liebe mein einzig Gut bleiben muß, da ich nimmer die eurige werden kann. Euch ist ein anderes Loos beschieden, wählen müßt ihr unter den edlen Frauen des Landes, wie es eurem Stande ziemet.

Schön, engelschön strahlte Gela in der Röthe jungfräulicher Scham, die ihr Antlitz übergoß und von den Streiflichtern der ewigen Lampe, die vor dem Altare brannte, gar reizend gehoben wurde. Friedrich ergriff in dem Uebermaße seiner Liebesseligkeit der Jungfrau Hand und wollte mit neuen Betheurungen seiner Liebe Gela's Gründe besiegen. Die Jungfrau aber sprach mit dem Tone milder aber fester Ergebung: Herr Friedrich, ich bin überzeugt von eurer Liebe und hier im Angesichte Gottes schwöre ich euch, daß ich euch ewig lieben werde. Der Himmel möge mir vergeben, wenn meine Neigung sträflich; aber so rein der Ort, an welchem ich euch dies Geständniß ablege, so rein

soll und muß meine Liebe sein. Die heilige Mutter des Heilandes wird mir dazu die Stärke verleihen.

Friedrich wußte nicht, wie ihm geschah. Er wagte nicht die Jungfrau zu unterbrechen, sein Auge hing an ihrem Auge, aus dem ein Himmel der seligsten Gefühle sprach: Und werde ich dich wiedersehen, Gela? Wo? Wann?

Hier im Angesicht der Gebenedeiten, deren Bild dort vom Altare auf uns niederschaut, so oft ihr wollt zu dieser Stunde. Jedoch an keinem andern Orte, denn ich will mir den reinen Schatz meiner Liebe auch noch für ein besseres Leben bewahren. Hier stehen unsere Gefühle unter Gottes und seiner Engel Hut!

Nicht bergen konnte Friedrich das Uebermaß seines Glückes, in stummem Entzücken sank er vor Gela nieder und ein Kuß besiegelte den Schwur ihrer Liebe. Jedes Frühroth fand die Liebenden von nun an, in stiller Liebesseligkeit versunken, an dem geweihten Orte; aber jeder irdische Wunsch blieb fern ihrer Seele.

Als der Fall Edessa's im Jahre des Heils 1147 in Teutschland kund wurde und Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte, rüstete Kaiser Konrad III. zum Kreuzzuge. Auch in Friedrichs Brust wurde die Thatenlust wieder rege und mit den treuen Mannen des väterlichen Herzogthums nahm er das Kreuz, seinem Ohm, dem Kaiser, nach dem gelobten Lande zu folgen. Gela selbst ermahnte ihn zu dem Zuge, wie es zieme dem künftigen Schwaben-Herzoge. Die Scheidestunde kam. An der heiligen Stätte nahmen die Liebenden Abschied und als Friedrich der Jungfrau den letzten Kuß auf die Lippen drückte, sprach er: Unser Liebesbund sei für ewig geschlossen! — Für ewig! wiederholte Gela, sich aus seiner Umarmung windend, denn die Hifthörner mahnten zum Aufbruch.

In allen Unfällen des Kreuzzuges wurde Friedrich aufrecht gehalten durch seine Liebe, die ihn Wunder der Tapferkeit ausführen ließ. Gela's Bild war sein Schutz und seine Stärke. Als des Kaisers Heer durch die Unfälle in den

wasserlosen Einöden von Ikonium gezwungen wurde, den Rückweg nach Konstantinopel zu suchen, erhielt Friedrich die Trauerkunde von dem Tode seines Vaters, welche ihn in die Heimath zurückrief. Kaum hatte er des Landes Huldigung empfangen, als ihn seine Liebe, welche die Trennung nur um so stärker, um so inniger gemacht hatte, auch schon nach der Burg rief, wo seine Gela lebte.

Sehnsuchtsvoll den Wonnen des Wiedersehens entgegenharrend und ihrer schon im Vorgefühle genießend, war er nach der Kintzig gekommen. Da traf ihn die Nachricht, Gela habe den Schleier genommen und ihr Vater übergab ihm eine Schärpe, die Gela ihm an dem Tage, an welchem sie in's Kloster ging, für den jungen Herzog zugestellt hatte. Friedrich fand in der Schärpe die Worte eingewirkt:

Dem Herzoge ziemt ein ebenbürtiges Weib. Deine Liebe machte ein Jahr lang meines Lebens Glück und wird es auf ewig bleiben. Unsere Liebe sei ewig!

Friedrich hielt treu den Schwur. Die Schärpe geleitete ihn, das theuerste Pfand, auf allen seinen Heldenzügen und wenn er auch, dem Wunsche seiner Familie nachgebend, sich im Jahre 1149 mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen Theobald von Bohberg vermählte, so blieb dieser Verbindung die Liebe fremd. Treu blieb er aber der Erinnerung an Gela. An der Stelle, wo die Burg ihres Vaters gestanden, ließ er sich, nachdem seine Stirne im Jahre 1153 mit Teutschlands Krone geziert worden, einen prachtvollen Palast erbauen, der sein Lieblingsaufenthalt wurde, und an der Stelle, wo er seine Gela überrascht hatte, entstand eine freundliche Stadt, der er den Namen Gelahausen gab.

Längst ist das thatenreiche glänzende Geschlecht der Hohenstaufen zu Grabe gegangen. Mehr denn einer von ihnen lebt Friedrich der Rothbart fort, in der Geschichte nicht nur, sondern in Sagen und Liedern. Auch seine Liebe zu Gela lebt noch unter dem Volke und fand in der Stadt, die ihren Namen trägt, das schönste Denkmal.

Der Mönch zu Lorsch.

Wer die Bergstraße entlang zieht, laubbedeckte Hügel auf der einen Seite, an deren Fuß freundliche Orte, auf deren Gipfeln graue Burgen liegen, auf der andern die fruchtbare Ebene, welche der Rhein durchströmt, macht gerne vom alten Städtchen Heppenheim aus einen Ausflug nach der Niederung, wo auf einer Insel der Weschniz, nahe bei dem jetzigen gleichnamigen Flecken, die Reste der einst großen und mächtigen Benediktiner-Abtei Lorsch liegen, welche ein oberrheinischer Gaugraf, Cancor mit Namen, unter des Frankenkönigs Pipin glorreicher Regierung stiftete. Wenig haben die Drangsale verheerender Kriege und die Veränderungen der Zeitumstände von den weitausgedehnten Gebäuden übrig gelassen, welche dem Orden gehörten, der in Teutschland, in Italien und Frankreich mehr denn ein andrer zur Wiederbelebung der Wissenschaft und zur Rettung und Erhaltung dessen beitrug, was in finstern Zeiten vom Licht voriger Tage geblieben — aber noch lebt die Erinnerung, noch lebt der Name, noch stehn auf den Höhen umher an der Bergstraße, im Odenwald und am Neckar die alten Schlösser, deren ritterliche Gebieter dem reichen Kloster Lehns- und Vasallendienste leisteten.

Silberne Locken umflossen schon Karls des Großen Scheitel, als er, auch im vorgerückten Alter der Sitte seiner Jugend treu bleibend, von einem Königshofe zum andern zu ziehen, einst wieder in das obere Rheinland kam, dem nicht

ferne lag seine prächtige Ingelheimer Pfalz. Es war an einem Nachmittage, als er mit dem wenig zahlreichen Gefolge, das ihn zu begleiten pflegte, am Thore von Lorsch hielt. Freudig empfingen die Bewohner des Klosters den frommen Kaiser, der ihren Stand ehrte und sie mit weltlichen Vortheilen überhäufte.

Der Abend kam heran. In der Kirche, deren Spitzbogen auf massive Pfeiler sich stützten, breite Schlagschatten auf die niedere Wand werfend, war die Vesper gesungen worden; die Klänge der tiefen Männerstimmen waren eben verhallt, schon waren die letzten der langen Reihe schwarzgekleideter Mönche in den gewölbten Klostergang getreten und die noch auf dem Altare matt brennenden Kerzen warfen einen röthlichen Schein auf die halb in den Duft des Weihrauchs eingehüllten Gegenstände. Der Kaiser kniete noch auf seiner Bank, als er hinter sich zur Seite Geräusch vernahm und ein Geistlicher, erblindet und von Alter schwach und gebückt, an ihm vorüberging, von einem freundlichen, blonden Knaben geleitet, der ihn zu den Stufen des Altars führte. Da kniete der Greis nieder und betete und dem überraschten Kaiser schien's, als umglänze sein ehrwürdiges Haupt die Aureole eines Heiligen.

Karl blieb auf seinem Platze bis der Andächtige sich wieder erhoben und an der Hand seines jugendlichen Führers in den Kreuzgang getreten war. Dann verließ auch er die einsam gewordene Kirche und begab sich in's Kloster. Noch waren viele Mönche mit dem Abte versammelt, als der Kaiser ihnen berichtete, was er gesehen und den Namen des Greises zu wissen verlangte, der, ein Hoher und Heiliger, unter ihnen weile. In demselben Moment trat dieser in die Halle. Da ist er, sagte Karl, und jetzt, bei'm hellern Lichte, bedünkte es ihn, als habe er schon früher die Züge gesehen, denen nicht mehr der Stern des Auges Leben und Ausdruck verlieh, in welchen aber die stille Heiterkeit des nach Kämpfen errungenen Friedens sich spiegelte.

Kennt ihr diesen nicht mehr, den ihr vor euch sehet?

antwortete der Abt. Es ist Thassilo. Erinnerung an vergangene Jahre, an mehr denn sein halbes Leben, weckte in des Kaisers Gemüthe der Klang dieses Namens. Er fand in dem Greise den, welcher, aus altem Fürstenstamm entsprossen, der Baiern Volk beherrscht, welcher — unversöhnlich ergrimmt auf seinen Lehnsherrn, um des Unglücks willen, das dieser auf das Haupt seines Schwiegervaters Desider gebracht, welchen er aus seinem schönen lombardischen Reich vertrieben, dessen Sohn er nach vergeblich wiederholten Kämpfen zur Flucht nach dem fernen Osten genöthigt — durch heimliche Ränke und offene Handlung sich dem Mächtigen widersetzt hatte, aber, den eignen Landesgesetzen zufolge, zum Verlust seiner Würde und zum Tode verurtheilt worden war. Nicht das Blut des Gefallenen wollte Karl. Thassilo wurde seiner Herzogswürde entsetzt und nebst Theodor, seinem Sohne, in ein Kloster gesperrt. Es erging dem letzten Agilolfingen wie dem letzten Könige des einst so mächtigen Lombardenreichs.

Der Kaiser, welcher nicht wußte, daß Thassilo sich zu Lorsch befand, da er ihm, nach seiner Einkleidung zu St. Goar, das Kloster Semeticum (Tumikger) bei Rouen zum Aufenthaltsorte bestimmt hatte, wurde durch diese Begegnung tief erschüttert. Er stand in dem Alter, wo die Nichtigkeit irdischer Dinge immer lebhafter vor des Menschen Geist sich hinstellt, und die eben in der Kirche gesehene Erscheinung trug noch mehr dazu bei, den natürlich Gottesfürchtigen ernst und feierlich zu stimmen. Frommer Vater, sprach er zum Greise tretend, ihr und ich standen uns im Leben mehr denn einmal feindlich gegenüber: jetzt stehen wir Beide nicht ferne mehr von der Pforte, die zum letzten Wege führt. Gewährt mir Versöhnung, ehe wir scheiden. — Karl ist es, der euch darum bittet. Gebt mir euren Segen!

Eine zuckende Bewegung überflog auf einen Moment das Antlitz des Blinden, machte aber sogleich wieder dem ruhigen, ernsten Ausdruck seiner Züge Platz. Herr, sagte er, an euch ist Vergessen und Versöhnen: ich habe gegen euch gesündigt, ich habe den Eid verletzt, den ich euch geschworen —

Jahrelang habe ich es in der Einsamkeit durch Reue und Thränen gebüßt. Ich habe einen neuen, schweren Kampf durchkämpft, als die Kunde von eurer Ankunft im Kloster mich mehr denn je meines vergangenen Lebens gedenken ließ: im Gebete stand die Erscheinung eines Engels vor mir, mich mahnend, daß meine Sterbestunde nahe sei. So gewährt mir denn Verzeihung, ihr, gegen den ich am meisten verschuldet.

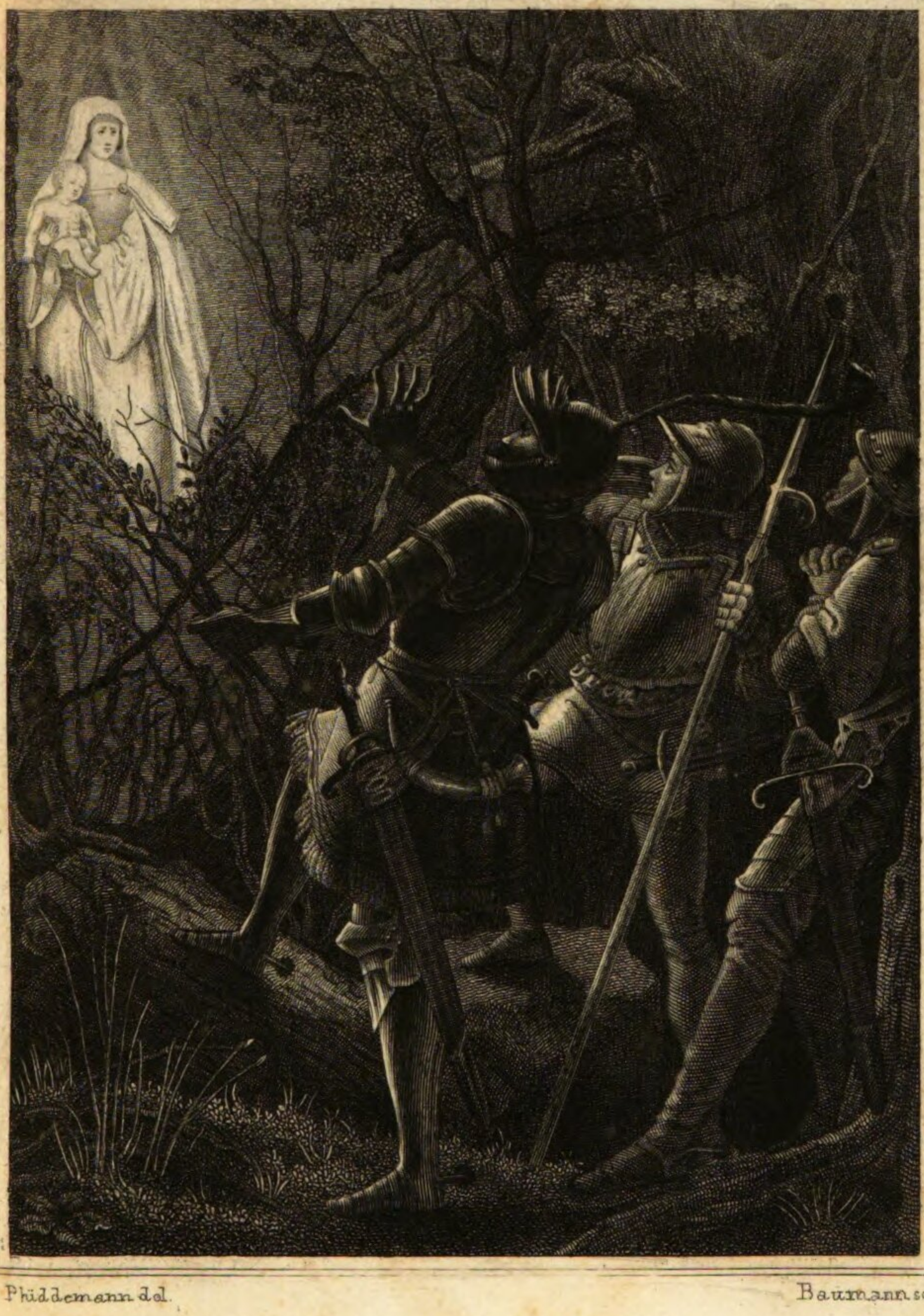
Der Kaiser reichte ihm die Hand und eine Thräne blitzte in seinem Auge. Der Blinde entfernte sich. Als am folgenden Morgen Karl seine Begleiter zum Aufbruch nach Worms rief, meldete der Abt ihm bei'm Scheiden, Thassilo sei, friedlich hingeschlummert, in seiner Zelle gefunden worden.

Baumann sc.

Jahrelang habe ich es in
Thränen gebüßt. Ich habe
durchkämpft, als die Sorge um
mich mehr denn je meinen
im Gebete stand die Gestalt
mich mahnend, daß meine
wärt mir denn Verzeihung.
ver

in
der
rie
fri

N° 8.



Phüddemann del. Baumann sc.

Der Rodenstein.

(Hierzu das Bild VIII, erfunden von H. Plüddemann, gestochen von W. Baumann.)

— Habt Acht auf die Burg während meiner Abwesenheit — zieht die Brücke auf, laßt den Thurmwart gute Umschau halten und sorgt, daß die Kriegsknechte in Ordnung bleiben. In wenig Tagen kehr ich heim.

So sprach Ritter Hans von Rodenstein zu seinem alten treuen Burgwärter, indem er im Hofe, welchen rings stattliche Gebäude umgaben, von deren röthlicher Steinart das Schloß seinen Namen erhalten, zu Pferde stieg. Eine Minute später sah man ihn, von einigen Reisigen begleitet, deren einer ein bepacktes Handpferd führte, den sanften Abhang des Hügels hinabreiten und bei einer Krümmung des Pfades im Gebüsche verschwinden.

Der Kurfürst von der Pfalz, Herr Ruprecht, den man zur Unterscheidung von seinen Nachfolgern den Alten nennt, vernachlässigte ritterliche Uebungen nicht über der Sorgfalt, welche er den Wissenschaften widmete. Zu letzterer Nutz und Frommen hatte er in seiner geliebten Stadt Heidelberg im Jahre 1386 die hohe Schule gestiftet, welche mit den berühmtesten Welschlands und Frankreichs wetteifern sollte und zu deren erstem Rektor er seinen treuen und weisen Rath, Marsilius von Inghen, bestellte. Der zahlreichen pfälzischen Ritterschaft zu gefallen, hatte er ein großes Turnier auf seinem Schlosse ausgeschrieben, das damals schon wie später

als Juwel unter den fürstlichen Palästen glänzte, durch anmuthige Lage sowol als durch Schönheit und Umfang der Bauten, welche der Kurfürst selbst größentheils hatte aufführen lassen. Von nahe und ferne zog also die Ritterschaft herbei, die Bewohner der zahlreichen Burgen, welche noch heutigen Tages in ihren Trümmern das Neckarthal, den Odenwald und die überrheinische Pfalz verschönern. Denn Manchen gab es, der seinen Arm für stark, sein Auge für sicher, seine Gewandtheit für erprobt genug hielt, im ernsten Kampfspiel auf die Erwerbung eines Preises hoffen zu dürfen. Auch edler Frauen und Mägdlein sah man viele einziehen, von geschmückten Zeltern leicht getragen, in des Kurfürsten gastliche Burg.

Hans von Rodenstein wollte nicht fehlen bei einem solchen Feste. Lange war's ruhig gewesen und er langweilte sich auf seiner abgelegenen, in einem waldigen Winkel des Odenwaldes versteckten Burg, wo nur die Jagd in den weiten Forsten, welche sich nach Krumbach und Erbach, nach Reichelsheim und dem Malchenberge hin erstrecken, und Zechgelage mit wüsten Gesellen, zu seiner täglichen Beschäftigung und Unterhaltung dienten. Denn des Ritters Gemüth war wild und roh: in Waffenlärm und in Fehden war er herangewachsen und Jäger und Krieger waren die einzigen Gefährten des frühe schon Elternlosen, der nun an der Scheidelinie einer ohne Hemmniß durchtobten Jugend stand, ohne je der Einwirkung milderer Gefühle in seinem Busen sich bewußt worden zu sein.

Wenigen konnte die von Heidelberg gelangte Kunde willkommener sein als ihm. Am Morgen, nachdem er sie vernommen, zog er aus; vor Abend ritt er schon über die Neckarbrücke und fand die kleine Stadt ganz voll von Rittern und Reisigen, welche derselbe Zweck herbeigeführt hatte. Im Schloßhofe waren bereits die Schranken errichtet: eine Menge von edlen Herren drängten sich hinzu und ließen ihre Schilde aufhängen: der größte Wetteifer herrschte. Der bestimmte Tag kam heran: schöne Frauen saßen auf den Bal-

konen, welche den Kampfplatz umgaben; Stahlrüstungen blitzten, Helmbüsche flatterten, Schwerdter klirrten und bunte Schärpen vereinten im lieblichen Wechsel alle Farben des Regenbogens. Rosse wieherten und scharrten und nie hatte man, wenn man noch das Hin- und Herrennen der Knappen, die Geschäftigkeit der Kampfrichter, das Gedränge der zum Schauen Zugelassenen bedenkt, ein so reges Leben in Friedenszeit gesehen.

Unter den Edeldamen, welche Herrn Ruprechts fürstliche Gemahlin um sich versammelt hatte, war keine so blühend, so anmuthsvoll, wie das Fräulein von Hochberg, mit den Ihrigen zu dem Feste gekommen. Sie zog Aller Blicke auf sich und Manche dachten mit stiller Freude an das Glück, vielleicht von ihren Händen den Ritterdank zu empfangen. Keiner der Edlen trug ihre Farben, denn noch war sie frei und es war das erste Mal, daß sie bei einer solchen öffentlichen Veranlassung erschien. Die Röthe der Scham und Verlegenheit färbte ihre Wange, als sie so Vieler Augen bewundernd auf sich gerichtet sah. Dem Rodensteiner war's, als gehe ein neues, bisher ungekanntes Leben in ihm auf. Nur wenig hatte er bisher auf Frauenschönheit geachtet: jetzt fühlte er ihre Macht in der rauhen, durch Rüstung wie durch Gefühle mit Stahl gepanzerten Brust.

Die Trompeten, welche das Signal zum Anfang des Kampfes gaben, rissen ihn aus der ungewohnten Träumerei, worin er gefallen war. Das Verlangen sich auszuzeichnen, glühte zwiefach in seiner Seele: wußte er doch, daß sie Zeuge davon sein würde. Sein Arm ward gestählt: mehr denn einen tapfern Ritter hob er rasch und gewandt aus dem Sattel und ihm wurde der erste Kampfpreis zuerkannt. Es war ein kunstreich gearbeiteter Helm. Die Kurfürstin empfing ihn aus den Händen eines Pagen und reichte ihn dem Fräulein von Hochberg, diese bittend, den siegreichen Kämpfer damit zu schmücken. In holder Verlegenheit that Marie, was von ihr verlangt wurde und hunderte beneideten den glücklichen Ritter, als er sich wieder erhob und vom

Balkon weg zu Herrn Ruprecht trat, der ihn freundlich bewillkommte.

Von diesem Tage an war der Rodensteiner wie umgewandelt. Der alte, wilde Geist schien aus ihm gewichen und die ihn am längsten gekannt, staunten am meisten über die Veränderung. Von seiner Burg war er oft mehre Tage lang abwesend, aber er lag nicht im Gehölz, dem Feinde aufpassend oder dem Wilde, wie er sonst zu thun gewohnt war. Nicht lange Zeit verging und er zog wieder in das Thor des festlich geschmückten Rodenstein, wo die Seinigen ihn freudejauchzend und mit heitern Klängen empfingen: an seiner Seite ein Engelbild, dessen Anblick Aller Herzen gewann. Marie von Hochberg war des Beglückten Gattin geworden.

Friedliche, freundliche Tage verflossen nun auf der Burg, welche ehemals nur kriegerisches Getöse in ihren Hallen vernommen hatte, dem in Liebeswonne schwelgenden Paare. Der Mann, welcher einst nur in Fehden Beschäftigung, in Gelagen Unterhaltung gefunden, schien nichts anderes zu verlangen und zu wünschen, als häusliches Glück. Marie pries sich selig, ein solches Wunder bewirkt zu haben, ob sie gleich die Geschichten, welche sie von ihres Gatten tollem Leben vernommen, in ihrer Arglosigkeit kaum für möglich hielt. Aber zu ihrem Entsetzen sollte sie finden, daß der Teufel der bösen Angewöhnung noch versteckt war in seinem Hinterhalt. Das unthätige Leben ließ den Ritter allmählig auch an Mariens Seite Langeweile empfinden. Er war häufiger auf der Jagd und auf benachbarten Burgen; die alten Genossen, welche seiner oft gespottet und ihn endlich aufgegeben, sammelten sich wieder um ihn. Mit Schrecken gewahrte Marie, daß die Gewalt, die sie früher über den Gatten hatte, sich verminderte mit jedem Tage. Anfangs suchte sie ihn zurückzuführen durch Bitten, dann durch liebende Vorwürfe, endlich überließ sie sich stillem Schmerze. So saß sie oft allein, Abende und halbe Nächte lang, während aus den gewölbten Hallen des Erdgeschosses wilder Jubel in ihr einsames Gemach drang. Dort zechte der Rodensteiner

mit seinen wüsten Gesellen. Seine Gattin war ihm gleichgültig geworden: ihr milder Sinn vermochte nichts mehr über die wiedererwachten Leidenschaften des rohen Mannes.

So brachte die Arme freudenlose Tage hin und das Einzige, was sie noch aufrecht hielt und ermuthigte, war die Aussicht, bald Mutter zu werden. Sie tröstete sich mit der Hoffnung, dies neue Band werde den Pflichtvergessenen wieder fesseln, bessere Regungen von neuem wecken in seiner Brust. Es ist kein Strahl so schwach und zitternd, den nicht das geängstete, vom Unglück getrübte Gemüth freudig begrüßte, als das Licht der Erlösung.

Eines Abends saß sie in ihrem Gemach, der Tag war vorübergegangen, ohne daß sie ihren Gatten gesehen hatte. Ihre Zofe hatte ihr berichtet, er sei schon früh Morgens mit mehren Knechten ausgeritten. Da hörte sie im Hofraum Hufschlag und Hundegebell und bald darauf trat der Ritter, von Kopf bis zu Fuß gerüstet, mit klirrenden Sporen ein. Sie erschrack vor seinem Anblick: seine Augen rollten wild und auf Wange und Stirne wechselte die Röthe des Zornes mit Todtenbläße. Marie, sprach er rauh und ohne sie zu begrüßen, ich muß diese Nacht draußen bleiben. Der Ritter vom Schnellert hat mir eine Beleidigung zugefügt, welche nur durch Blut gerächt werden kann. Meine Knechte sind bereits im Hofe — ich gehe. In der Verzweiflung warf die Gattin sich an seinen Hals: sie bat, sie beschwor ihn, sein Leben nicht auszusetzen, zu denken an sie, die er hülflos zurücklasse, an das Kind, daß sie unter ihrem Busen trage. Sie erinnerte ihn an die glücklichen Tage, die sie auf dieser Burg miteinander verlebt, an ihren Schmerz und ihre Einsamkeit. Nichts machte Eindruck auf den harten Mann: bei seinem Entschlusse beharrend, suchte er sich loszureißen von ihr und als sie flehend und weinend ihn nicht von sich lassen wollte, stieß der Unmensch sie weg mit der Faust, daß sie ohnmächtig zu Boden sank.

Es war gegen Mitternacht, als der Ritter mit seinem Troß in dem Dickicht lag, welches die kaum zwei Stunden

vom Rodenstein entfernte Schnellertsburg umgibt. Hier lauerte er auf eine Gelegenheit, die Veste seines Feindes zu überfallen. Da sah er plötzlich das dunkle Gebüsch mit lichtem Schein sich erhellen und eine bleiche Gestalt, welche die Züge seiner mißhandelten Gattin trug, ein todtes Knäblein auf ihrem Arm, schwebte an ihm vorüber, indem sie ihm einen wehmüthig strafenden Blick zuwarf. Ein kalter Schauer durchrieselte seine Glieder, denn er dachte nun seiner Unthat, als die Erscheinung ihm den Tod, den durch ihn herbeigeführten Tod Mariens verkündigte. Von zu später Reue ergriffen, warf er sich auf den Boden nieder — da ward er durch Lärm und Waffengeklirr fürchterlich aufgeschreckt. Sein Gegner, von dem nächtlichen Zuge durch Kundschaft in Kenntniß gesetzt, war ihm zuvorgekommen: die Seinigen waren bald umringt und niedergestoßen im blutigen Handgemenge. Ein Hieb, der seine Stirne traf, machte nach kurzem Kampfe seinem Leben ein Ende.

Als die nächste Mitternacht herankam, setzte eine ungewöhnliche Erscheinung die Bewohner des Odenwaldes in jähen Schrecken. Ein gräßliches Geheul und Lärmen erhob sich auf dem Rodenstein: über dem Boden schwebend sah man einen gespenstischen Reiter mit erdfahlem Gesicht auf einem feuerschnaubenden schwarzen Rosse dahinfliegen, unablässig verfolgt von Höllengeistern, die in teuflischen Gestalten, halb Menschen, halb Thieren ähnelnd, ihn hetzten, bis der Hahnenruf den ersten Morgenstrahl verkündete. So trieb er's, ewig rastlos und in nie endender Qual, Jahrhunderte lang und mit stummer Angst vernahm das Landvolk der Umgebungen das Toben der wilden Jagd, welche ihm immer irgend ein Unglück verkündigte, am öftersten Krieg und Hungersnoth und Elend, und welche die Geschichte vom Rodenstein und seiner Unmenschlichkeit auch in unsern Tagen erhält im Munde der Odenwälder.

Wenn man von dem freundlichen, an Kunstschätzen und Alterthümern reichen Erbach über das Dörfchen Krumbach nach dem Felsberge zu sich wendet, um seine Naturwunder,

Riesensäule und Steinmeer in Augenschein zu nehmen, kommt man an den Ruinen des Rodensteins vorbei, welche, von Waldungen umgeben, in der tiefsten Einsamkeit nicht weit von Reichelsheim auf einem niedern Hügel liegen. Das Geschlecht, dem sie gehörten, starb vor beinahe zwei Jahrhunderten aus. Die Sage vom wilden Jäger, welche in der ganzen Gegend von Groß und Klein erzählt wird, gibt dem stillen Ort und den verlassenen Trümmern etwas Unheimliches und Schauerliches. Nicht leicht erwehrt der Wanderer sich dieser Empfindung.

Der Tag bei Seckenheim

und

das Gastmahl ohne Brod.

Südlich von dem großen Winkel, den der Zusammenfluß des Neckars mit dem Rhein bei Mannheim bildet, dehnt sich eine große schöne Ebene aus. Nach Osten hin zieht noch eine Zeitlang das Gebirge, das, eine Fortsetzung der odenwaldischen Höhenreihe der Bergstraße, an Heidelberg vorbei nach Wießloch sich hin erstreckt, südlich eröffnet sich die weite Ebene, in der Badens moderne Residenzstadt Karlsruhe liegt; westlich macht der Rhein, nördlich der Neckar, der sich in unendlichen Krümmungen aus dem engen Thal, worin die anstoßenden Berge ihn gefangen hielten, sich herwindet, die Grenze. Ganz in der Nähe, von Süden nach Norden ziehend, erscheint die reizende Bergstraße mit ihren alterthümlichen Dörfern und Städtchen und ihren imposanten Burgtrümmern, und an ihrem Ende streckt der riesige Melibokus oder Malchenberg sein Haupt in die Luft empor. Wir befinden uns in einer der schönsten, interessantesten Gegenden des teutschen Vaterlandes.

An der Straße, welche durch diese Auen von Heidelberg nach Mannheim führt, liegt, ungefähr anderthalb Stunden von der letztgenannten Stadt entfernt, das große und freundliche Dorf Seckenheim. Reinliche, ländliche Wohngebäude

und mit Mauern umgebene Gärten schmücken dieses Dorf, das im Allgemeinen den Charakter der Wohlhabenheit an sich trägt. Wenn wir die Jahrbücher der pfälzischen Geschichte nachschlagen, so erfahren wir, daß auf der Ebene, in welcher der Ort liegt, am 13. Juni 1462 eine blutige Schlacht geschlagen wurde, die sowol durch ihren Erfolg als durch ihren Einfluß auf das Schicksal des pfälzischen Kurhauses von größter Wichtigkeit ist. Doch wir wollen den alten Chronikenschreibern die Geschichte jener Tage nacherzählen.

Als Kurfürst Ludwig, der bärtige, im Jahre 1436 im hohen Alter starb, hinterließ er zwei Söhne, von denen ihm der ältere nachfolgte, als Ludwig der Vierte, den die Geschichte den Sanftmüthigen nennt, während der jüngere, Friedrich, diesem als Reichsgehülfe in der Verwaltung des Landes beistand. Es ist der Mark-Aurel des Mittelalters, wie man ihn treffend benannt hat, Friedrich der Siegreiche. Ludwigs des Vierten früher Tod beraubte die Pfalz bald ihres besten Fürsten, und seinen einzigen, kaum ein Jahr alten Sohn Philipp des liebenden Vaters. Eine kräftige Hand that dem Lande Noth, und auf das Bitten aller Stände übernahm Friedrich als Administrator die Regierung, unter Zustimmung der teutschen Fürsten, wiewol gegen den Willen des teutschen Kaisers, Friedrich des Dritten. Der neue Kurfürst hatte mit vielen und mächtigen Feinden zu kämpfen, aber das Glück begünstigte ihn gegen Neid und Mißgunst, und bald war sein Name wie sein Arm allgemein gefürchtet. Mit starker Hand brach er die Burgen und zerstörte viele Raubnester an der Bergstraße, dem Haardtgebirge und dem Neckar. Aber sein Ruhm und sein Glück erwarben ihm nur neue Feinde. Zwischen dem Markgrafen Karl von Baden, dem Bischofe Georg von Metz und dem Grafen Ulrich von Württemberg ward ein Bund zur Vernichtung des Siegreichen geschlossen, dem im Jahre 1462 auch Johannes Nix von Hoheneck, Bischof von Speier, beitrat. Von so vielen Seiten auf einmal angegriffen, befand sich der Kurfürst in gefährlicher Lage, welche noch dadurch verschlimmert ward,

daß Papst Pius der Zweite, dem Kaiser Gehör gebend, die Gemüther gegen Friedrich erhitzte und seine Feinde in ihrem Vorhaben ermunterte.

Im Jahre 1462 ward der Feldzug von Seiten des Kurfürsten durch einen Einfall in die speierschen Lande eröffnet, worüber seine Gegner den Entschluß faßten, den Krieg in Feindes Land zu versetzen. Viele erkannten das Gefährliche dieses Unternehmens und riethen den Fürsten, den Anschlag fahren zu lassen, ja Einer von den württembergischen Räthen, Herr Hans von Rehberg, äußerte sich bei der Berathung folgendermaßen gegen seinen Fürsten: Gnädigster Herr, ihr wollet dem allermännlichsten Fürsten, der in Teutschland wohnt, in sein Land ziehen. Und fürwahr, so werdet ihr ihn vor euch sehen und mit ihm fechten müssen, so wahr ich die Wand vor mir sehe, oder ihr müsset ihm flüchtig entrinnen. — So sehr wurde bereits der Ruhm von Friedrichs Tapferkeit auch von seinen Feinden anerkannt. Die Einsprüche dieses und vieler anderer Ritter fruchteten indeß bei den Fürsten nichts, besonders da sie (indem sie den Kurfürsten zur Hülfe des Herzogs Ludwig von Baiern, der sich damals in großer Noth befand, abwesend vermeinten) ein wehrloses Land verwüsten zu können glaubten. Sie dachten während seiner Abwesenheit an der ganzen Pfalz so wie an seiner Stadt Heidelberg eine reiche Beute zu machen.

Am 24. Juni zog der Graf von Württemberg mit seinen Schaaren von Stuttgart und vereinigte sich zu Pforzheim mit der badischen, speierschen und metzischen Mannschaft. Nachdem Mißlingen eines Anschlags auf Heidelberg beschlossen die Fürsten einen Streifzug in die Umgebung, und nachdem sie Fußvolk und Wagenburg zurückgelassen, zogen sie mit achthundert Streitern, sengend und Land und Saaten furchtbar verheerend, voraus bis in die Gegend von Seckenheim, nahe an's Ufer des Neckar. Dieser unüberlegte Zug war am Abende bewerkstelligt worden, und schon am folgenden Morgen sah man in dem Neckarthal und herum um Heidelberg die Dörfer all' in lichten Flammen stehen. Um alle Felder

schnell zu verderben, banden sie den Pferden abgehauene Baumäste an die Schweife, und so zogen, des Landmanns Saat verheerend, die Unholde durch's Land.

Der Pfälzer folgte in der Mitte der Nacht dem Feinde. Zu Leinen sammelten sich seine Mannen, und in aller Eile führte er sie durch den Schwetzinger Wald nach dem Neckar hin. Als der Tag anbrach, verkündeten die rings aufsteigenden Rauchsäulen der eingeäscherten Dörfer die Nähe des Feindes, und als er aus dem Walde hervorrückend, auf einem sandigen Plane hielt, ward er zuerst der feindlichen Reitergeschwader gewahr. Zugleich zog von Osten her, von Heidelberg kommend, eine starke Reiterschaar heran — froh begrüßten sie die kurfürstlichen Truppen, deren blanke Speere auf dem weiten Sandfeld bis zum dunkeln Walde im klaren Morgenlichte schimmerten: es waren der Erzbischof Diether von Mainz und der Graf von Katzenelnbogen, die mit dreihundert Reitern zu Friedrich stießen. So belief sich die vereinigte Heermacht auf tausend Reiter und zweitausend Füßer.

Nun ordnete der Kurfürst die Schlacht. Zum obersten Hauptmann erwählte er den Herrn von Anseltheim; in die Mitte stellte er die Reiterei, auf beide Flügel die Füßer, von einigen Reitergeschwadern unterstützt. Den rechten Flügel führt Collen von Hering, den linken Johann von Eberstein und Wilhelm von Rappolstein. Das pfälzische Hauptbanner trug Rheingraf Johann, der Pfalz Erbmarschall; der pfälzische Löwe und die bairischen Rauten flatterten hoch über den Plan und die gepanzerten Schaaren. Hierauf ließ der Kurfürst den Ritterschlag ertheilen: er selber kniete vor Herrn Wiprecht von Helmstätt nieder und empfing von ihm die gebräuchlichen drei Schläge mit dem ritterlichen Schwerdte. Mit ihm und nach ihm ward dieselbe Ehre nahe an fünfzig Edeln zu Theil. Das Feldzeichen des Heeres war ein Helmbusch von Nußlaub: es sollte bald ein Lorbeerkranz werden. Friedrich ermahnte die Seinen zur Tapferkeit und sprach zu ihnen, daß sie heute ihrem angestammten Fürsten helfen, und als fromme Leute handelten, wenn sie den Tag gewännen

und kämpften als tapfere Männer. Da riefen sie alle fröhlich aus: Lieber Herr, mit euch wollen wir leben und sterben! Und hierauf ritt er zu dem Erzbischofe Diether und ermahnte, sich nicht den Gefahren der Schlacht auszusetzen, sondern nach Heidelberg zu kehren: der Bischof aber erklärte, daß er bei dem Heere bleiben wolle bis zum Ausgange. Und freudig rief Herr Friedrich aus: So hat mich mein Wahn nicht betrogen. Heute Kurfürst oder nimmer! und damit gab er seinem Rosse die Sporen und trabte wohlgemuth auf den Feind los.

Die Gegner, da sie das unerwartete Anrücken der Pfälzer sahen, mußten sich bald zur Schlacht entschließen, da sie in den Winkel zwischen Rhein und Neckar gedrängt, wo jede Flucht unmöglich war. Sie ordneten also ihr Treffen, so gut es in der Eile gehen wollte und erwarteten das Anrükken des kurfürstlichen Heeres, das sich heranwälzte wie eine Gewitterwolke.

Das Mitteltreffen griff rasch an: die Ritter senkten ihre Speere und machten nach Kriegsart den ersten Gang miteinander, während die Reitergeschwader auf den beiden Flügeln den Feind in den Flanken angriffen. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Die Badischen und Württembergischen wurden zugleich vorne und von den Seiten angegriffen und konnten weder vorwärts noch zurück. Nur im Kampf war Hoffnung; zur Flucht war der Weg verschlossen. Einer ermunterte den Andern und Jeder verkaufte theuer sein Leben. Herrn Friedrich wurde das Pferd unter dem Leibe erstochen, so daß er eine Zeitlang zu Fuße fechten mußte und nur seinem starken Arme und gutem Glücke sein Leben dankte; Wiprecht von Helmstätt wurde an seiner Seite erschlagen. Die pfälzischen Reitergeschwader begannen schon zu weichen, da stürzte das etwas später in den Kampf gekommene Fußvolk in die Flanken des Feindes, mit seinen langen Spießen die Rosse der Ritter erstechend, so daß diese zu Fuß zu kämpfen genöthigt, in Unordnung geriethen, worauf die Reiterei von neuem eindrang, die Reihen des Feindes

durchbrach und mit siegreicher Hand das flatternde Haupt=banner eroberte. Jetzt wurde die Niederlage und Verwir=rung allgemein unter den fürstlichen Schaaren. Herr Hans von Gemmingen nahm mit eigener Hand den Grafen Ulrich gefangen; der Markgraf von Baden und der Bischof von Metz mußten sich nach tapferer Gegenwehr und schwer ver=wundet dem Feinde ergeben. Drei und vierzig Grafen und Ritter aus dem feindlichen Heere blieben auf der Wahlstatt, hundert und vierzig Edelleute, ohne die Reisigen und Knechte, wurden gefangen genommen. Bei dreihundert entkamen durch die Flucht. Weit geringer war der Verlust an Todten und Verwundeten auf kurfürstlicher Seite.

Der Tag bei Seckenheim — es war der 30. Juni — zeigte sich in seinen Folgen sehr wichtig, da der Kurfürst in dieser Schlacht nicht nur die besten Ritter des Feindes, son=dern auch die Fürsten selbst in seine Gewalt bekam und der Krieg damit ein Ende hatte.

Mit seinem siegreichen Heere und seinen vornehmen Ge=fangenen zog Friedrich gen Heidelberg. Bald hatten sie Weidlingen und Edingen hinter sich, zogen im Angesichte der Bergstraße um die große Neckarkrümmung herum, dem engen Thale zu, welches sich zwischen den Kolossen des Heiligen=berges und Königstuhls hinzieht, und bald erschien, die an des Stromes Ufern dicht hingeschmiegte Stadt malerisch über=thronend, Ruprecht des Gütigen königliche Burg auf dem alten Jettenbühl ihren Augen. Noch war der größte Theil des herrlichen Schlosses der Zeiten Schooße nicht entstiegen: auf der östlichen Seite des Hügels erhob sich Otto Heinrichs königlicher Bau noch nicht, keine engelländische Elisabeth hatte die reizenden Schöpfungen der Kunst dieser romantischen Natur entlockt. Aber Kurfürst Adolfs alter Bau begrüßte schon auf der Westseite des Hügels mit seinen gothischen Er=kern und Spitzenfenstern die Stadt; auf der Stelle, wo sich jetzt der Palast Friedrichs des Vierten mit seiner imposanten Façade und dem, den entzückten Blicken so viele Herrlichkei=ten verrathenden Altane zeigt, erhob sich mit ihren vier

Thürmen die Schloßkapelle Ruprechts des Alten. Neben dem Adolfsbaue, dort wo jetzt Zerstörung der Zeit und Menschen in den Trümmern am meisten gewaltet hat, ohne diesen Denkmalen einer kräftigen Zeit ihren Reiz nehmen zu können, stand Ruprecht III., des Königs der Teutschen, (nach des Luxemburgers Wenzel schmachvoller Absetzung) schöner Bau, an seinen Wänden die Insignien der Macht, Herrlichkeit und Abstammung des erlauchten pfälzischen Hauses, den Reichsadler, den pfälzischen und den burggräflich württembergischen Löwen nebst der baierischen Wecke tragend und wohl verwahrt mit himmelanstrebenden Thürmen. Auf dem Geisberg erhob sich noch die alte Burg Konrads von Hohenstaufen, eine noch weitere Gegend überschauend. Jener bereitete der Himmel selbst, nicht ein Jahrhundert später, durch sein eigenes Feuer den Untergang.

Hier war es, in der Burg seiner Väter, wo Friedrich, der siegreiche Kurfürst, seine Gefangenen auf's prächtigste empfing. Der Markgraf von Baden und der Bischof hatten im Kampfe solche Wunden empfangen, daß der Kurfürst sie unverzüglich der Obhut seines Leibarztes Heinrich Nunsinger übergeben mußte, Graf Ulrich von Württemberg aber und eine große Zahl von gefangenen Grafen und Edlen wurden von Friedrich fürstlich bewirthet. Der Rittersaal des Ruprechtbaues schloß den Gästen seine ehrwürdigen gewölbten Hallen auf, geschmückt mit den Wappenschildern der pfälzischen Fürsten und ihren Trophäen. Friedrich selbst und sein vierzehnjähriger Neffe, Philipp, seines Bruders Ludwig Sohn, empfingen sie. Die Fürstentafel war prachtvoll besetzt, der Kurfürst der leutseligste Wirth. Aber es fehlte das Brod auf dem Tische. Anfangs warteten die Gäste eine Weile; dann aber sah Graf Ulrich sich um, die Diener solches bringen heißend. Da erhob sich Friedrich, nahm den Württemberger bei der Hand und führte ihn an's Fenster hin, wo man das Neckarthal überschauen konnte. Herr Graf, sprach er mit ernstem Blick und strengem Tone, blicket um euch! Seht ihr, wie ihr und die Euren den Weg bezeichnet habt

durch schwarze Trümmer und versengte Felder, wo Wohlstand und Arbeitsamkeit herrschten? In diesem Sommer gibt's nichts zu ärndten in der Pfalz, Dank euch und euren Verbündeten, darum bescheidet euch: Den Kriegern gehört kein Brod, die aus bloßem Muthwillen die Saat des Landmanns im Felde zerstören und verwandeln die Mühlen in Rauch!

In der heiligen Geistkirche auf dem Marktplatze zu Heidelberg wurde ein feierliches Siegesfest mit dem Ambrosianischen Lobgesange gefeiert und zum Gedenken des Sieges jährlich ein festlicher Umzug am Sonntage nach Sanct Petri und Pauli gestiftet. Das feindliche Hauptbanner ward in der genannten Kirche ausgestellt. Den Bischof von Metz brachte man nach Mannheim in Gewahrsam, die beiden Fürsten blieben auf dem Schlosse zu Heidelberg in Gefangenschaft, bis sie sich lösten und nebst ihren Rittern Urphede schwuren, nicht mehr gegen Kurpfalz sein zu wollen.

So endete sich die Geschichte der für Friedrich so ruhmvollen Schlacht bei Seckenheim und des Gastmahls ohne Brod. Auf der Wahlstatt aber ließ der Sieger ein hohes Kreuz errichten, das mit seiner Inschrift bis zu späten Zeiten zu sehen war, während das nahe Dorf Friedrichsfeld noch in unsern Tagen die Erinnerung an der Pfalz größten Kurfürsten weckt.

Der Wolfsbrunnen.

Lange Jahre bevor Konrad von Hohenstaufen seinen Sitz von Stahleck bei Bacharach nach dem Neckarlande verlegte und auf dem Hügel, welcher Heidelberg und Ebene und Höhen bis zur Vogesenkette überschaut, eine Burg gegründet hatte, stand auf demselben eine einsame Klause, von dichter Waldung umgeben, welche sich auch noch in unsern Tagen den hohen Königstuhl und den Geißberg hinanzieht. Unter den gewaltigen Eichen, zwischen deren Stämmen und Laubwerk hindurch der Blick über das Thal schweifte, durch das der Fluß sich windet und wo nur wenige vereinzelte Wohnungen lagen, an deren Stelle jetzt eine alterthümliche und belebte Stadt mit ihren hohen Thürmen und langen Gassen liegt, wohnte eine Jungfrau, von deren Herkunft keiner der Bewohner der Umgegend etwas wußte und deren ganzes Leben in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Sie erschien dem Landvolk wie ein höheres Wesen und nur mit Scheu nahte man dem Hügel. Ihre Gestalt war edel, ihr Antlitz schön aber ernst, ihr blaues Auge haftete durchdringend auf dem Gegenstande, den es anblickte; in langen Locken fiel das blonde Haar herunter auf ihr weißes Gewand. Mit den geheimen Kräften der Natur schien sie vertraut; sie beobachtete den Gang der Gestirne, sie erforschte das Wachsen des Baumes und der Pflanze. Auch die Kunde des Kommenden schien ihr nicht vorenthalten zu sein und wenn irgend ein Landmann, kühner als die übrigen, den Muth hatte, sich dem

Fenster ihrer stillen Wohnung zu nahen, um ihr ein Anliegen oder eine Bitte um Rath und Auskunft vorzutragen, so gab ihre wohllautende Stimme ihm eine kurze aber befriedigende Antwort und niemand wußte sich des Falles zu erinnern, daß ihr Wort getrogen hätte.

Am liebsten ließ sie sich aus über das künftige Loos des schönen Landes, das sie vor sich hingebreitet sah in seiner frischen Pracht, und da verkündigte sie, einer Sibylle des Alterthums gleich, mit begeistert flammendem Auge und ernstem Munde: eine glänzende Zeit werde erscheinen, Paläste und Thürme werde man entstehn sehen und rühriges Volk zu tausenden die Niederung füllen, wo dermalen nur arme Fischer wohnten.

An einem schönen Sommertage verließ die Wahrsagerin, welche man Jetta zu nennen pflegte, ihre Klause und wandelte auf den schmalen Bergpfaden hin, welche nach Osten zu dem Laufe des Neckars folgen. Allmählig in's Thal hinuntersteigend, gelangte sie an eine rauschende Quelle, welche unter hohen Linden hervorsprudelte und ein von der Natur gebildetes Bassin füllte. Nichts regte sich umher — lautlos waren Luft und Wald. Die Wärme des Tages, die Frische des Wassers, die heimliche Stille des anmuthigen Ortes, Alles vereinigte sich, um die Jungfrau zur Ruhe und zum Baden einzuladen. Bald umgab die Welle den Schnee ihrer Glieder; unbesorgt überließ sie sich der angenehmen Empfindung, als plötzlich ein Geräusch im Walde sich vernehmen ließ. Im ersten Augenblick glaubte die Erschrockene von einem Jäger oder Landmann überrascht worden zu sein — sie griff hastig nach ihrem Gewande — da erscholl der heisere Schrei eines Thieres aus dem Dickicht und eine Wölfin brach mit ihren Jungen hervor. Nicht Flucht half, nicht Angstgeschrei — eine zerrissene Leiche, lag nach wenigen Momenten das schöne Weib da, die klare Welle geröthet von ihrem Blute.

Seit jener Zeit gab man der Quelle den Namen des Wolfsbrunnens. Und wenn der Jungfrau Verheißungen in

Hinsicht des freundlichen Heidelberg in Erfüllung gingen und die Zeiten der höchsten Macht der rheinischen Pfalzgrafen Wissenschaft und Kunst, Betriebsamkeit und Reichthum an die Ufer des Neckar versetzten: so wurde auch die Stätte berühmt, wo sie den Tod gefunden. Boskette und Wohnungen schmückten sie und nie war sie reizender als in den Tagen, wo Elisabeth Stuart, König Jakob I. Tochter und Gemahlin des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, auf dem Schlosse zu Heidelberg lebte. Es war eine glänzende Zeit, aber nicht lange sollte sie währen und die Schlacht am weißen Berge bei Prag begrub auf immer das Glück des Kurfürsten, welcher, durch die stolze Gemahlin mehr noch angeregt als durch eignen Ehrgeiz, das gefahrvolle Geschenk der böhmischen Krone angenommen hatte. — Auch jetzt noch, nachdem leider die Jahrhunderte alten Bäume verschwunden sind, welche vor Zeiten die forellenreichen Teiche umgaben, ist der Wolfsbrunnen ein anmuthiges Plätzchen, zu welchem der Wanderer sich gerne von der Stadt aus begibt, sei es nun, daß er den Weg einschlägt, welcher durch den schönen Schloßgarten sich dahinzieht am Abhange des Berges, oder unter den Nußbäumen die Straße wandelt, welche längs dem Flusse dahinführt, das Dörfchen Schlierbach berührend und die Aussicht auf das rechte Ufer gewährend, wo der Allerheiligenberg sich erhebt und die weißen Mauern des Stifts Neuburg freundlich herübergrüßen.

Ulrich Landschaden.

Weg aus meinem Angesicht! Preise dich glücklich, daß ich, deines Weibes und deiner Kinder mich erbarmend, dich nicht strafe wie die andern Räuber, welche wie du den Ritternamen geschändet. Kehre zu deiner Burg zurück: aber wehe dir, wenn du dich wieder betreten lässest beim Frevel! Doch fortan sollen Helm und Sporen dich nicht mehr schmücken, und das Wappen deiner Vorfahren sei zerbrochen und vernichtet. Du hast dem Lande mehr geschadet denn Einer — so trage denn auch den Namen zu bleibender Schmach, und nicht anders als Landschaden soll man dich heißen.

So sprach mit ernstem Ton und strenger Miene Kaiser Rudolf von Habsburg auf dem Reichstage zu Frankfurt zu einem Ritter, welcher niedergeschlagenen Blickes und entwaffnet vor ihm stand, und noch eines härtern Urtheils gewärtig gewesen war. Des Kaisers Mahnungen und Drohungen hatten nicht gefruchtet, Ordnung herzustellen im teutschen Reiche: sein starker Arm mußte die Unruhestifter seine ganze Kraft fühlen lassen. Was die Bündnisse der geängsteten und mißhandelten Städte gegen den raubsüchtigen Adel nur halb auszurichten vermocht hatten, das brachte des entrüsteten Herrschers Macht zu Stande: am Rheine und in andern Gegenden Teutschlands schlugen die Flammen der eroberten und zerstörten Felsennester gen Himmel, und mancher Räuber mußte durch den Strick oder das Schwerdt seine Unthaten büßen. Störet nicht die Wege der Gerechtigkeit, sprach der Kaiser

ernst zu denjenigen, welche eine Milderung des Urtheils erbitten wollten. Diese sind keine Ritter, sondern verruchte Diebe und Räuber, welche die Armen durch ihre Uebermacht unterdrücken, den Frieden gewaltsam brechen, die heiligen Rechte des Reiches schmachvoll mit Füßen treten. Der wahre Adel hält Treu und Glauben, pflegt der Tugend, liebt die Gerechtigkeit, beleidigt und beschädigt niemanden. Wer wahrhaft adelig ist, verspritzt für das Recht sein letztes Herzblut, macht sich keines Diebstahls schuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Spart also eure Worte, wenn ihr Ritter seid und laßt ab, für Räuber zu bitten, welche, wären sie auch Grafen oder Herzoge, der verdienten Strafe nicht entgehen sollen, so wahr ich Richter bin!

Bligger von Steinach hatte des Kaisers Rede vernommen und trat aus dem Kreise der Edeln, die den strengen aber gerechten und menschenfreundlichen Herrscher umstanden, welcher, ein Engel des Heils erschienen war in Teutschlands trübsten Tagen. Er wagte es nicht, in des Richters Auge zu blicken, nicht nach seinem Schwerdt und Schilde, welche zerbrochen vor seinen Füßen lagen. Stumm verließ er die Stadt und kehrte, von einem einzigen Diener begleitet, nach seiner Burg zurück, welche, von den drei Schwesterburgen umgeben, von den Höhen hinter dem armen und kleinen Oertchen Steinach auf den anmuthigen, vom grünen Gebirge eingehegten Neckar hinabsah. Lange war Bligger des Landes Plage gewesen. Kein Schifflein konnte den Strom hinabschwimmen, mit den Kaufmannsgütern von Heilbronn beladen, kein Wanderer von Heidelberg des Weges ziehen, ohne von ihm und seinen Gesellen aufgelauert und beraubt zu werden. Die kleinen Ortschaften, welche sich am Flußufer erhoben, meist von armen Leuten bewohnt, die sich nährten vom Fischfang oder von der Schifffahrt, waren keinen Augenblick sicher vor seinen Anfällen, und hinter den unzugänglichen Wällen Schadecks oder der starken Vorderburg wurde der Raub geborgen und bei lauten Gelagen der schnöde Erwerb verpraßt. Als er's aber immer toller trieb,

und den Gottesfrieden beständig störte, paßten bewaffnete Bürger und Landleute ihm auf und gebunden wurde er vor den Kaiser gebracht. Einer der Wenige, entging er dem Tode. Aber, sei es, daß die erlittene Schmach und die Angst seinen wilden Sinn gebrochen und der Reue Raum gegeben hatten, sei es, daß die Ueberzeugung, der Habsburger werde sein Wort gut machen beim ersten Fehl, ihn einschüchterte: die Nachbarschaft hatte fürder nichts mehr von ihm zu fürchten und zu leiden. Die alten Frevel hörten auf, stille war's geworden auf den Burgen, zu deren dräuenden Zinnen man einst nur mit Schrecken emporblickte; der Ackerbauer und Handelsmann, welcher durch das freundliche Thal zog, freute sich der wiedergewonnenen Sicherheit und Ruhe. Aber der Name, welchen das Volk dem Steinacher gegeben und mit dem der Kaiser ihn angeredet, blieb ihm für alle Zeit: man hieß ihn nur den Landschaden.

Jahre waren dahingegangen. Bligger war ergraut und ihn umstanden blühende Kinder: Ulrich, sein einziger Sohn, war zu einem rüstigen Jünglinge herangewachsen. Auf der Familie lastete die Schmach, welche einst den schuldigen Vater getroffen hatte: die edeln Geschlechter hatten sich von ihnen abgewandt und Schadeck war verödet. Dies schmerzte den jungen Ulrich in tiefster Seele. Er war in ritterlichen Uebungen wohl erfahren und durstete nach einer Gelegenheit, sich zeigen zu können: aber sie kam nicht, denn jeder hatte eine Scheu vor dem Namen Landschaden, und der Sohn dessen, welchen der Kaiser für ehrlos erklärt hatte, konnte die Ritterwürde nicht erlangen. Je länger dies währte, desto tiefer ward die Trauer des Jünglings; Tage lang saß er einsam auf der Warte, von welcher auf Schadeck der Blick sich in tiefe Thäler senkt und nach den Fernen schweift. Der Tonkunst kundig, suchte er in dieser oft Linderung seiner Trauer, doch seine Klänge und klagenden Worte fanden nur einen Wiederhall in den nahen Bergen.

Als er endlich den Drang der stürmisch aufgeregten Empfindungen nicht mehr zu unterdrücken vermochte und das

Verlangen nach Thätigkeit ihn in's Leben trieb, verließ er die Burg seiner Ahnen, ohne jemanden sein Vorhaben mitzutheilen, einen treuen Diener ausgenommen, welchen er mit sich nahm. Er stieg in die Ebene hinab und gelangte, nach mancher Wanderung, in's schöne und fruchtbare Land Schwaben. Hier, wo niemand von ihm wußte, verbarg er seine Herkunft und seinen Namen; daß er von edlem Stamme sei, glaubte man ihm gerne, wenn man in sein offenes Auge, auf seine wohlgebildeten Züge sah, die rein und ohne Arg und Falsch waren. So wurde er auf mancher Burg freundlich willkommen geheißen, lernte Land und Leute kennen und machte sich Freunde, wohin er kam. Eine lange Zeit strich vorüber und er war zum Manne herangereift: zufällig vernahm er von Einem, der aus seinen heimischen Gegenden kam, ihn aber nicht kannte, Bligger der Landschaden sei gestorben und seine Burgen nur der Obhut von Frauen anvertraut, da sein Sohn schon längst verschwunden sei ohne Spur und Kunde. Da beschloß er, obgleich in Trauer, sich durch eine ritterliche That würdig zu machen der Ehre, welche sein Vater verwirkt hatte durch böses Handeln.

Jener kriegerisch-religiöse Drang, welcher die Bewohner Europa's Jahrhunderte lang zu Tausenden und abermal Tausenden hingezogen hatte nach dem fernen Morgenlande, war noch nicht ganz erloschen, wenn auch ungünstiger Erfolg die Bestrebungen der Kreuzfahrer meist zu nichte gemacht hatte und ihre Unternehmungen mehr gescheitert waren an eigenen Fehlern oder Unkunde, denn an der Macht ihrer Gegner. Auch damals wieder glaubte mancher das Seelenheil, mancher zeitliches Wohl und Glücksgüter zu finden, wenn er mit bewaffneter Hand pilgerte zum heiligen Grabe. Keine Fürsten wie Konrad und Friedrich, wie Richard und Bouillon, stellten sich mehr an die Spitze des Zuges: aber viele Ritter und Edle traten zusammen und warben bewaffnet Volk auf eigene Kosten und Gefahr. Keine Gelegenheit konnte Ulrich willkommener sein, als diese, welche ihm die schönste Aussicht bot, das zu erlangen, was er so sehnlich

wünschte. Er schloß sich sogleich an und bewog auch andere, dem Beispiele zu folgen.

* * *

Wer ist der wackere Krieger, der dort unter der Menge der nach rühmlichen Thaten aus Kleinasien Heimgekehrten steht, welche des Kaisers Majestät vor sich gelassen hat? So frugen viele, denn niemand schien den hochgewachsenen, schönen Mann mit dem sonnverbrannten Gesicht zu kennen, den eine Kette, kein ritterliches Abzeichen schmückte, dessen Schild schwarz und einfach war wie seine übrige Rüstung. Unter den Trophäen, welche die Tapfern mit sich gebracht aus dem Kampfe gegen die Ungläubigen, war auch, schauerlich und entstellt, ein Haupt zu sehen: es war das des Anführers der Sarazenen, welcher nach blutigem Kampfe bei der alten Stadt Smyrna gefallen war unter den Schwerdtstreichen des Unbekannten.

Da rief der Kaiser diesen mit gütigem Blick und Wort zu sich. Ulrich von Steinach, sprach er, du hast wieder gut gemacht durch ritterliche That und untadeligen Lebenswandel, was dein Vater verschuldet hatte an Reich und Volk. Du wolltest unerkannt bleiben und nicht eher Ansprüche machen auf ritterliche Ehren, bis du abgewaschen den Flecken, welcher deinen Namen verunzierte: deinen Vorsatz hast du ausgeführt mit Beharrlichkeit und mit dem Muthe, welcher dem Manne ziemt. Ich freue mich, daß es mir anheimgegeben, dir das wiederzuerstatten, was Herr Rudolf, mein glorreicher Vorfahr, einst Bliggern von Steinach zu nehmen sich genöthigt sah. Kniee nieder, auf daß ich dich zum Ritter schlage.

Ulrich bog ein Knie; von des Kaisers Hand geadelt erhob er sich wieder. Alle Anwesenden nahmen Theil an seinen Schicksalen und freuten sich des guten Ausganges. Er aber kehrte zurück nach dem Neckarthal, und wo er seine Jugend zugebracht hatte, verfloß auch, ruhig geehrt von Adeli-

gen und Volk, welche seinen Tugenden jede Anerkennung gewährten, sein Manns- und Greisenalter. Ein edles Fräulein reichte ihm ihre Hand und schenkte ihm zahlreiche Nachkommen. Das Haupt des Sarazenen nahm er in sein Wappen auf, welches er noch, zum Andenken an vorige trübe Tage, mit der Harfe zierte. Den Namen Landschaden behielt er bei: noch nach Jahrhunderten führte ihn sein Geschlecht.

Die vielbesuchte und gepriesene Gegend oberhalb Heidelberg hat keinen schönern Punkt aufzuweisen, als die Lage von Neckar-Steinach. Zum Theil noch bewohnt und gut erhalten und mit Familien-Wappen verziert, zum Theil in Trümmer gesunken, erheben sich in mehr oder minder kühner Lage vier Burgen, die Vorder-, Mittel- und Hinterburg, und, auf schroffer Wand, Schadeck, beim Volke mit gut bezeichnendem Namen das Schwalbennest geheißen. In dem Städtchen, dessen Wohnungen sich bis zum Uferrande hinziehen, liegt die alte Kirche. In und an ihr sieht man die Denkmale vieler Glieder der Familie, welche einst Herrenrechte über das Städtchen übte. Unter ihnen ist auch der Grabstein Ulrich Landschadens, auf welchem man seine ritterliche Gestalt sieht. Er starb, der Inschrift gemäß, am St. Michaelstage des Jahres 1369.

Die Gründung von Minneburg.

Dem Dörfchen Neckargerach gegenüber, in dem anmuthigen und romantischen Thale, durch welches der Neckar sich einen Weg bahnt, um, nachdem er einen der schönsten Striche des teutschen Vaterlandes durchströmt, seine Fluthen mit denen des mächtigen Rheins zu verbinden, liegen auf einer waldbekränzten Anhöhe die Ruinen der Minneburg. Wenn man den Berg von der Morgenseite bestiegen hat, so eröffnet sich dem entzückten Wanderer die herrlichste Aussicht in das freundliche Neckarthal und auf die Waldschluchten des Odenwaldes. Die Bewohner des Neckarthales erzählen den Ursprung der Burg, deren altersgrauer Thurm noch steht neben bemoosten Hallen, mit folgenden Worten:

In dem vierzehnten Jahrhundert wurde die Burg Zwingenberg, welche in der Nähe des Dorfes Lindach, am Ufer des Neckar gelegen ist, von den letzten Sprößlingen dieses alten edlen Geschlechts, zwei Brüdern und drei Töchtern, bewohnt. Friedrich und Kunz von Zwingenberg waren tapfere aber unruhige Ritter, die mit ihren Nachbarn und dem Reiche stets in Unfrieden lebten und sich dadurch schon manchen Nachtheil zugezogen hatten. Das Bitten und Flehen der sanften Schwestern vermochte nichts über die wilde Gemüthsart der Ritter und so geschah es denn, daß sich das Ungewitter endlich über ihrem Haupte zusammenzog und Kaiser Karl IV., der ewigen Unruhen und Zänkereien müde, den Zwingenberg zu stürmen und zu zerstören befahl. Nichts

half es, daß die Trotzigen sich mit Aufbietung all ihrer Kräfte zur Wehre setzten und mit dem Muthe der Verzweiflung das Erbe ihrer Väter vertheidigten: sie wurden überwältigt und Beide büßten in dem harten Strauße ihr Leben ein.

Schon war seit Zwingenbergs Einnahme eine geraume Zeit verflossen. Friedrich und Kunz wurden wenig bedauert, da sie sich durch ihren Unfrieden bei den Nachbarn allgemein verhaßt gemacht hatten, aber das Erstaunen und die Besorgniß aller Wohlwollenden wurde durch das spurlose Verschwinden der drei Schwestern erregt. Seit der Zerstörung der Burg hatte man nichts mehr von ihnen vernommen und man konnte fast nicht mehr daran zweifeln, daß die rauchenden Trümmer des Zwingenbergs auch die Schuldlosen begraben hatten. Groß war die Betrübniß Aller, die sie gekannt hatten, aber am lautesten war der Schmerz der Söhne des Ritters Hugo von Zabern, die schon längst mit den anmuthigen Mägdlein den Bund der Herzen geschlossen hatten und nun trostlos waren über ihren Verlust. Eines Morgens durchstreiften sie, nur von einem treuen Windspiele begleitet, die Thäler des Odenwaldes und gelangten so an die Ufer des in seinem Felsenbette dahinrauschenden Stromes, als plötzlich der Hund dicht vor dem Eingange einer vom üppig wuchernden Grün fast verdeckten Höhle stehen blieb und laut anschlug. Verwundert blieben die Jünglinge stehen und da sie glaubten, ein Wild sei in der Höhle verborgen, machten sie sich zum Angriff bereit und bahnten sich durch das Gesträuch den Weg bis in's Innere des Felsenaufenthalts.

Aber wer schildert ihre Verwunderung, als sie statt der gehofften Jagdbeute drei weibliche Gestalten in der Höhle erblickten, welche durch das Geräusch aufgeschreckt, laut aufschrieen und in den dunkelsten Winkel flohen, aber bei'm ersten Blicke auf die Jünglinge auf dieselben zueilten. Es waren die Vermißten, Todgeglaubten, die, nur von einem einzigen alten, treuen Diener begleitet, in diese Einsamkeit sich begeben hatten, da sie fürchteten, die Rache der Feinde, welche ihre

Brüder sich zugezogen, möge auch nach deren Tode noch nicht erloschen sein. In der einsamen Grotte hatten sie ihre Tage seit der Zerstörung ihrer Ahnenburg zugebracht, den günstigen Zeitpunkt abwartend, wo sie, die Schutz- und Güterlosen, wieder aus ihrer Abgeschiedenheit hervorkommen könnten.

Bald verwandelten die Lilien ihrer Wangen sich wieder in Rosen und schon nach wenigen Tagen wurde das Vermählungsfest der drei seligen Paare gefeiert. Bei der Höhle aber, aus welcher die schönen Einsiedlerinnen so manchmal sehnsüchtig den Blick in's Thal gesandt hatten, erbauten sie eine stattliche Burg, die sie die Minneburg nannten und welche Hugo, der jüngste Bruder, nebst seiner geliebten Elisabeth zum Wohnsitz erhielt. Und das treue Windspiel, welches die Ursache der Entdeckung der Jungfrauen gewesen war, ließen sie in Stein nachbilden und schmückten damit das Burgthor. Noch jetzt, nachdem die Minneburg längst zerfallen ist, hat sich dieser Stein erhalten und wird in dem nahen Dorfe Gutenbach gezeigt und dabei erzählt man die Sage von den drei Schwestern.

Die heilige Notburga.

Vor mehr denn tausend Jahren hielt ein Kaiser auf dem Hornberge seinen reichen glänzenden Hof. Die jetzt beinahe verödete Stelle ertönte damal von lauter Lustbarkeit Tag um Tag und selbst in die stillen Nächte hinein lärmte oft die Lust der festlichen Hofgelage. Notburga aber, des Kaisers einzige Tochter, nahm keinen Theil an solcher Freude, die ihrem zarten Sinne zu rauh, ihrem frommen Gemüthe zu sehr mit heidnischer Sitte vermischt schien. Und wie hätte denn ihr Herz sich auch der unschuldigsten Freude erschließen können, so lange es von Sehnsucht und Sorge bedrängt war? Ihr Otto war ja hinausgezogen in den Kampf in's fremde Land und war nicht wiedergekehrt und hatte keine Botschaft gesandt seit einem Jahre.

Weil aber der Kaiser sah, wie seine sonst so blühende Tochter in den ersten Jahren der vollesten Jugend allmählig dahin welkte, bedachte er endlich, es könne ein unverstandenes Sehnen sein, das ihr Herz mit dieser stillen Trauer füllte. Darum trat er eines Tages zu ihr mit diesen Worten: Burga, deine stillen Thränen kann ich nicht länger sehen! Sei wieder fröhlich und heiter. Sieh, ich habe dir einen Gemahl erwählt, den jungen Heidenfürsten, daß sich dein Herz an ihm erfreue und deine Thränen wieder trocknen. Mache dich gefaßt, in drei Tagen kommt der Bräutigam.

Diese Nachricht erfüllte sie mit stummem Schrecken; denn wie konnte die zarte jungfräuliche Tochter dem rauhen Vater

ihr Herz offenbaren? Als aber die Nacht kam, stand sie an dem Erkerfenster ihres Gemaches und starrte hinaus in die monderhellten Wolkenzüge und hinab in des Neckars glänzende Wellen und hinüber nach der dunkelbeschatteten Waldhöhe, und häufige Thränen fielen über ihre Wangen hinab in den Burgzwinger: Mein Otto, mein Otto, so klagte sie, hast du deine Notburga vergessen bei dem Anblicke fremder Jungfrauen und ist dein Herz kälter worden in dem Lande, da die Sonne wärmer scheint? Oder fielst du unter Feindes Schwerdt und schläfst schon unter'm grünen Rasen? und blühen Schlüsselblumen und Maslieben über deinem Herzen? Ach, daß ich bei dir ruhte in der kühlen Erde! — Was soll ich einsam in der Welt, die meinem Herzen fremd ist? Darum sind die Jugendrosen meiner Wangen erbleicht. Und ich soll nun mit den lilienblassen Wangen unter den Gästen sitzen als Braut und meines Herzens Bräutigam soll ferne sein? O, daß ich jetzt nur eine treue Seele hätte, die mich geleitete in eine Wildniß, wo ich fern von dem Treiben der Menschen nur deinem Andenken lebte!

Ihr alter treuer Diener Kaspar hatte aber ihre Klagen gehört und ihr Herz verstanden. Und er rief ihr von seinem Fenster unten hinauf und versprach ihr, sie über die Waldhöhe zu geleiten, nach der Kapelle zu St. Michael, wo der fromme Einsiedler lebte; der könne ihr Rath ertheilen, wie sie sich des verhaßten Ehebundes mit dem Heidenfürsten entschlagen möge.

Dankbar folgte ihm die bedrängte Notburga. Unbemerkt kamen sie durch die Thore der Burg und schon waren sie der waldigen Höhe nahe, da trabte es hinter ihnen her mit leichtem flüchtigen Hufe. Waren es die Rossetritte eines Verfolgers? Notburga sah sich ängstlich um, aber in freudige Ueberraschung löste sich ihre Angst. Es war der weiße Hirsch, den ihr Otto einst als Kalb gefangen hatte und gezähmt. Als er sie nun erreicht hatte, blickte er sie mit hellen Augen an, die gleichsam von menschlicher Freude glänzten, und bot ihr den Rücken dar. Da schwang sich Notburga auf das

fromme Thier, wie Otto sie einst selbst zuweilen hinaufgehoben. Kaum aber fühlte der Hirsch die Last, so trabte er schnellen Schrittes hinunter und verschwand mit ihr zwischen den Bäumen des waldigen Abhanges.

Ehe sich der zitternde Kaspar noch gefaßt hatte, ihr nachzueilen oder ihr nachzurufen, sah er den Hirsch schon unten in den Neckar springen und hinüberschwimmen. Im Mondscheine winkte Notburga noch mit ihrem weißen Arme herauf. Jenseits verschwand aber der Hirsch mit ihr im Gebüsch und in den Schatten der Nacht.

Da ihr Vater aber ihr Verschwinden erfuhr und niemand seiner Diener ihm Kunde von ihr geben konnte, sandte er Boten hinauf und hinab an dem Ufer des Neckars und ließ nach ihr forschen, und ritt selbst hinaus mit seinem Gefolge und suchte sie auf allen Burgen, in allen Hütten und fand sie nirgend.

Der alte Kaspar stand des nächsten Tages nach ihrer Flucht an seinem kleinen Fensterlein und schaute durch die runden Scheiben. Da kam Notburga's Hirsch in den Zwinger und blickte ihn mit bittenden Augen an. Ja, könntest du nur reden? sprach Kaspar und ging, ihm ein Stück Brod abzuschneiden, wie er sonst zuweilen gethan. Aber der Hirsch wollte es diesmal nicht fressen, sondern hielt ihm sein Geweihe dar. Soll ich's daran spießen? fragte Kaspar und that's schon. Aber des Thieres Augen sahen ihn dankbar an und darauf lief es in schnellen Sätzen nach dem Neckar hinab.

Als Kaspar am andern Tage wieder am Fenster stand, kam der Hirsch wieder und bot ihm sein Gehörn dar. Ein großes Eichenblatt war daran gebunden und Kaspars Frau erkannte, daß es durch Notburga's Strumpfband gehalten war. Auf dem Eichenblatt aber standen mit zierlicher Schrift die Worte eingeritzt:

Gott zum Gruß!
Notburga dankt dem Geber
Des Manna
In der Wüsten.

Als aber Kaspar und Else mit Mühe diese Worte gelesen, da liefen den alten Leuten die Thränen über die Wangen.

So hat ihr der fromme Hirsch das Brod gebracht! rief Kaspar; und: o Gott, ach Gott! schluchzte Else, die zarte Jungfrau nur genährt von unserm trockenen Brode! Und schnell ging sie hin und holte von ihrem besten Vorrathe und band es in einem Tüchlein dem Hirsch an's Geweih, und dieser trabte damit nach dem Neckar hinab. So kam er von Zeit zu Zeit wieder und die Alten gaben ihm immer ihr Bestes mit, wofür er manchmal ein Paar dankbare Worte auf einem Eichenblatte zurückbrachte.

Notburga's Vater war indeß heimgekommen und hatte nichts von seiner Tochter erforscht. Und der Frühling war hingegangen und der Kuckuck und die Nachtigall waren verstummt: da ward er endlich aufmerksam auf den weißen Hirsch und seine Gänge. Und als er ihn einstmals wieder vor Kaspars Fenster sah, trat er zu dem Alten mit raschem Schritte und rascher Frage und Kaspar konnte nicht leugnen, denn eben band er dem Hirsche ein Tüchlein an mit reifen Sommeräpfeln von Notburga's Lieblingsbaume.

Und schnell bestieg der Kaiser sein bestes Roß und seine Ritter und Edelknechte folgten mit ihm dem raschen Laufe des Hirsches. Sie sprengen ihm nach in die Fluthen des Neckars und sehen ihn jenseits zwischen den Sträuchen verschwinden. Da springt der Kaiser von seinem Roß und dringt ihm nach. Erstaunt bleibt er aber stehen. Gegen die Felsenwand neigt der Hirsch sein Geweih und ein weißer Arm reicht aus dem engen Eingange einer Höhle hervor und knüpft das Tuch los. Das ist Notburga's Lilienarm! ruft der bestürzte Vater und schnell, ehe sie ihn noch zurückgezogen, faßt er den Arm und hält ihn fest. Wie aber der schnelle Hirsch nun zurückspringt und der Kaiser das todtenbleiche Antlitz seines Kindes sieht, da spricht er mit linden Worten zu ihr: Notburga, liebes Herzenskind, sei mein Kind, wie vorher, folge mir wieder zu meiner Burg.

Notburga aber spricht: Was auf Erden mein Herz be-

glücken konnte, das hat der Herr zu sich hinaufgenommen. Ich suche nichts mehr bei den Menschen. Dem Himmel habe ich meine kurzen Tage ganz geweiht; ihm diene ich hier in stiller Einsamkeit. Und wie sehr der Vater in sie dringt, sie wiederholt ihm ruhig diese Worte. Da erwacht die Heftigkeit seines Gemüthes. Gewaltsam will er sie aus ihrer Höhle ziehen. Sie aber legt die andere Hand an das einfache Kreuz, das sie sich selbst aus Holz gemacht. Er zieht mit aller Kraft — da bleibt der Arm ihm in den Händen, abgelöst von ihrem Leibe. Aber ein grauses Entsetzen befällt ihn und Alle, die ihm nachgefolgt waren. Mit schreckenbleichen Mienen fliehen sie zurück und Keiner wagt es von ihnen, der Höhle wieder zu nahen, in der Notburga blutend liegt und hilflos.

Aber der Herr sendet ihr ein Schlänglein, das ihr heilkräftige Kräuter bringt und die wunde Stelle damit heilet.

Von Stund an ward sie von dem Volke als eine Heilige verehrt und wenn zum Klausner bei der Kapelle zu St. Michael reuige Sünder kamen, so schickte er sie wallfahren zu der frommen Notburga, und Notburga betete für die Büßenden und begnadigt kehrten sie mit leichtem Herzen in ihre Heimath.

Als aber im Herbste die Blätter fielen, kam auch Notburga zu sterben. Die Engelskindlein schwebten zu ihr herab und trugen die Sterbende aus ihrer Höhle heraus. Noch einmal schlug sie die brechenden Augen auf, schaute gen Himmel und seufzte freudig: Du bist schon dort, ich sehe dich winken! Ich komme, ich komme. Zugleich entschwebte ihre Seele. Die Engel hüllten die Leiche in ein königliches Gewand und setzten ihr eine Königskrone auf das Haupt. Dann stellten sie den Sarg auf einen Wagen und spannten zwei schneeweiße Stiere daran, die noch niemals ein Joch getragen. Und als sich nun das Volk aus der Nachbarschaft sammelte, die fromme Notburga zu ihrer Ruhestätte zu begleiten, bewegte sich der Zug langsam hinab und die Engel sangen einen himmlischen Chor dazu.

Bald hielten die Stiere still und wo sie hielten ward die Leiche zur Erde bestattet. Der Kaiser aber stiftete an derselben Stelle eine Kirche und in ihr ließ er seinem frühe geschiedenen Kinde ein Denkmal setzen. Notburga's Hirsch ward nie wieder gesehen.

Karl der Große zu Heilbronn.

In einer vom Neckar durchströmten Ebene, welche nach allen Seiten hin von grünen Hügeln eingeschlossen ist, liegt im Schwabenlande die alte Stadt Heilbronn. Vorübergegangen ist die Bedeutung, welche sie im Mittelalter, in den Tagen der Reichsunmittelbarkeit besaß; verstummt der Trotz der freien Bürger, welche ihre Unabhängigkeit wie ihre festen Mauern zu wahren wußten: aber noch herrschen Leben und Bewegung in den Straßen der fleißigen und betriebsamen Stadt, fruchtbar und reich ist das Land, das sie umgibt, schöne Denkmale und alte Bauten erinnern noch an den vielfach bewährten Ruhm. Hier ist, nahe am Wasser gelegen, der hohe, viereckige Thurm, welchen der brave Ritter, Götz von Berlichingen, dessen Burgen sich nicht weit entfernt befanden, als Gefangener bewohnte, da liegt die alte Kirche St. Kilian mit ihren gothischen Spitzfenstern und schlanken Pfeilern. In der Nähe sieht man Weinsberg mit seiner Burg Weibertreue, von der die Geschichte uns ein so schönes Beispiel der Frauenliebe und Gattentreue erzählt; den Neckar hinunterfahrend gelangt man nach den beiden Städtchen Wimpfen, im Thal und auf dem Berg, in deren Nähe in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zwischen dem Markgrafen von Durlach und dem Grafen Tilly die blutige Schlacht gekämpft ward, in welcher die vierhundert Pforzheimer, von ihrem Bürgermeister geführt, für ihres Fürsten Rettung den Heldentod starben.

Einst jagte Kaiser Karl der Große in den Niederungen, die der Neckar durchströmt, welcher sich bald durch enge, grüne Thäler seinen Weg bahnt, bald im weiten Wiesenplan langsamer sich fortschlängelt. Dichte Eichenwaldung bedeckte damals die ganze Gegend: vom Flußufer aus zog sich der Forst die Hügel hinan und nur selten gewährte ein freies Plätzchen einen Umblick auf die unabsehbaren, grünen Gaue. Keines Menschen Fuß schien diese Wildniß betreten zu haben, keine Art hatte den üppigen Laubwuchs gehemmt, tausendfältig ineinander verschlungen waren die Kronen der stolzen Bäume, dichtes hellgrünes Gras bedeckte den Boden, welchen der durch das Laub fallende Sonnenstrahl nur an wenigen Stellen berührte, ohne ihn aber trocknen zu können.

Lange war der Kaiser mit den wenigen Begleitern, welche er bei seinen häufigen Jagdzügen mit sich zu führen pflegte, durch das Dickicht in die Kreuz und Quere gezogen, als er an einer Stelle, wo der Forst sich lichtete und einige, wenn auch kärgliche Spuren von Wohnungen sich zeigten, unter denen eine kleine, halbverfallene Kapelle lag, zu einem reichlich sprudelnden Quell gelangte, dessen kühle Fluth ihm und den Seinigen eine langgesuchte Erquickung bot. Verwundert sah Karl sich um an diesem Orte, der ihm ganz fremde war, und eben wollte er das Wasser verlassen, das mit leisem Rauschen zwischen Gras und Kräuter dahinfloß, als Geräusch sich in der Waldung vernehmen ließ und im Augenblick, wo die Jäger schon glaubten, auf der Fährte eines Ebers zu sein, ein einzelner Mann hervortrat. Sein Aeußeres war ehrwürdig, ein langer weißer Bart floß auf seinen Gürtel herab, zum Schnee gebleichtes Haar deckte seinen Scheitel, sein Anzug war der eines Priesters des Herrn, aber er war ärmlich und Kummer und Entbehrungen sprachen aus dem Gesicht des Greisen. Er stutzte, als er die Fremden an der Quelle erblickte, trat aber furchtlos näher.

Wer bist du, frug Karl den Nahenden, und was führt dich in diese Wildniß?

Einst war es keine Wildniß, antwortete der Angeredete,

denn das Licht des Glaubens erleuchtete sie und der Geist des Herrn senkte sich auf dieses Land. An der Quelle, woran ihr jetzt stehet, euren Durst löschend, wurden Viele vom Heidenthum zur Lehre Christi bekehrt, aber der gute Samen ist erstickt worden in seinem Keime.

Das wolle Gott nicht, sprach der fromme Kaiser. Sag an, wie es zugegangen in diesen entlegenen Gauen.

Wie Bonifaz im Sachsenlande das Evangelium predigte und Sturmio zu Fuld die Abtei gründete, wo der heilige Teutschen-Apostel begraben liegt, so kam in diese Striche der fromme Kilian und machte das zerstreut in den großen Wäldern hausende Volk, das vom Ertrage der Jagd und des Fischfangs im Neckar lebte, mit der heilbringenden Lehre bekannt. Anfangs fand er nur Widerstreben und verschlossene Herzen und sah sich selbst mancher Gefahr ausgesetzt: aber das Beispiel seines reinen Wandels, seiner Sanftmuth und Selbstverleugnung wirkte endlich auf die rauhen, aber unverdorbenen Gemüther und sein frommes Wort fand Eingang bei ihnen. Zu der Quelle, an deren Rand ihr stehet, kamen sie und ließen sich taufen in ihrem Wasser; unter den Wohnungen der Christen erhob sich ein, dem Erzengel Michael geweihtes Kirchlein und täglich mehrte sich die Zahl der Gläubigen. Der heilige Kilian aber zog nach einiger Zeit weiter, das Werk der Bekehrung auch an andern Orten in Teutschland fortzusetzen. Einer seiner Jünger blieb an seiner Stelle zurück, aber der Same des Unfriedens fiel unter die Gemeinde und schoß bald zu wucherndem Unkraut auf. Die meisten verliefen sich, die Hütten verfielen, das Kirchlein gerieth in den Zustand, in welchem ihr es erblicket. Vor einigen Jahren kam ich in diese Gegend und verkündigte von neuem Gottes Wort, aber meine Bemühungen haben nur wenig gefruchtet.

Der gottesfürchtige Kaiser ward durch die Rede des Priesters gerührt. Ich habe, dachte er bei sich, innerhalb und außerhalb der Grenzen meines weiten Reiches so Vieles gewirkt, um der Christuslehre Eingang und Aufnahme zu

verschaffen; warum sollte ich die frommen Bemühungen dieses Mannes nicht unterstützen? Fasset Muth, sagte er zu diesem, euer Kirchlein wird sich bald aus seinen Trümmern erheben; das Licht, welches ausgegangen von Osten, soll auch die teutschen Waldungen mit seinem milden Strahle erhellen.

Als der Priester von einem der Jäger vernommen hatte, wer derjenige war, mit welchem er geredet, da ward sein Herz mit Freude erfüllt und er ergoß sich in tiefgefühlte Dankesbezeugungen gegen den, welcher wol im zu weit getriebenen Glaubenseifer mit Feuer und Schwerdt dem unterjochten Sachsenvolke die gute Botschaft gepredigt hatte, Würgengel mehr denn Apostel; welcher aber auch, durch Begünstigung des geistlichen Standes und Anlegung von Klöstern, einzige Zuflucht der Wissenschaft in jenen Tagen, zur Unterrichtung und Bildung seiner Zeitgenossen so Vieles beitrug.

Bald erhob sich erneuert und verschönert die Kirche zu St. Michael und füllte sich wieder mit Gläubigen; Ansiedler kamen von nah und ferne und ein Theil der Waldung sank unter der Axt des Holzhauers, Platz machend dem Feldbau und der Kultur. Wo einst nur wenige Hütten lagen, sah man ein Städtchen entstehen; Karl der Große besuchte zu verschiedenen Malen den aufblühenden Ort und auf dem Markte zeigt man jetzt noch ein altes, schönes Haus, dessen Bauart an die Zeit des ruhmgekrönten Kaisers erinnert und das die Sage als seine Pfalz bezeichnet. Noch strömt aus den sieben Röhren des heilspendenden Kirchenbrunnens das kristallhelle Wasser, welches Heilbronn seinen Namen gab.

Das Käthchen von Heilbronn.

In Heilbronn lebte vor Zeiten ein Waffenschmidt Namens Friedeborn, dem aus einer früh durch den Tod seiner Gattin aufgelösten Ehe eine einzige Tochter Namens Katharina geblieben war. Das Kind war am heiligen Ostersonntage geboren, und darum mögen auch mancherlei überirdische Gewalten von früh an Einfluß auf dasselbe gehabt haben, obgleich sich dieser durch nichts Unheimliches oder Verwirrendes kund gab. Denn Käthchen war in ihrem sechszehnten Jahre ein Kind, recht nach der Lust Gottes, gesund an Leib und Seele, wie es die ersten Menschen gewesen sein mögen, die auf Erden geboren worden; und dabei ein Wesen von so zarter, frommer und lieber Art, wie es uns nur vergönnt ist zu sehen, wenn wir auf Flügeln der Einbildung uns in den Himmel versetzen zu den lieben kleinen Engelein, die mit hellen Augen aus den Wolken, aus den lichten Wolken hervorgucken.

Ging sie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den gelb gelackten Strohhut auf, die Brust von dem schwarzsammtenen Leibchen bedeckt und mit Silberkettlein umhängt, so lief es flüsternd von allen Fenstern herab: Das ist das Käthchen von Heilbronn — „Das Käthchen von Heilbronn!" sagten die Leute, als ob der Himmel von Schwaben sie gezeugt, und die Stadt, die unter ihm liegt, sie geboren hätte. Vettern und Basen, die seit drei Geschlechtern nicht mehr an die Verwandtschaft mit dem wackern Friedborn

gedacht hatten, nannten sie auf Kindtaufen und Hochzeiten ihr liebes Mühmchen; der ganze Markt, auf dem der Vater seine Werkstatt hatte, erschien an ihrem Namenstage und bedrängte sie und wetteiferten sie zu beschenken. Wer sie nur einmal gesehen und im Vorübergehen einen Gruß von ihr empfangen hatte, schloß sie acht folgende Tage in sein Gebet ein. Der Großvater hatte ihr früh schon, als einem Goldkinde, mit Ausschluß ihres Vaters, ein Landgut geschenkt und sie dadurch zu einer der wohlhabendsten Bürgerinnen der Stadt gemacht. Auch hatten schon fünf Bürgersöhne um sie geworben, und die Ritter, die durch die Stadt zogen, konnten's nicht verschmerzen, daß sie kein Fräulein war und meinten, wenn sie's wäre, so würde das Morgenland aufbrechen und ihr seine Gaben von Perlen und Edelsteinen zu Füßen legen. Aber sie begehrte dessen nicht uud kannte keinen Hochmuth.

Drei Viertel Jahre, nachdem sie ihr fünfzehntes zurückgelegt hatte, war der Sylvester-Abend gekommen und trennte das alte Jahr von dem neuen. Es war damals wie noch heut zu Tage Sitte, in dieser Nacht Blei zu gießen und aus den wunderlichen Formen dieses Gusses die Zukunft zu lesen; auch baten die Jungfrauen, die noch nicht wußten, wem sie anheim fallen sollten, Gott, er möge ihnen den künftigen Gatten im Traume zeigen. Käthchen dachte nun zwar damals noch wenig an Männer, aber Elsbeth, die alte Magd, ermahnte sie, dergleichen ja nicht zu unterlassen, und so that sie's. Um Mitternacht that sich die Thüre ihres Kämmerleins, worin sie auf weißem Bettchen mit rothwollener Decke lag, auf und herein trat ein Cherub mit schneeweißen, silberglänzenden Flügeln auf beiden Schultern und führte einen Ritter von stattlicher Gestalt zu ihr herein, der sie als Braut begrüßte. Das Käthchen freute sich des Besuches und rief Elsbeth und Christine, die Mägde des Hauses, während sie aus dem Bette stieg und dem Gaste zu Füßen sank; der ergriff sie liebreich bei der Hand; der Cherub aber zeigte ihm ein Maal auf ihrem Rücken und sagte: daran magst du sie

wieder kennen. Da kamen die aufgerufenen Mägde mit Licht und verschwunden war alles; Käthchen aber lag im bloßen Hemdchen knieend am Boden; sie verschloß ihr Geheimniß sorgfältig und legte sich still zu Bette.

Einige Jahre früher als Käthchen in Heilbronn geboren worden war, ward auch der Gräfin Wetter vom Strahl ein Erbe geschenkt, der zu ihr und aller seiner Vasallen Freude heranwuchs, bis ihn im zweiundzwanzigsten Jahre seines Lebens ein so heftiges Siechthum ergriff, daß nach kaum neun Tagen der schlanke kraftvolle Ritter als Leiche auf seinem Bette lag und die Mutter sammt den Muhmen und Basen in stillem Schmerze um ihn herum knieten. Als die Zeit nun gekommen war, wo man meinte, der Leiche die letzten Dienste erweisen zu müssen, schlug der Todtgeglaubte plötzlich die Augen auf und war ungemein beseligt und von Stund an auf dem Wege der Genesung. Wo er in dieser Pause seines irdischen Daseins gewesen, ob er geträumt oder traumlos gelegen habe, blieb in seiner Brust verschlossen. Dies Alles begab sich aber in der Sylvesternacht, dreiviertel Jahr, nachdem Käthchen fünfzehn Jahr alt geworden war.

Als der Winter vorüber war und die Bande der Erde sprangen, bedrängte der Pfalzgraf die Stadt Heilbronn aus gar üblen Absichten, denn er wollte nichts Geringeres als ihr ihre Freiheit rauben. Die Bürger und befreundeten Ritter waffneten sich und der Markt war in fröhlicher Bewegung; da sprengte der Graf Wetter vom Strahl an das Haus des Waffenschmiedes Friedborn und stieg vor seiner Pforte gepanzert vom Pferde herab. Er neigte das Haupt tief zur Erde, um mit den hohen Federbüschen, die ihm vom Helme niederwehten, durch die Thüre zu kommen: Meister, sprach er, schau her, dem Pfalzgrafen, der eure Wälle niederreißen will, zieh' ich entgegen; die Lust, ihn zu treffen, sprengt mir die Schienen, nimm Eisen und Draht, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche und heft' sie mir wieder zusammen. Friedborn war erbötig zu thun, wie ihm geheißen war, und nöthigte ihn auf einen Sessel mitten im Zimmer, darauf rief

er: Wein und Schinken zum Imbiß und setzte sich an's Werk. Und während draußen der Streithengst wieherte und mit den Pferden der Knechte den Grund zerstampfte, daß der Staub emporquoll, öffnete, ein großes flaches Silbergeschirr auf dem Kopfe tragend, auf welchem Flaschen, Gläser und der Imbiß gestellt waren, Käthchen die Thüre und trat herein. Wenn Jemanden Gott der Herr aus Wolken erschiene, würde er sich ungefähr fassen wie sie, als sie den Ritter erblickte; Geschirr, Becher und Imbiß ließ sie fallen und leichenbleich, die Hände wie zur Anbetung gefaltet, den Kopf tief zur Erde geneigt, stürzte sie vor ihm nieder, als ob ein Wetterstrahl sie getroffen hätte. Der Vater hob sie erschrocken auf, sie aber schlang sich, um nicht wieder zu fallen, an ihn an und starrte mit flammenden Wangen nach dem Grafen, als ob sie eine Erscheinung gehabt hätte. Dieser sagte: was ist dir, Kind? und sah sie verwundert an, und das ganze Haus lief zusammen, um zu fragen, was der Jungfer sei. Nachdem sie ihn noch eine Weile angestarrt hatte, ward ihr Blick sanfter und sie schien in so weit beruhigt, daß der Vater sein Geschäft fortsetzen konnte. Nachdem es vollendet war, stand der Graf auf und sah das Mädchen, das ihm bis an die Brusthöhle ragte, gedankenvoll an, beugte sich über sie und küßte ihre Stirne, indem er sagte: der Herr segne dich! In demselben Augenblicke aber, wo er den Streithengst bestieg und davon ritt, warf sie sich mit aufgehobenen Händen, vom dreißig Fuß hohen Söller auf das Pflaster herab, gleich einer Wahnsinnigen und brach sich beide zarten Lendchen dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau. Der Ritter unterdessen sah wohl, daß ein Getümmel vor dem Hause entstand, wußte aber nichts von dessen Ursache und hielt seinen Weg nicht länger auf.

* * *

Die Fehde mit dem Pfalzgrafen endigte zur Zufriedenheit der Bürger von Heilbronn und ward bald durch andere

Abentheuer in dem bewegten Leben des Ritters ersetzt. Als es schon hoch im Sommer war, befand er sich eines Tages auf einer Reise nach Straßburg und hatte die Kühlung des Rheines gesucht, um sich im Schatten einer Felswand auszuruhen. Er erwachte nach kurzer Ruhe und fand — des Waffenschmiedes Kind schlummernd zu seinen Füßen liegen, als ob sie vom Himmel herabgeschneit wäre; hastig sagte er zu den Knechten: Was Teufel, das ist ja das Käthchen von Heilbronn! Bei diesen Worten schlug sie die Augen auf und band sich das Hütlein fest, das ihr vom Kopf gefallen war und benahm sich gerade, als ob sie in der Laube ihres väterlichen Hauses vom Schlafe überfallen worden wäre. Als sie der Ritter fragte, wie sie so weit von Heilbronn daherkäme, sagte sie: Hab' ein Geschäft, gestrenger Herr, das mich gen Straßburg führt, und es schauerte mich allein im Walde, da schlug ich mich zu euch. Der Ritter ließ sie mit Erfrischungen versorgen, dang ihr einen Boten, der sie nach Straßburg geleiten sollte und schwang sich auf seinen Rappen, um weiter zu reiten. Abends erreichte er die Herberge und wollte sich eben zur Ruhe legen, als Gottschalk, sein Knecht, zu ihm eintrat und ihm meldete: das Mädchen sei unten und begehre in seinen Ställen zu übernachten. Der Ritter befahl Gottschalken, ihr eine Streu unterzulegen und wendete sich zum Schlafen. Am andern Abende war es wieder eben so, und im ganzen Verlauf seines Streifzuges nicht anders. Der Ritter litt es um des alten Mannes willen und dachte, komm' ich einmal nach Heilbronn, so wird er mir's danken, wenn ich ihm die Tochter wiederbringe. Gottschalk hatte aber das Mädchen lieb gewonnen wie eine Tochter und pflegte sie auf alle Weise.

In Straßburg wohnte der Graf im erzbischöflichen Palaste und wunderte sich, daß sich Käthchen auch dort eingefunden, als ob sie zu seinem Troß gehöre. Auch war es ihm keineswegs genehm, und eines Tages, da er sie auf der Stallschwelle sah, trat er zu ihr und fragte sie, was für ein Geschäft sie in Straßburg treibe? Käthchen ward flam-

menroth und sagte: Gestrenger Herr! ihr wißt es ja. Da kam es ihm beinahe vor, als habe das Kind es auf ihn selber abgesehen, und er beschloß, auf der Stelle einen Boten nach Heilbronn zu senden, um den Vater zu benachrichtigen, daß das Käthchen bei ihm sei und daß er möge in wenigen Tagen nach Schloß Strahl kommen, um sie abzuholen.

Den Alten aber traf die Botschaft in einer nicht sehr freundlichen Gemüthsstimmung, denn er wußte sich die ganze Begebenheit mit Käthchen und dem Ritter nur durch eine böse Zauberei von Seiten des Letztern zu erklären.

Als er sie mit zerbrochenen Gliedern auf seinen Armen in ihr Bett getragen hatte, lag sie sechs Wochen, ohne sich zu regen, in der Gluth des hitzigen Fiebers. Auch entlockten ihr nicht einmal die Phantasien ihres Gehirns ein Wort, woraus man auf ihre Gedanken hätte schließen können; kaum aber hatte sie sich ein wenig erholt, als sie ihr Bündel schnürte und mit den ersten Strahlen der Morgensonne in die Thüre trat. Wohin, fragte die Magd. Zum Grafen Wetter vom Strahl, antwortete sie und verschwand.

Thränenlos saß der verlassene Vater da und zürnte seiner Tochter; aber zumeist dem argen Verführer seines süßen Kindes. Als endlich dessen Botschaft kam, machte er sich eilig auf den Weg, um sie abzuholen und aus seiner Gewalt zu befreien. Der Graf empfing Friedborn eben so freundlich, als dieser entrüstet vor ihn trat, ja der letztere trieb den Verdacht gegen den schuldlosen Edelmann so weit, daß er beim Eintritt in seine Thüre die Hand nach dem Weihkessel ausstreckte und ihn mit dem Wasser desselben bespritzte. Der Graf erzählte ihm ohne Arg den ganzen Hergang und führte ihn dann, dem bekümmerten Vater seine Tochter zu übergeben, in den Stall, wo Käthchen ein Waffenstück reinigte. Aber die hatte kaum den alten Mann erblickt, als sie kreideweiß dem Grafen zu Füßen fiel und ihn bat, sie vor dem eigenen Vater zu schützen. Friedborn stand da, wie eine Salzsäule, und ehe der Graf noch zur Besinnung kam, warf jener ihm den Hut in's Gesicht, als wollte er ein

Greuelbild verschwinden machen; dann aber eilte er selbst von dannen, als setze die Hölle ihm nach.

Er wußte von einer Gerichts-Versammlung edelgeborner Männer, die unpartheiisch über Hohe und Niedere urtheilen. Vor diesem Vehmgerichte eilte er, den Grafen, als der Zauberei und des Mädchenraubes schuldig, anzuklagen. Der Graf erschien auf die erste Vorladung und brachte die zagende Jungfrau mit, die ebenfalls berufen worden; aber er wußte durch die einfache, der Wahrheit getreue Erzählung der ganzen Geschichte die Richter von dem Ungrunde des auf ihm lastenden Verdachtes der Zauberei auf das bündigste zu überzeugen und gegen die Anklage der Verführung vertheidigte ihn des Mädchens fleckenlose, von keinem Hauch getrübte Unschuld, die vor der hohen Versammlung der Vehm durch die verfänglichen Kreuz- und Querfragen sonnenklar an den Tag kam.

Graf Wetter vom Strahl wurde freigesprochen und, nachdem er Käthchen verboten hatte, sich je wieder bei seiner Burg blicken zu lassen, ward dem alten Friedeborn der Leib seines Kindes zur fernern väterlichen Pflege übergeben, während ihre Seele, die sich außer dem Bereich menschlicher Gewalt befand, nach wie vor bei ihrem hohen Herrn verblieb, der wie ein Wetterstrahl in ihr junges Herz eingeschlagen und es ganz und gar entzündet hatte. Aber auch er war, trotz seiner anscheinenden Gleichgültigkeit und Härte, doch schon längst durch die Anhänglichkeit und die Reize des holden Kindes tief gerührt: nur vermochte ihn dreierlei, die Gefühle, die sich in seiner Brust regen wollten, zu unterdrücken. Das Eine war: die Ehrenfestigkeit seines ganzen Wesens, die es ihm nimmermehr erlaubt hätte, der reinen Jungfrau auf eine unehrbietige Weise zu nahen. Sie aber als eheliche Gemahlin heim zu führen, daran hinderte ihn das Zweite, was sich seinen geheimen Wünschen in den Weg stellte, nämlich die Verschiedenheit des Standes. Das Dritte war ein Geheimniß zwischen ihm und Gott, aber da es später

doch an das Licht gefördert wurde, so mag es der Mund der Sage hier erzählen.

In jener Sylvesternacht, da der Graf vom Strahl todtähnlich auf seinem Bette lag, meinte er, ein Cherub sei zu ihm getreten, habe ihn sanft an der Hand genommen und ihn durch die Nacht in das Schlafkämmerlein eines Mädchens geleitet, das schlafend im bloßen Hemdchen auf einem weißen Bettchen mit rothwollener Decke lag. Das holde Kind habe ihn bei seinem Eintritte mit großen, schwarzen Augen angesehen und habe gerufen: Elsbeth! darauf sei sie vom Purpur der Freude über und über schimmernd, aus dem Bette gestiegen und habe sich auf die Knie vor ihm niedergelassen und mein hoher Herr gelispelt; der Engel habe ihm darauf gesagt, daß das Kind eine Kaiserstochter sei und ihm ein Maal gezeigt, das ihr röthlich auf dem Nacken gezeichnet stand, indem er sagte: daran magst du sie erkennen. Als er ihr aber in's Antlitz habe schauen wollen, um noch ein besseres Kennzeichen zu haben, seien die Mägde mit Licht gekommen und alles sei verschwunden gewesen. Er aber habe, nachdem er die Augen aufgeschlagen, auf Schloß Strahl auf dem Bette gelegen, an dem seine Mutter und Base weinten. Nie hatte der Graf irgend jemanden etwas von dieser Geschichte mitgetheilt, aber sie darum nur tiefer im Herzen bewahrt. Er war so überzeugt, daß ihm vom Himmel selbst eine Kaiserstochter bestimmt war, daß er an keine andere Jungfrau denken zu müssen glaubte und daher jede Regung, die zu Käthchens Gunsten in seinem Innern sprach, schnell zum Schweigen brachte. So schlug er sich denn die ganze mehr ärgerliche als angenehme Geschichte, so gut es ging, aus dem Sinne und lag seinen Fehden und sonstigen Geschäften ob.

Als Käthchen sich von ihrem Ritter getrennt sah, verlangte sie nichts mehr auf dieser Welt, als durch Friedborn zu dem Prior eines Augustiner-Klosters geführt zu werden, um sich von ihm zum Eintritt in ein ihr bekanntes Urselinerinnen-Kloster vorbereiten zu lassen. Der Vater erfüllte

ihren Wunsch mit tiefem Kummer, und als sie eines Abends dicht vor der Pforte des Augustiner = Klosters angekommen waren, übermannte ihn der Gedanke, sein Kind auf immer und ewig in's Kloster zu begraben, so schmerzlich, daß er ihr vorschlug, wieder nach der Strahlburg zu gehen und sich dort unter dem Hollunderstrauch am Abhange des Felsens, wo sie am liebsten zu sitzen pflegte, die Sache noch einmal zu überlegen. Käthchen sah ihn mit großen, traurigen Augen an und sagte: ich darf es nicht thun, der Graf hat es mir verboten. Als nun der gute Vater sich erbot, zu ihm zu gehen und ihr die Erlaubniß dazu auszuwirken, da erkannte sie die Macht der väterlichen Liebe und entschloß sich von Stund an, nicht in's Kloster zu gehen, aber noch weniger zu dem Hollunderstrauch, sondern nur ihr Gebet bei dem Prior zu verrichten und dann wieder nach Heilbronn mit dem Vater zu ziehen.

Graf Wetter vom Strahl war um eines Besitzthums willen in Fehde mit dem Rheingrafen vom Stein. Dieser hatte, da er mit offener Gewalt wenig ausrichten konnte, einen Knecht gedungen, der sich auf Strahlburg einschlich und dort Dienste erlangte, aber in der verrätherischen Absicht, bei Gelegenheit seinem eigenen Herrn von Nutzen sein zu können. Der Augenblick war gekommen und der Rheingraf sandte zwei Boten mit zwei Briefen aus, den einen an Peter Quenz, den verrätherischen Knecht auf Strahlburg, worin er ihm sagte, daß er Schlag zwölf mit seinem Kriegshaufen vor dem Schlosse sein und seiner Hülfe von Innen harren würde; den andern an den Prior Hatto, von eben dem Augustiner-Kloster, in dem Käthchen die Nacht zubringen wollte, die Botschaft enthaltend, daß er noch spät am Abende zu ihm kommen würde, um die Absolution zu empfangen. Die Fügung des Himmels wollte es aber so, daß die Briefe verwechselt wurden, der Prior den für den Knecht bestimmten erhielt und Käthchen, welche eben ihr Gebet verrichtet hatte, auf diese Art hinter den ihrem Ritter drohenden Anschlag kam. Keinem Menschen trauend und die schon herabgesunkene Nacht

nicht scheuend, machte sie sich flugs auf den Weg nach Strahlburg und wäre sicher nicht mehr in das Schloß gedrungen, wenn Gottschalk sie nicht erblickt und vor den Ritter geführt hätte. Dieser war gewaltig unwirsch, als er zu so später Stunde und gerade als er glaubte, sich auf immer von ihr losgemacht zu haben, das Mädchen auf seiner Burg erblickte, und schalt Gottschalk, den Knecht, aber zumeist das arme Käthchen, die er eine landstreicherische Dirne nannte und gar nicht zu Wort kommen ließ. Als diese dennoch den Brief emporhielt und durchaus gehört sein wollte, drohte er, die Peitsche von der Wand zu nehmen, um sie hinauszutreiben, denn er dachte in diesem Augenblicke mehr an die Anklage vor dem heimlichen Gerichte und an alle Verlegenheiten, welche die Liebe des Mädchens ihm schon verursacht hatte, als an die Vorschriften der Ritterlichkeit. Endlich gelang es Käthchen trotz seinem Toben und Zürnen ihm den Brief durch Gottschalk in die Hand zu bringen. Da faßte denn freilich eine ganz andere Erkenntniß und tiefe Reue das Herz des Ritters: er sah, von welcher Gefahr er durch das heldenmüthige und anhängliche Mädchen errettet war, und traf flugs Maßregeln, um den Ueberfall der Burg zu verhindern, was ihm auch ohne Mühe noch gelang. Das schwerere war, die Augen vor Käthchen aufzuschlagen, die er so mißhandelt hatte, während er ihr so viel verdankte. Freilich begegnete er ihr freundlich und suchte sein Unrecht wieder gut zu machen, aber Käthchens Herz wußte nichts von Groll, denn was konnte der ihr von Gott durch seinen Cherub zugeführte Herr Unrechtes gegen sie begehen? Von ihm kam Alles recht, wie es kam.

Käthchen verließ die Strahlburg nun nicht mehr; sie brachte ihm die Waffen, wenn er in's Treffen wollte, sie folgte ihm durch Wald und Feld, über Bäche und Berge, und es war nicht mehr die Rede davon, daß sie nach Heilbronn zurückkehren sollte. Der Graf that, als ob er sie nicht bemerkte und ließ sie gewähren, zudem wußte er, daß sie an dem alten Gottschalk einen treuen Schatz hatte. Als wieder

Friede in der Burg war, zog Käthchen auch wieder ein und wohnte wieder neben den Dienstleuten, aber am liebsten bettete sie sich unter dem Hollunderstrauch vor der Burg. Dort hatte sie sich unter den Zweigen des Baumes ein Hüttchen gebaut, und wenn die Sonne heiß vom Himmel brannte, fand sie unter seinem Laubdache Kühlung. Gottschalk hatte manchmal bemerkt, daß ihre Träume nicht stumm seien, und daß man sie wol im Schlaf, wie Nachtigallen in der Sommernacht, flüstern hörte; er erzählte diesen Umstand seinem Herrn, der sich mancherlei Gedanken darüber machte.

Es war an einem schwülen Nachmittage, als der Ritter einst allein aus seiner Burg trat und den Weg zu Käthchens Hollunderbaum fand. Da lag sie schlafend, mit rothen Backen und verschränkten Händchen. Er sah sie lange gerührt an und beschloß dann zu versuchen, ob es ihm nicht möglich sei, zu ergründen, warum dies Mädchen, das bestimmt schien, den herrlichsten Bürger von Schwaben zu beglücken, ihm gleich einem Hündchen durch Glück und Elend folgen mußte. Es war ihm, als müsse sie ihm eine Frage im Schlaf beantworten, die er oft wachend gethan, aber auf welche sie nie etwas anders erwiedert hatte, als: ei, gestrenger Herr, ihr wißt's ja. Er nahte sich ihr leise, kniete vor ihr hin und legte seine Arme sanft um ihren Leib; er fing an sie allerlei zu fragen, worauf sie zusammenhängende Antworten gab: endlich kam er mit seinem Hauptanliegen: Du bist mir wol recht gut? Gewiß, sagte Käthchen. Und er fuhr fort. Aber ich dir, was meinst du, ich dir nicht? Ach geh', lächelte sie, du bist verliebt in mich wie ein Käfer. Der Ritter erschrak, denn sie hatte es wahrhaftig getroffen, nur wunderte ihn ihre Zuversicht. Er fragte weiter und weiter, und was erfragte er? Was sah er, als er ihr Tuch sanft von dem Halse wegschob? Ein Maal, wie es der Cherub ihm gezeigt. Und Käthchen war das Mädchen, die er in der Sylvesternacht gesehen, und er war der Ritter, dem sie in der Sylvesternacht zu Füßen gelegen hatte.

Endlich erwachte sie und erschrak, von ihm im Schlafe

überraſcht worden zu ſein. Sie glaubte, er würde ihr zürnen, aber er war gedankenvoll und weich, und als Gottſchalk dazu kam, befahl er ihm, der Jungfrau ein Gemach auf der Burg anzuweiſen.

Seine einſamen Stunden waren fortan von einem Gedanken erfüllt: wie Käthchen des Kaiſers Tochter ſein könne. Daß es aber ſo war, war ihm ſo gewiß, als daß der Himmel ſich über der Burg wölbte, und er nahm auch keinen Anſtand, es mehren Perſonen, ihren Rath heiſchend, zu vertrauen. Aber niemand konnte ihm ſagen, wie ein ſolch Geheimniß zu ergründen ſei. Darüber brütete der Graf noch, als eine Botſchaft ihn an den Hof des Kaiſers nach Worms entbot. Friedborn, der von dem heimlichen Gerichte abgewieſen worden war und nun ſein Kind auf's neue verloren ſah, ja dem es ſogar zu Ohren gekommen, daß der Ritter ſein Käthchen für des Kaiſers Tochter ausgab und dadurch dem guten Ruf ſeiner längſt verſtorbenen Frau zu nahe trat, zögerte nicht, ſich dem Throne der höchſten irdiſchen Majeſtät gegenüber zu ſtellen und ſeine doppelte Klage anzubringen. Den Kaiſer entrüſtete eine ſolche Handlungsweiſe auf das höchſte, denn war er ſich auch mancher kleinen heimlichen Sünde bewußt, ſo gefiel es ihm, der ſonſt ein gerechter Herr war, doch übel, ſich ſo öffentlich bloßgeſtellt zu ſehen.

Den Grafen traf dieſe Veröffentlichung ſeiner geheimſten Angelegenheiten ebenfalls höchſt unerfreulich, und er beſann ſich nicht, vor Gericht zu erklären, daß es nie ſeine Abſicht geweſen ſei, einem ſolchen Gerücht irgend Wichtigkeit zu geben. Der Kaiſer wollte ſich auch mit dieſer Erklärung begnügen, aber Friedborn drang mit dem höchſten Eigenſinn auf einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Grafen. Dieſem riß endlich die Geduld und er rief laut und öffentlich aus: Käthchen ſei ſeines hohen Kaiſers Kind und er werde es Augenblicks mit dem Schwerte beweiſen. Er zog und zwei Züge mit ſeiner gewaltigen Klinge reichten hin, den alten Mann zu entwaffnen, dem er kein Leides anthat.

Als der Kaiſer die Waffen ſeines Anklägers alſo ſiegreich

sah, floh das Blut aus seinen Wangen, aber ein Licht entzündete sich in seinem Gedächtnisse, denn er erinnerte sich allerdings, vor siebzehn Jahren zu der Vermählung seiner Schwester, der Pfalzgräfin, in Heilbronn gewesen zu sein, und bei einer Volksfestlichkeit allerlei Heimliches mit einer schönen Bürgersfrau im Schatten einer Laube geschwatzt zu haben. Zum Abschiede gab er ihr, die ihn nicht kannte, eine Schaumünze, und als er darnach forschte, fand es sich, daß Käthchen dieselbe Münze auf dem Sterbebette von ihrer Mutter empfangen habe. Der Kaiser, nachdem ihm dies den Sinn durchdrungen hatte, nahm sich vor, die Sache gütlich beizulegen, damit nicht ein zweiter Cherub herniedersteige und das Geheimniß vor aller Welt verkünde. Er bat den gebeugten Friedborn, ihm dies Kind abzutreten; um allen ärgerlichen Gerüchten ein Ende zu machen, werde er Käthchen von Heilbronn als seine Pflegetochter, Katharina von Schwaben, mit dem Wetter vom Strahl alsbald und mit großem Pomp vermählen. Friedborn könne aber alsdann seine alten Tage bei dem jungen Paare in Ruhe verleben.

Ein solcher Vorschlag befriedigte die streitenden Parteien, und wenige Tage nachher erglänzte der Schloßhof von allem Pomp der Ritterschaft, und unter glänzendem Baldachin erschien bescheiden das süße Käthchen als die erkorne Braut des Grafen Wetter vom Strahl.

Götz von Berlichingen.

Auf der an der Jart im Schwabenlande, im jetzigen Königreich Württemberg, gelegenen Burg Jarthausen hauste seit vielen, vielen Jahren das alte ritterliche Geschlecht der Berlichingen. Noch blüht die Familie unter den besten des südlichen Teutschlands, während ihre Erinnerungen und Denkmale in das zehnte Jahrhundert hinaufreichen. Hier wurde dem Kilian von Berlichingen von seiner Ehefrau Margarethe von Thüngen im Jahre 1480 ein Knabe geboren, den er Götz nannte. In seiner Kindheit schon zeigte er den rastlos thätigen, unruhigen Sinn, den er bis in sein spätes Mannesalter bewahrte. Durch einen seiner Verwandten, der ihn zu sich nahm, kam er frühe an den Hof des Markgrafen von Anspach, Friedrich IV. von Hohenzollern, und befand sich bereits im Jahre 1495 auf dem wormser Reichstage. Damals saß König Maximilian auf dem teutschen Thron. Jeder hat von den Schicksalen und dem Charakter dieses Königs vernommen, welcher Teutschlands Mittelalter und zugleich das Ritterthum dieses Mittelalters zu Grabe trug: ein Herrscher von den schönsten Anlagen, von den edelsten Gesinnungen, von den Seinigen geliebt und gepriesen, thätig, muthig und unternehmend, der Kunst und Wissenschaft hold; aber durch die Schuld der Zeit und Umstände, wie durch die Schwächen, die er in sich trug, bestimmt, wenig von dem gelingen zu sehen, was er unternahm, in jugendlichen Jahren schon der schönen Gemahlin und eines bedeutenden Theiles ihres reichen

Erbes beraubt, von Krieg zu Krieg ziehend, reich an Plänen, unermüdet in Unternehmungen, die beinahe alle scheiterten, weil es ihm entweder an Ausdauer gebrach, oder im rechten Moment an Mitteln, das Begonnene durchzuführen. Das teutsche Reich zu seiner Zeit in anhaltender Unruhe und Verwirrung, in Fehden und Krieg; häufig mißachtet das Ansehn des Oberhauptes, weil es dem Oberhaupte an Macht fehlte, dies Ansehen geltend zu machen; täglich sich mehrend die Ruhelosigkeit der Gemüther und die Gährung, welche ausarten sollte in die größte Spaltung teutscher Nation und Einheit, zur Zeit gerade, als Maximilian schlafen ging in der Hauptstadt seines geliebten Landes Tyrol, in jenem großartig prächtigen Grabmal, wo die Ahnen des habsburgischen und burgundischen Hauses in ehernen Gestalten den letzten Ritter umstehen.

Dies war die Zeit, in der Götz von Berlichingen aufwuchs. Sie war es, die seinen Charakter entwickelte, die das Wohl und Wehe, die ganze Gestaltung seines Lebens bedingte. Schon als Junker war er fertig im Dreinschlagen. Als er einmal an der Mittagstafel der Knappen und jungen Leute neben einem jungen Polen saß, einer Zierpuppe, der seinen Stolz in den Schnitt seiner Kleider und seine glatten Locken setzte, traf es sich, daß er bei'm raschen Aufstehen den künstlichen Haarbau des Nachbars mit seinem Aermel in Unordnung brachte. Sogleich stieß der Pole mit dem Tischmesser nach ihm: Götz, nicht faul, zog seinen kurzen Degen und bearbeitete den Andern weidlich. Der Pole hatte hohe Gönner und Götz wurde in den Thurm gesperrt, aber des Markgrafen Söhne holten ihn nach einer Viertelstunde wieder heraus. Als einige Zeit darauf bei einer anderen Veranlassung der nämliche Gegner, dessen Groll fortdauerte, mit dem Degen sich auf ihn warf, begegnete ihm Götz auf solche Weise, daß jener unter lautem Gespötte der Zuschauer schmählich Reißaus nahm. Kaum sechszehn alt, zog er in den Krieg, in welchem König Max das von Frankreich ihm entrissene Herzogthum Burgund wiederzugewinnen hoffte und legte bei

einem nächtlichen Ueberfall, der die teutschen Truppen in große Verwirrung brachte, die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart an den Tag, die in ihm stets hervorstechende Eigenschaften blieben. Frühe vaterlos, war er eher denn die Mehrzahl der Jünglinge auf sich selber angewiesen. Als er nun ganz herangewachsen, zog er aus einer Fehde in die andere, bald auf eigne Faust, bald im Freundesbund, bald im Herrendienst. Denn Friede und Ruhe genoß das arme Land damals selten, so oft auch der Friede verkündet ward. Ruhten die großen Herren, so lagen die Kleinen einander in den Haaren und bekam irgend ein Edelmann Händel mit einer Stadt, so mußte der des Weges ziehende Kaufmann den Zwist entgelten. In solchen Händeln, kleinen Kämpfen, Wegelagerungen verbrachte Götz seine Jugend.

Aber es erging ihm schlimm. Im Jahre 1504 geriethen die baierischen Herzöge der verschiedenen Linien — beinahe jedes teutsche Land war damals in eine Menge winziger Staaten und Gebiete getheilt — in Fehde miteinander und Götz half das feste Landshut belagern. Da zerschmetterte eine Stückkugel ihm die rechte Hand und sie mußte abgenommen werden. In Landshut, wo er bei diesem Unglücke gastfreundliche Aufnahme gefunden, lag er längere Zeit danieder und schon besorgte er, auf immer verdorben zu sein zum Waffenhandwerk. Aber nachdem er genesen, ersann er mit Hülfe eines geschickten Waffenschmiedes eine Hand von Eisen, die gegliedert sich öffnete und schloß und ihm erlaubte, nach wie vor theilzunehmen am Kriege. Diese eiserne Hand hat ihm den Namen gegeben, unter welchem die Geschichte ihn kennt. Nicht lange darauf verheirathete er sich mit Dorotheen, einer Tochter Reinhards von Sarenheim. Aber seine Lebensweise ward darum doch keine andere und nur spärliche Fristen der Ruhe sahen ihn auf Jarthausen in der Seinen Kreise. Eine Fehde mit der mächtigen Stadt Köln, welche die oftererzählten Geschichten von Niederwerfung und Ausplünderung von Kaufleuten darbietet, führte ihn bis Westphalen, darauf folgten andere mit dem Bischof von Bamberg, mit dem

Grafen von Hanau und andern Herren. Es würde unnütz sein zu untersuchen, wie es mit Recht und Unrecht stand. An Unbilde und Herausforderung fehlte es gewöhnlich auf einer Seite so wenig wie auf der andern. Durch die immer sich wiederholenden Feindseligkeiten waren die Gemüther gereizt: die Fürsten zürnten den Städten, die Städte dem einzelnen Ritter; die Ritter merkten, daß die Zeiten dran waren sich zu ändern und sahen sich häufig von Fürsten und Städten zugleich bedroht. Sie machten dann gleichsam noch einen letzten Versuch, ihre Existenz zu retten. Repräsentanten dieser, das Ritterwesen benannten Epoche sind Georg von Frundsberg, Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen: der erstgenannte der teutschen Landsknechte Vater, der Pflichttreue gegen den Kaiser und der untergehenden alten Disciplin Gut und Leben aufopfernd; der andere großartigen Plänen Raum gebend, in deren Verfolgung er den Untergang fand; der letztere, recht eigentlich die in meist unbedeutenden Händeln sich zersplitternde Manneskraft des teutschen Ritterthums zeigend, dessen Sturz er überlebte.

Manche Charakterzüge lassen uns diesen Mann recht erkennen. Als er einmal, bei einer festlichen Gelegenheit, in Heidelberg sich befand, begegnete er, mit Sickingen die Treppe im Gasthofe zum Hirsch hinansteigend, dem Bischofe von Bamberg, mit dem er in so arger Fehde gelebt hatte. Der Bischof bot den an ihm Vorübergehenden die Hand und so auch dem Berlichingen, der zu dem nebenanstehenden Grafen von Hanau bemerkte: der Bischof hat mir die Hand geben, er muß mich nit kennt haben. Der Bischof hörte dies und sagte: Freilich hab' ich euch nit kennt, als ich euch die Hand bot. Da trat Götz vor, indem er ihm seine Hand hinhielt: Herr, ihr habt mich nit kennt, als ihr mir die Hand reichtet: hätte sie sonst nit gekriegt: da habt ihr sie denn wieder! Die Anwesenden lachten und der geistliche Herr wurde roth vor Zorn. Als er in spätern Zeiten, nachdem er im Dienst des Pfalzgrafen Ludwig sich befand, einmal ausreiten sollte mit seinem Trupp, wurden ihm in der Kanzlei die Verhaltungsbefehle

übergeben. Götz sah das Papier durch und warf es wieder auf den Tisch mit den Worten: Nach dem Zettel kann ich nit reiten; weiß nit was mir begegnen mag, denn das steht nit im Zettel: muß selbst die Augen aufthun und zusehen, was ich zu schaffen hab'.

Jahr auf Jahr verging und die Zeiten wurden ernster. Eine Fehde mit Nürnberg verwickelte den Ritter in Händel, mit denen sein Mißgeschick begann. Es ging zu toll her: Götzens Bundsgenosse, Hans von Selbiz, zündete Burgen an; das Land ward grausam verheert; Klagen und Hülferufen drangen zum Kaiser. Was ist das, sagte Maximilian, wenn der Berlichingen erst zwei Hände hätt', wie sollt's dann werden? Und dann fügte er, mißmuthig über die geringe Hülfe und Bereitwilligkeit, die er selber bei den Reichsständen fand, wenn es um Großes sich handelte, wol hinzu: Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, so soll man das ganze Reich in Bewegung setzen. Aber müde des Treibens, das den Landfrieden stets unterbrach, sprach er doch die Acht aus über den Götz. Der schwäbische Bund sandte Mannschaft gegen diesen; die Lauheit indeß, womit man Krieg zu führen pflegte, wandte diesmal den diesem drohenden Schlag ab und am Ende wurde die Acht aufgehoben.

Doch das Unglück kam. Herzog Ulrich von Württemberg lebte längst in Unfrieden mit dem schwäbischen Bunde. Da griff er plötzlich die Reichsstadt Reutlingen an, über die er sich beklagen zu müssen glaubte, und sie gerieth in seine Gewalt. Dies gab den Ausschlag. Das bündische Heer fiel ihm in's Land: bald wehten seine Fahnen auf den Thürmen von Tübingen. Der Herzog mußte weichen und das Land verlassen. Nur wenige feste Plätze hielten sich eine Zeitlang. Das Schloß zu Mökmühl hatte er der Obhut Götzens von Berlichingen anvertraut: er vertheidigte es, bis aller Vorrath zu Ende war. Da schloß er eine Abkunft mit den Belagernden. Er sollte frei abziehen mit den Seinen. Kaum aber hatte er die Burg verlassen, so fielen die Eidbrüchigen über ihn her, warfen ihn und seine Knechte nieder, schleppten ihn

nach Heilbronn. Die Stadt, im Verhältniß zum Bunde, mußte dem obersten Feldhauptman desselben, Herzog Wilhelm von Baiern, schriftlich geloben, den Ritter Niemanden zu verabfolgen, zu überantworten, noch etwas gegen ihn zu gestatten, bis auf Seiner fürstlichen Gnaden und des Bundes fernern Bescheid. Auf dem Bundestag zu Eßlingen wurde eine Urphede entworfen, die Götz beschwören sollte: sie erschien ihm zu hart und er weigerte sich dessen. Man drohte ihn in den Thurm zu legen: er erwiderte, man habe ihm ritterlich Gefängniß versprochen. Des Ritters Freunde setzten sich in Bewegung. Aber der Bund bestand auf der Beschwörung oder dem Kerker. Die Rathsabgeordneten kamen neuerdings zu Götz, der noch in der Herberge sich befand, und machten ihn mit dem Willen des Bundes bekannt: er aber beharrte fest bei seiner Weigerung. Da ließ man die Weinschröter rufen, die kräftigsten Leute der Stadt: sie sollten den Ritter in den Thurm bringen. Er aber riß dem Zunächststehenden das Schwerdt aus der Scheide und Keiner wagte ihm zu nahe zu kommen. Nun baten sie ihn sich zu beruhigen und sich auf's Rathhaus führen zu lassen: er willigte ein, aber sie griffen ihn unversehens und schleppten ihn nach dem Gefängniß, in das man Diebe und Mörder zu legen pflegte. Noch führt der Thurm des Ritters Namen: er steht am Neckar, am südlichen Ende der Stadtmauer.

Als man ihn abführte, begegnete er seiner Gattin, die ihm gefolgt war und aus der Kirche kam. Weib, erschrick nit, sagte er zu ihr, sie wollen mir eine Urphed vorlegen, die will ich nit annehmen, will mich eh' in Thurm legen lassen. Reit du hinauf zu Franziskus von Sickingen und Herrn Jörgen von Frundsberg und zeig ihnen an, die ritterlich Gefängniß, die mir zugesagt, wöll mir nit halten werden, versteh' mich auch, sie werden sich als redliche vom Adel und Hauptleut' wol zu halten wissen. Am nämlichen Tage noch beschwerte er sich schriftlich beim Rathe. Seine Hausfrau aber war in's Lager bei Sinzingen geritten, wo der Sickingen und Frundsberg und andere von Götzens Freundschaft sich

befanden, und es hieß in der Stadt, diese rückten an zu seiner Befreiung. So ward er denn bald auf's Rathhaus gebracht in ritterliche Haft. Die beiden Hauptleute ritten gen Heilbronn und es kam zwischen ihnen und dem Rath ein Vergleich zu Stande, der dem Berlichingen zwar nicht die Freiheit wiedergab, ihn aber doch vor fernerer harten Behandlung schützte. Seine Gefangenschaft wurde ihm durch die Gegenwart seiner Gattin versüßt, die lange in Heilbronn bei ihm wohnte und ihm dort einen Sohn gebar, wie durch die Freundschaft mehrerer angesehenen Familien der Stadt. Indeß erlangte er erst im Jahre 1522, nach dreijähriger Haft, und unter drückenden Bedingungen die Freiheit.

Kaiser Maximilian war unterdessen längst todt und nachdem der Wahlkampf vielfach geschwankt, weil der König Franz von Frankreich nach der Kaiserkrone strebte und eine starke Partei für sich hatte, war des verstorbenen Herrschers Enkel, Karl, der schon in den burgundischen und habsburgischen Erblanden nachgefolgt war und die Krone Spaniens, Neapels, Indiens trug, an seiner Statt gewählt worden. Die in ihrer augenblicklichen Gestaltung wie in ihren Folgen thatenreichste und wichtigste Regierungszeit war angebrochen. Das bischen Einigkeit, was noch in Teutschland bestanden, und die alte Bedeutung des Reichsverbandes wie der Verhältnisse der Fürsten und Stände zum Kaiser drohten unterzugehen bei den religiösen Irrungen und Wirren, welche schon in Maximilians letzten Lebensjahren begonnen hatten. Wenn gleich mit dem Papstthum verbündet, schien doch die höchste weltliche Macht im Reiche nicht stark genug, der Zeit eine andere Richtung zu geben. Was so lange bestanden, trotz vieler Störungen und Angriffe, ging in Trümmer. Während Götz in unwillkommener Ruhe auf dem Hornberg saß, einer hart am Neckar gelegenen Burg, die er einige Jahre zuvor von Konrad Schott von Schottenstein, einem alten Gegner, gekauft hatte, und er dort den religiösen Bewegungen, die von Wittenberg ausgegangen, nicht geringen Antheil widmete,

sah er rings um sich herum die Reihen der Genossen sich lichten, sah Franz von Sickingen, seinen Schwager und getreuesten Freund, geächtet und verlassen, auf seiner starken und doch zu schwachen Veste Landstuhl der Uebermacht erliegen, die er selber gegen sich herangerufen. Bald aber sollte er selbst, halb gegen seinen Willen, hingerissen werden in den Strudel der mächtigen Ereignisse jener Zeit, welche die Erfahrung machte, daß, wenn auch an Einer Stelle nur der Damm durchbrochen ist, bald das ganze Land unter Wasser steht. Man hatte lange gerüttelt an dem alten Gebäude, man hatte hie und da Pfeiler ungestraft wegnehmen zu können gewähnt: hatte man ein Recht, sich zu wundern, als der Einsturz erfolgte und die Flammen überall emporschlugen und der Ungeduldigen viele zerschmettert lagen unter den Trümmern.

Längst schon hatten bei einem zahlreichen, oft hartgedrückten, in den meisten Fällen wenigstens positiver Rechte entbehrenden Theile der Bevölkerung Teutschlands bedenkliche Symptome sich gezeigt. Namentlich im Süden des Landes bemerkte man sie. Vor Maximilians Tode noch und dem Anfang der Reformation hatte das Landvolk Bünde gestiftet und war aufgestanden; im Breisgau waren der Bundschuh, in Württemberg der arme Konrad solche Aeusserungen der Selbsthülfe. Als nun die religiösen Elemente immer stärker sich drein mischten und die Neuerer unvorsichtigerweise mehr, als ihr Wille und Absicht war, in Zweifel zogen und den wachgewordenen Geist der Untersuchung von Rechten und Pflichten im Volke förderten: machten sie die alte Erfahrung, daß die Bewegenden selten Herren der Bewegung bleiben. Jene Symptome brachen da mit einer Heftigkeit und Wildheit hervor, die Alles über den Haufen zu werfen drohte. Der Druck war an vielen Orten zu schwer. In Schwaben begann der Aufstand, der den fürchterlichen Bauernkrieg herbeiführte. Im mittlern Teutschland lagen ähnliche Krankheitsstoffe längst verborgen. Ueberall erhob sich das Landvolk gegen die Ritter, gegen die Städte, gegen die weltlichen

Fürsten, gegen die geistlichen Herrn, am heftigsten gegen letztere. Unterhandlungen führten zu keinem Ergebniß. Die Sache ward immer ernster: mächtige Fürsten mußten sich mit den Bauern vertragen und ihnen Abbestellung ihrer Beschwerden verheißen. Aber es kam doch zum eigentlichen Kriege: diese feindlichen Elemente konnten nicht nebeneinander bestehen. Es war ein fürchterlicher Krieg: auf beiden Seiten Vernichtung des Gegners die Losung. Ein Haufe, den man den Odenwalder nannte, durchzog die Neckargegenden. Der Graf von Helfenstein, württembergischer Amtmann, wollte Weinsberg halten: es wurde genommen, er und viele der Seinen auf's grauenvollste gemordet. Heilbronn öffnete die Thore. Der Haufe hatte keinen obern Führer: er wollte dazu den Berlichingen. Die Bauernhauptleute riefen ihn nach Gundelsheim, wo sie lagen. Er weigerte sich lange: ihre Handlung sei nicht seine Handlung, ihr Wesen nicht sein Wesen; sie seien weit voneinander verschieden wie der Himmel von der Erde. Von den Bitten aber gingen sie zu Drohungen über und als endlich von andern Seiten her Vorstellungen an Götz kamen: er möge annehmen, um größer Unglück zu verhüten, fügte er sich, obgleich ungerne und Schlimmes ahnend, der Forderung. Für einen Monat sagte er zu.

Es währte nicht lange, so fand er, daß er den wüsten Haufen nicht zu lenken, noch zu meistern vermochte. Hier ward ein Ort verbrannt, dort ein anderer geplündert. Sengen und Morden wurde mit gräßlicher Wildheit getrieben. Des Ritters Leben war mehr denn einmal in Gefahr, so wenig trauten ihm die Bauern. Die Heeresmacht des schwäbischen Bundes unter Georg Truchseß von Waldburg rückte gegen die Aufrührer, die nun überall den kürzern zu ziehen begannen. Schnell hoben sie die prahlend angefangene Belagerung des würzburger Schlosses auf. Im Taubergrunde gelang es Götz von Berlichingen ihnen zu entkommen. In Mittel-Teutschland machte die Schlacht von Frankenhausen und Thomas Münzers, des obersten Anführers, Tod dem Auf-

stand ein Ende; in Franken und Schwaben vernichteten der Feldhauptmann Georg Truchseß und die zu ihm gestoßenen Fürsten einen Haufen nach dem andern. Grausamkeit ward mit Grausamkeit, Greuel wurden mit Greueln vergolten. Das Land war in einem fürchterlichen, gesetzlosen Zustande. Nur hie und da besserte sich die Lage des Landvolks. Es war das Jahr 1525, welches diese traurigen Ereignisse sah.

Götz von Berlichingen war auf sein Schloß zurückgekehrt. Sein Benehmen im Bauernkriege hatte ihm zahlreiche und mächtige Gegner zugezogen: der Widerwille gegen die Selbstständigkeit des Ritterstandes war überdieß immer größer geworden bei den Fürsten. Man warnte ihn von mehren Seiten. Als er aber nach Augsburg zur Verantwortung beschieden ward, stellte er sich sogleich. Zwei Jahre blieb er im Gefängniß, wo er eine Selbstvertheidigung aufsetzte: man konnte keine wirkliche Schuld an ihm finden und ließ ihn frei. Aber er mußte schwören, seine Burg nicht auf einen Tag zu verlassen, an keinem Kriege theilzunehmen, ja sein eigner Gefangener zu sein. Er beschwor es und hielt treulich den Eid. Erst viele Jahre darauf zog Kaiser Karl der Fünfte ihn zu seinen Kriegen gegen die Türken und gegen Frankreich. Aber die alten Tage waren vorbei. Im Jahre 1544, nach dem Friedensschluß von Crespy, kehrte Götz, damals ein Greis von vierundsechszig Jahren, nach dem Hornberge zurück. Die Zeiten hatten sich geändert und mit ihnen so der Zustand Teutschlands wie die Kriegführung. Die Tapferkeit des einzelnen Ritters entschied nicht mehr wie ehemals. Alle, die in der Jugend an seiner Seite gekämpft und viele ihrer Kinder, waren zu Grabe gegangen. In seinen spätern Jahren setzte er die Erzählung seines thätigen Lebens auf, die vornehmste Quelle, aus der die Nachrichten über ihn geflossen sind.

Götz von Berlichingen starb im Alter von zweiundachtzig Jahren. Im Kloster Schönthal, wo seine Ahnen liegen,

sieht man sein Denkmal, wie er in voller Rüstung vor einem Kruzifixe betend kniet. Einer seiner Söhne pflanzte die Familie fort. Die Eisenhand des Ritters wird in dieser sorgsam bewahrt.

Das Straßburger Münster.

Auf dem Hügel, wo sich das weltberühmte Münster erhebt, stand, nach der Sage, in uralter Zeit, als der keltische Völkerstamm noch am Oberrhein heimisch war, ein Opferhain geweiht dem Kriegsgotte Esus. Später, während der Herrschaft der Römer, soll sich hier ein dem Mars und dem Herkules heiliger Tempel erhoben haben. Noch heute befindet sich auf einem Strebepfeiler am Thurme des Münsters das Standbild des sogenannten Krutzmanna in Gestalt eines kräftigen Mannes, der um die Lenden mit einem Gewande bekleidet, sonst aber entblößt ist; seine Rechte ruht auf einer Keule, die ein Löwenfell umschlingt, die Linke hält er auf dem Rücken.

Erst in der Mitte des vierten Jahrhunderts soll es dem Bischof Amandus gelungen sein, den Herkulestempel zu zerstören und an seiner Stelle eine Christenkirche zu errichten, die aber wiederum in den wilden Tagen der Völkerwanderung zu Grunde ging. Chlodwig, dem Frankenkönige, wird die eigentliche Gründung des heutigen Münsters zugeschrieben, das nach mannigfachen Unterbrechungen und Zerstörungen erst im Jahre 1275 mit Ausnahme der Thürme als vollendet angegeben wurde. Erwin von Steinbach war der große Werkmeister, der den Plan zu diesen Thürmen, die das Staunen der gebildeten Welt sind, entwarf. Er selbst leitete den Thurmbau bis zu seinem Tode 1318, und von dieser Zeit an setzte ihn sein Sohn Johannes fort, der 1339 starb. —

Aus dem Sagenkranze, der den straßburger Dom wie manches andere teutsche Riesenbauwerk umschlingt, wollen wir hier nur eine Blume herausnehmen.

Es mag jetzt an vier Jahrhunderte her sein, als ein junger adliger Engländer den noch nicht lange vollendeten nördlichen Thurm bestieg. Das Herz voll Lebensmuth schaute er fröhlich und keck von der Höhe hernieder über die grauen russigen Giebel und Dächer der Häuser hinweg in die lachende Ebene, welche rings die Reichsstadt umgibt, und noch weiter hinaus bis zu den blauen duftigen Vogesen im Westen und den dunklen Schwarzwaldbergen im Osten. Seine Wangen glühten von Entzücken und je länger er das herrliche Panorama überschaute, desto feuriger rollten seine Blicke und unwillkürlich tanzte er vor Lust einige Mal auf der breiten Plattform hin und her. So ein junges heißes Blut ist in seiner Aufregung und Begeisterung zu allen Thorheiten und Wagnissen bereit, deshalb braucht man sich nicht zu wundern, daß unser Engländer nach einiger Zeit auf den echtenglischen Einfall gerieth, die Brustwehr der Plattform zu erklimmen und auf ihrem schmalen Rande rund um den Thurm zu gehen. Gedacht, gethan; mit sicherm Fuße schritt er auf dem gefährlichsten Stege, den es geben mag. Der geringste Fehltritt kostete das Leben, nur ein Körnchen Sand, das unter seinem Fuße fortrollte, konnte ihn aus dem Gleichgewichte bringen und seinen Fall unvermeidlich machen. Allein das Glück hilft dem Kühnen und so geschah es, daß auch unser Jüngling die gefährliche Runde vollbrachte und mit heilem Leibe wieder unten auf dem Münsterplatze ankam. Hier war eine große Menschenmenge versammelt, die dem Waghals zugeschaut hatte und ihn nun mit lautem Lebehoch empfing und begrüßte. Der joviale Mann ließ sich das wohl gefallen, schwenkte seinen Hut zum Danke hoch in den Lüften und als ihn einige der lustigsten Leute aufhockten und im Triumph durch die Straßen trugen, da machte er eine so heitere Miene zu dem Scherze, als sei er wirklich lange an dergleichen Siegeszüge gewohnt. —

Nahe am Münster wohnte damals ein Geistlicher, der im besten Mannesalter stand und sich durch seine Gelehrsamkeit und einen streng-sittlichen Lebenswandel große Achtung erworben hatte. Dieser war gleichfalls Zuschauer von dem lebensgefährlichen Spaziergange des Fremden und dem Jubel des Volkes gewesen. Vergraben in seine scholastischen Studien hatte er plötzlich emporgeblickt und war durch das Anschauen des frischen Lebensbildes bis in den Grund der Seele tief erschüttert worden. Wie schaal erschien ihm mit einem Male seine abgeschlossene Lebensweise, wie einfältig seine Thatlosigkeit und das ewige Brüten über Dinge, deren Erfassen dem beschränkten Menschengeiste am Ende doch unmöglich ist. Es quälte ihn von Stund an eine unsägliche Begierde, aus seiner Einsamkeit in die Welt hinauszustürzen; es nagte ihn der Neid, daß Andere durch körperliche Unerschrockenheit den Beifall des Volkes verdienten, während er in seine Klause ewig unbemerkt verkümmern müsse. Allmählig bildete sich der Gedanke in ihm, er müsse es dem Fremdlinge gleichthun; und da er täglich das Münster vor Augen hatte und gleichsam gezwungen war, zu der verhängnißvollen Plattform von seinem Fenster aus emporzuschauen, so wurzelte der Gedanke, den er anfangs selbst für wahnsinnig erklärte, immer fester in ihm. Zuletzt vermochte er seiner Begierde nicht länger zu widerstehen und schritt mit festem Entschlusse die hunderte von Stufen des Münsters hinauf, die ihn zu der Plattform führten. Dort gewahrte er, daß ihm sein treuer Hund gefolgt sei und ihn mit ungewöhnlicher Emsigkeit umschmeichelte und am Gewande zupfte. Er achtete indeß bald nicht mehr darauf und machte sich bereit, die Brustwehr zu ersteigen. Noch einmal ließ er seine Blicke frei umherschweifen in der zaubervollen Umgebung; noch einmal trank er den frischen Luftstrom, der vom Rheine herüberwehte. Dort, am Ufer des schönsten Flusses der Welt, war er geboren worden und hatte die Tage der Kindheit verlebt, bis er ein Jüngling wurde und in's Kloster ging; dort — an jener Stelle, die er so deutlich von seiner schwindelnden Höhe aus erspähte —

hatte er zum ersten Mal und letzten Mal geliebt, ein Knabe fast und die Geliebte, ein Fischermädchen, war in der Blüthe ihrer Schönheit dahingerafft worden vom Tode. Er dachte an das Alles in diesem Augenblicke so lebhaft zurück, daß es ihm ganz beklommen um's Herz wurde und fast hätte er seinen Vorsatz vergessen. Allein nach kurzer Weile ermannte er sich wieder und stieg nun mit außerordentlicher Schnelligkeit auf den Rand der Brustwehr.

Die ersten Schritte geschahen mit großer Sicherheit; er fühlte sich gehoben im Bewußtsein seiner Körperkraft und sein lang unterdrückter Ehrgeiz erwachte in Hoffnung des sichern Gelingens so stürmisch, daß es ihm bald schien, es bedürfte nur des festen Willens, um aller irdischen Bande los zu werden und im Fluge die Lüfte zu durchschneiden. In Verfolgung dieses Gedankens schoß das Blut so flüchtig durch seine Adern, daß er mit ungemeiner Hast auf dem Todespfade weiter schritt und seine Wangen sich mit dunklerem Purpur färbten. Da fielen, als er nahe am Ziele war, seine Blicke plötzlich nieder auf die Stadt unter ihm und er sah, daß er gerade seinem Hause gegenüber stand. Die Fenster seiner Zelle waren geöffnet und die Strahlen der Sonne beleuchteten hell das Innere derselben, so daß er bemerken konnte, wie auf dem Tische das Wort Gottes, das er so viele Jahre lang eifrig studirt, aufgeschlagen lag. Sonderbare Reugefühle über seinen weltlichen Ehrgeiz erwachten bei diesem Anblicke in ihm und schien es ihm noch im vergangenen Augenblicke, daß er fliegen könne, so dünkte es ihm nun, als seien seine Füße schwer wie Blei geworden. Nochmals sah er hinab, aber schon war seine Sehkraft geschwächt und die hunderte von Straßen und Gäßchen, die er eben noch alle erkannt und unterschieden hatte, schlangen sich nun labyrinthisch durcheinander. Es flimmerte ihm vor den Augen — die Giebel der Häuser wuchsen riesig bis zu ihm empor, die Vogesen, der Schwarzwald zogen sich in schwarze Nebelklumpen zusammen, der Rhein flammte wie ein feuriges Schwerdt dazwischen und die Glocken des Thurms brausten

so dumpf und schauerlich an seine Ohren, daß es ihm schien, das Mark in seinen Adern gerinne zu Eis. Es schwindelte ihm — und als er die Hand vor die Augen hielt, um die schrecklichen Gesichte zu verbannen, da schwankte er unwillkürlich und trat über die Brustwehr hinaus. Er fiel und lag zerschmettert vor der staunenden Menge, die unten auf dem Münsterplatze sich geschaart hatte, wie damals, als der kühne Fremdling den luftigen Spaziergang wagte.

Der Hund des Geistlichen hatte seinen Herr nicht aus dem Auge gelassen und als derselbe stürzte, machte er von der Plattform einen gewaltigen Sprung über die Brustwehr hinaus und folgte ihm in den Tod nach. Zum Angedenken dieser Treue hat man das Bild des Thieres in einen Stein der Plattform eingegraben.

Chriemhildens Rache.

1.

In ihrem Schloſſe, nahe am Münſter zu Worms, ſaß die Königin der Nibelungen, Chriemhilde, und betrauerte den Siegfried. Neben der Münſterkirche war ſein Grab, das ſie täglich beſuchte, um es mit Thränen zu benetzen. Vier Jahre faſt waren verfloſſen ſeit dem Tode Siegfrieds, eine hinreichende Zeit, um Vieles zu vergeſſen; auch hatte ſie vergeſſen ihrer Macht und Größe, ihres Reichthums und ihrer Schönheit, nicht aber ihres Grames, der friſch quoll, wie am Tage des Unglücks, nicht ihrer Thränen um ihn, den Trauten, Herrlichen, Unüberwindlichen, die täglich ihre Augen füllten, wie der Thau die Kelche der Blumen. Er war ja meuchlings gefallen durch die Hände der Ihrigen, im Schirm der Freundſchaft, im Schmuck ſeiner Tugenden, in der Blüthe ſeines Lebens; er hatte ja unſchuldig gebüßt für ſie, die Schuldige, Untreue geärntet für ſeine Treue, Verrath für ſein Vertrauen! Vergeblich hatte König Siegmund, Siegfrieds Vater, als er nach des Sohnes Fall kummerbeladen heimkehrte nach Xanten im Niederland, ſie ermahnt, die Stätte ihrer Leiden zu verlaſſen, ihm dahin zu folgen, wo ein Thron ihrer harre mit königlicher Macht im Reiche der Nibelungen; ſie zog vor niedrig und hülflos da zu weilen, wo Siegfried ſchlief, wenn auch inmitten triumphirender Feinde, in der Nähe Günthers, ihres Bruders, der den

Mordanschlag gut hieß, Brunhildens, seiner Gemahlin, der Urheberin aller ihrer Leiden, Hagens, des Furchtbaren, dessen Hand die That vollbrachte; vergeblich flehte sie an Frau Ute, ihre zärtliche Mutter und der liebevolle Giselher, der jüngste ihrer Brüder, mit den sanftesten Trostesworten ihr nahend, des Endes ihrer Trauer zu gedenken, dem Leben und seinen Freuden sich wieder zuzuwenden; sie blieb einsam in ihrem Gemach und wollte nicht getröstet sein, denn ihr Schmerz, unermeßlich wie Hagens Missethat, war ihr das Theuerste auf Erden. Oft wol durchwandelte sie im Geist die Rosengärten ihrer Kindheit und die schimmernden Lusthaine auf den Höhen ihres Glückes in jeglicher Richtung, aber alle diese sonnenhellen Pfade liefen rasch zusammen in ein finsteres Thal und endeten im Grabe Siegfrieds, an dem sie kniete und zu Gott betete für den Frieden seiner Seele. Wol entsann sie sich jenes Traumes von einem muthigen Falken, den zwei Adler ergriffen und bewältigten, und was ihr da die Mutter von einem Manne geweissagt und sie, ein kluges Kind, ihr geantwortet: Ohne Mannesminne will ich immer bleiben, denn Liebe lohnt mit Leid; wie sie darauf alle Bewerber um ihre Hand mit unbeugsamer Strenge zurückwies, bis der Heldenjüngling kam aus Niederland, sie der Klugheit vergaß und an seine Brust sank. Die Liebe reichte ihr die süßesten Gaben, aber der Kelch des Leids, der ihr folgte, war so tief von ihr geleert und dennoch bis zum Rande voll. Wol gedachte sie oft der Stunde, in welcher sie ihn öffentlich zum ersten Mal erblickte; es war um die schöne Pfingstenzeit, bei einem glänzenden Ritterspiel, das ihr Bruder Günther, der mächtige Burgunder-König zur Feier des Sieges, den ihm Siegfried über die Sachsen erringen half, zu Worms veranstaltet hatte. Wie da der junge Recke im Schmuck der Waffen Alle überragte, der Drachentödter. im Glanz des Ruhmes Alle verdunkelte und eine flüchtige Röthe sein Antlitz überzog, als er das ihrige schaute. Aber seine Schönheit war die Nährerin seiner Feinde und sein Ruhm die Ursache seines Todes. Sie gedachte des Jubels, womit sie als Sieg-

frieds Gemahlin im Niederland empfangen wurde, der Freuden bei seinen Eltern, der Ehren bei seinen Dienstmannen, des Minneglücks an seiner Seite auf der Burg der Nibelungen im fernen Norden, wo der Sitz seiner Macht war; und wie König Günther freundliche Botschaft dahin sandte, sie einzuladen zu Freudenfesten nach Worms an den Rhein, an seinen glänzenden Hof in ihrer Heimath. Aber die Botschaft kam vom Haße Brunhildens und die Feste schlossen mit dem Leichengepräng Siegfrieds.

Brunhildens Haß war die Quelle von Siegfrieds Tod, ihr gebeugter Stolz die Quelle ihres Haßes. Brunhilde, einst Königin von Island, ein Hünenweib, war an Stärke wie an Schönheit unvergleichbar. Auf Isenstein, ihrem prächtigen Schloß am Meer, wo sie mit hundert lieblichen Jungfrauen und fünfhundert waffengeübten Recken in prunkendem Glanze Hof hielt, hatte schon mancher Held seinen Tod gefunden, der als kühner Freier sich ihr nahte. Denn wer um ihre Hand warb, mußte einen dreifachen Kampf mit ihr bestehen; blieb er Sieger, so war sie, wurde er besiegt, so war der Tod sein Lohn. Sie schleuderte einen Speer von einer Wucht, daß ihn kaum drei Männer zu heben vermochten, warf einen Stein, den ihr zwölf ihrer Diener zutrugen, und sprang nach dem Steine von ihrer Stellung so weit und weiter, als sie ihn geworfen. Keinem war es noch gelungen, es ihr gleich zu thun, noch viel weniger sie zu übertreffen. So bewahrte sie sich Freiheit und Jungfräulichkeit mit unwandelbarem Trotz; ihre Reize lockten die Muthigsten in's Verderben und ihr Stolz wuchs durch die Zahl der Opfer, die ihr fielen. Da drang der Ruf ihrer Macht und Schönheit nach Worms an den Rhein vor König Günthers Ohren in jener Zeit, als Siegfried, um die Hand Chriemhildens werbend, sich am Hofe Günthers befand und dem ruhmreichen König der Burgunder bei allen Unternehmungen die treuesten Dienste widmete. Der kühne Günther, dem eine Hausfrau fehlte, fühlte sich mächtig hingezogen zu dem wunderbaren Weibe und gelobte sich, um jeden Preis sie zu erringen.

Vergebens suchte Siegfried, der Brunhilde kannte und die Gefahr des Abentheuers, Günthern davon zurückzuhalten. Als er fest darauf bestand, sagte Siegfried ihm seine Begleitung und Hülfe zu unter der Bedingung, daß er ihm nach glücklich vollendeter Fahrt mit der Hand seiner Schwester Chriemhilde zu lohnen verspäche. Günther versprach es und die Fahrt wurde angetreten. Noch nahmen Theil daran Hagen von Tronege und dessen Bruder Dankwart, die Söhne Aldrians, beide Freunde und Dienstmannen Günthers. Aber auch Siegfried gab sich für einen Dienstmann Günthers aus, um vor Brunhildens Augen neben dem Könige, ihrem Freier, gering und machtlos zu erscheinen. Uebernatürlich war die Stärke des Weibes, übernatürlich mußten auch die Kräfte sein, sie zu bestehen. Siegfried aber war durch seinen Heldenmuth zum Besitz solcher Kräfte gelangt. Mit Hülfe jenes unschätzbaren Kleinodes, das er einst bei seinem Sieg über die Nibelungen dem Zwerg Alberich abgewann, der Tarnkappe, die ein Ueberwurf war über das Haupt von magischer Wirkung, stellte er sich Günthern bei'm Wettkampf mit Brunhilden unsichtbar zur Seite und errang ihm, von keiner Seele bemerkt, den vollständigsten Sieg und des Sieges Ehre; Günther hatte die Gestalt, Siegfried die Kraft geliehen. Brunhilde nun, überwunden und gedemüthigt, mußte als Günthers Braut den Helden zum Rheine nach Worms folgen, wo sie mit glänzendem Gepränge und von Chriemhilden mit schwesterlicher Zärtlichkeit empfangen wurde. Auch Günther hielt Wort und gab dem treuen Genossen Chriemhilden zur Gemahlin. Günther indeß war nun zwar Brunhildens Gatte, aber er war es nur dem Namen, nicht auch den Rechten nach; denn das Uebermächtige in ihr vertrug nicht den gewöhnlichen Mann und ihre riesige Körperkraft kam ihr zu Statten, ihn hart und unbeugsam von sich fern zu halten. Da war es wiederum Siegfried, dessen Beistand Günther erbat und erhielt. Unerkannt bezwang er sie für ihn nach wüthendem Kampfe; sie ward Günthers und ein gewöhnliches Weib, denn von diesem Momente an war für

immer alle höhere Kraft von ihr gewichen. Siegfried aber, der ihr bei dem Kampfe unvermerkt Ring und Gürtel entwunden und beides Chriemhilden geschenkt, kehrte mit letzterer nach Xanten in seine Heimath und von da in das eroberte ferne Land der Nibelungen. Schon längst hatte Brunhilde mit Unmuth sich durch Chriemhildens Schönheit für verdunkelt gehalten, noch mehr aber peinigte sie der Gedanke, daß Chriemhilde, im Besitz des heldenmüthigsten aller Männer, des schönheitstrahlenden Recken und weitgebietenden Königs, zu dem sie selbst in der Tiefe ihres Herzens sich hingezogen fühlte, so überschwänglich glückliche Tage verlebte sicher und in unerreichbarer Ferne. Daher bewog sie Günthern, beide zu Festlichkeiten nach Worms zu laden, und hier suchte sie Chriemhilden mit dem Vorwurf zu demüthigen, sie sei keines freien Königs Weib, nur ihre Dienerin, denn Siegfried sei, was er ihr auf Isenburg einst selbst gesagt, nur Günthers Dienstmann und ihm unterthan. Als nun Chriemhilde eines Tages, gereizt durch fortgesetzte Hohnrede Brunhildens, es nicht mehr überwinden konnte, ihr in's Antlitz zu sagen, sie wäre ja von Siegfried bezwungen und gebändigt worden, und als sie zum Beweis Ring und Gürtel, die Trophäen seines Sieges über sie, ihr vor die Augen hielt, da durchschnitt es wie ein Dolch Brunhildens Herz, es entstürzten ihr Thränen der Wuth und tödtlichen Haß warf sie auf Siegfried. Er ja hatte sie betrogen und aus seinem Trug entsprang ihre Ohnmacht, sie war das Opfer seiner Stärke, aber das Weib eines Schwachen, sie war von ihm gebändigt, aber verschmäht. Nur in seinem Tode lag noch Trost für sie.

Wir haben schon Hagens gedacht, des Furchtbaren, der ein Vetter und Dienstmann König Günthers an dessen Hofe zu Worms hoher Ehren genoß, Hagen von Tronege, der finster war und verschlossen, übermäßig an Muth und Stärke, unübertroffen an Klugheit und Erfahrung, wild und unbeugsam in seinem Grimm und dem König Günther in Treue zuthan mit Rath und That bis an seines Lebens Ende. Ihn verdroß Siegfrieds Heldenthum, er beneidete ihn um seine

Macht und Schätze, er vertrug es nicht, daß Brunhilde, seine Königin, von ihm gekränkt in Harm ihre Tage fristen sollte. Durch Brunhildens Thränen gewonnen, hatte er ihr geschworen, sie an Siegfried zu rächen. Günther, von Siegfried mit Wohlthaten überhäuft und an seiner Reinheit nicht zweifelnd, widerstand lange seinen Aufforderungen, bis er ihn überredete, Siegfried müsse sterben, weil er sich gerühmt habe, der Königin Herr gewesen zu sein, ein Wort, das auch verneint nicht mehr vergessen werde. Auch Günthers zweiten Bruder und andere seiner Mannen gewann er für den Anschlag. Nur Giselher der Junge wies ihn mit Abscheu zurück und hatte keinen Theil an dem Verbrechen. Durch List wußte Hagen von Chriemhilden die Stelle zu erfahren, wo Siegfried verwundbar war. Sich darstellend als Siegfrieds treuesten Freund, beflissen ihn in Hut zu nehmen und, wo ihn im Sturm der Schlacht ein Unheil treffen könnte, es ihm abzuwehren, entlockte er ihr das Geheimniß von dem Lindenblatt, das ihm auf den Nacken gefallen war, als er sich badete in dem Blute des Drachen, den er erlegt hatte; denn gehärtet und für jede Waffe unzugänglich ward seine Haut durch jenes Bad, nur die Stelle, darauf das Blatt fiel, blieb verwundbar. Chriemhilde selbst nähte mit Seide ein Zeichen auf Siegfrieds Gewand, damit Hagen die Stelle sicher erkennen und, wenn es gelte, schützen könnte. Eine Jagd wurde veranstaltet in dem Waschenwalde jenseits des Rheines. Siegfried erlegte die größte Zahl des Wildes und gewann vor Allen den Preis in den Künsten des Waidwerks. Man ruhte von der Anstrengung auf einem grünen Anger im Walde bei'm Imbiß; Siegfried, von Durst gequält, da Hagen absichtlich von Haus kein Getränke mitnehmen ließ, eilte in einem Wettlauf mit Hagen zu dem kühlen Quell vor dem Gebirg; er war der erste an der Stelle und als er sich bückte, um zu trinken, da stieß ihm Hagen an dem bezeichneten Orte den Speer in den Nacken durch und durch, daß die Spitze vor die Brust drang und Gras und Blumen um die Quelle von seinem Blut sich rötheten. Unter herzdurchborenden Klagen hauchte der Held sein Leben aus. Hagen rühmte sich der

That, frohlockend vernahm sie Brunhilde und vor Chriemhilden öffnete sich des Grames dunkelste Tiefe.

Die abgelegene Wohnung am Münster hatte sich Chriemhilde bald nach Siegfrieds Tod erbauen lassen, um hier in fliller Zurückgezogenheit ihrer Trauer zu leben fern vom Könige und dem prunkvollen Geräusche seiner glänzenden Hofhaltung. Denn kein Königsitz glich an Pracht König Günthers Residenz zu Worms und kein Hof war ein ruhmreicherer Sammelplatz hervorragender Helden. Von den drei königlichen Brüdern Günther, Gernot und Giselher, Söhnen des entschlafenen Königs Dankrat und der noch lebenden Frau Ute, hatte Günther als der älteste vom Vater das Reich der Burgunder geerbt, die beiden Brüder, selbst königlicher Ehren theilhaft, unterstützten ihn in der Führung des Regiments. Er aber war der erste der drei Könige, sowie die Könige die ersten der zwölf Helden, die dem Burgunderhofe zu Worms seinen Glanz verliehen und den Klang seines Namens über alle Lande verbreiteten. Es war der grimme Hagen, Günthers Vetter, Herr von Tronege und des Burgunderheeres Schaarmeister; es war der tapfere Dankwart, Hagens Bruder, Marschall der Burgunder; der rasche Ortwin, Hagens Schwestersohn, Herr von Metz und Truchseß am Hofe des Königs; Volker, der kühne Spielmann, also genannt, weil er fideln konnte und fechten mit gleicher Meisterschaft, Herr von Alzei und Bannerträger des Heeres; die beiden Markgrafen Gere und Eckewart, die Recken Rumolt, Sindolt und Hunolt, Küchenmeister, Schenke und Kämmerer am Burgunderhofe. Alle die waren Dienstmannen König Günthers, seine Rathgeber und Vollzieher seiner Befehle, geboten aber auch über eigene Mannen, mit denen sie auszogen auf Gefahren und Abentheuer, des Königs Kriegsmacht verstärkten und seinen Hof verherrlichten. Da strotzten die Ufer des Rheines von der Fülle des Reichthums und der Pracht, Feste folgten auf Feste, Ritterspiele wechselten mit Hofgelagen, Fremde zogen aus und ein, hohe Gäste wurden bewirthet und beschenkt, die Ebene um Worms erscholl vom Gestampf der

Rosse und die Mauern der Stadt erbebten vom rauschenden Gedränge, das sie umschlossen. Allem diesem hielt sich die Trauernde fern; sie hatte Günthern und Hagen nun im vierten Jahre, seit Siegfried begraben war, nicht wieder gesehen. Nur Frau Ute, die Mutter, mit Gernot und Giselher, den Brüdern, unterbrachen zuweilen ihre Einsamkeit, und der Markgraf Eckewart, ihr Dienstmann, blieb ihr ergeben in unwandelbarer Treue und der sorgsamsten Acht, ob sie seines Dienstes bedürfe.

Da trat eines Tages Hagen mit den Worten vor den König: Wollt ihr es unternehmen, Herr, eure Schwester mit euch zu versöhnen, so würde das Gold der Nibelungen in dieses Land kommen, daran ihr eine Quelle unerschöpflichen Reichthums besäßet.

Das leuchtete dem König ein, denn jener unermeßliche Schatz des Nordens, der goldene Hort genannt, gehörte ja Chriemhilden, ihr hatte ihn Siegfried als Morgengabe geschenkt und es bedurfte nur ihrer Zustimmung, um ihn an den Rhein in's Land der Burgunder zu führen. Der Nibelungenhort aber bestand aus Gold und Edelgestein, deß so viel war, als vier Wagen binnen vier Tagen und Nächten, je dreimal, tragen konnten und ward nicht vermindert, so viel man davon nahm, auch gehörte dazu die goldene Wünschelruthe, die Gewalt gab über Jedermann, und wer den Hort besaß, war Herr über die Nibelungen. Er lag, von Albrich dem Zwerg behütet, in einer Höhle im Nibelungenlande und gehörte einst dem mächtigen König Nibelung. Als nach Nibelungs Tod seine beiden Söhne Nibelung und Schilbung das väterliche Erbe antraten und im Begriff standen den Hort unter sich zu theilen, erschien Siegfried auf einer seiner Heldenfahrten im Lande der Nibelungen. Die beiden Brüder übertrugen dem berühmten Recken die Theilung und belohnten ihn dafür mit Nibelungs, ihres Vaters, Schwerdt Balmung, das sie ihm schenkten. Als sie aber über der Theilung wild und zornmüthig wurden, da erschlug sie Siegfried sammt den zwölf Riesenwächtern des Horts mit dem Schwerdte

Balmung, bezwang den starken Zwerg Albrich, entwand ihm die wunderhafte Tarnkappe und ward so Herr des Hortes und des ganzen Reiches der Nibelungen. Die Schätze ließ er wieder zurückbringen in die Höhle des Berges der Nibelungenburg und Albrich, die Herrschaft Siegfrieds anerkennend, leistete ihm den Eid des Gehorsams und bewachte den Hort als dessen getreuer Kämmerer.

König Günther also, durch Hagens Schilderung vom Werth des Hortes gereizt, sandte nebst Ortwin und dem Markgrafen Gere seine Brüder Gernot und Giselher zu Chriemhilden, um eine Versöhnung mit ihr zu Stande zu bringen.

Schwester, sprach Gernot, zu lange beklagt ihr Siegfrieds Tod; Günther will euch erhärten, daß nicht er seines Falles Urheber ist. Deß zeihet ihn Niemand, erwiederte Chriemhilde; ihn schlug die Hand Hagens, als er durch mich erfahren hatte, wo er verwundbar wäre. Ich selbst habe seinen Leib verrathen, ich Jammervolle! Wol ließ ich jetzt mein Weinen, wenn ich ahndete, daß Hagen Haß ihm trüge. Wie mag ich wieder lieben, die Solches mir gethan? Da nahte sich auch Giselher mit heißem Flehen und sie sprach: Ich soll den König grüßen, ihr wollt mir's nicht erlassen, doch ihr thut nicht wohl daran; ich habe nichts verschuldet und er hat so viel des Jammers mir bereitet; mein Mund schenkt ihm Verzeihung, doch mein Herz wird nimmermehr ihm hold. Wolan, ihr wollt's, ich will ihn grüßen.

Da erschien Günther vor ihr mit allen seinen Freunden außer Hagen, der sich nicht unterfing, ihr vor's Angesicht zu treten. Die Versöhnung fand Statt unter zahllosen Thränen und Allen vergab sie, nur Hagen konnte sie nicht vergeben.

Bald darauf thaten sie ihr den Vorschlag kund, des goldenen Hortes im Nibelungenlande, der ihr als Siegfrieds Morgengabe gehöre, sich zu bemächtigen und ihn herführen zu lassen an den Rhein nach Worms. Sie willigte ein. Ihre Brüder Gernot und Giselher, von ihr beauftragt, zogen mit achttausend Mann zu Schiff in's Land der Nibelungen, wo

ihnen Albrich ohne Widerstand den Hort verabfolgte. Mit ihm wurden sie Herrn des ganzen Landes und aller Burgen und vieler Recken, die fortan in ihren Diensten mit Treue bestanden. Nachdem sie den Hort an das Seegestade gebracht hatten, luden sie ihn auf Schiffe und fuhren ihn stromaufwärts nach Worms, wo er zunächst Chriemhilden, der rechtmäßigen Besitzerin, mit dem Schlüssel dazu übergeben wurde. Hei, wie blitzte das Gold, wie funkelten die Gesteine, wie viel der Gemächer und Thürme wurden damit angefüllt, wie unermeßlich reich war jetzt Chriemhilde! Doch wären der Schätze noch tausendmal so viel gewesen und Siegfried hätte noch gelebt, wie gerne hätte sie der tiefsten Armuth Blöße mit ihm getheilt!

Doch einen Trost hatte sie jetzt gefunden, er hieß Mildthätigkeit. Sie theilte aus von ihren Schätzen an die Bedürftigen mit unermüdlichem Eifer. Unerschöpflich wie der Hort war ihre Milde, deren Ruf bald aus der Nähe und Ferne zahllose Schaaren um sie sammelte, Arm und Reich, Vornehm und Gering, die reichbeschenkt wieder von ihr gingen, oder dankerfüllt und dienstbeflissen ihr zur Seite standen, aller ihrer Winke gewärtig; und viele fremde Recken zog sie so in's Land.

Da trat Hagen abermals vor den König und sprach: Durch ihre Spenden erwächst eurer Schwester eine Macht uns zum Verderben. Kein weiser Mann läßt solche Schätze in den Händen eines Weibes; der Tag wird kommen, da wir es zu bereuen haben. Ihr gehört das Gut, erwiederte der König, sie mag damit schalten, wie es ihr beliebt. Einen Eid habe ich geschworen, ihr kein Leid mehr zuzufügen, und den will ich halten. Da sprach Hagen: Laßt mich der Schuldige sein!

So wurden die Schwüre gebrochen; Hagen bemächtigte sich der Schlüssel des Horts trotz dem heftigen Widerspruch Gernots und Giselhers und den bittersten Klagen Chriemhildens. Zuletzt sagte Gernot: „Besser wäre es, das Gold läge auf des Rheines unterstem Grunde, als daß es uns Last

und Sorge mache; dann hätte Niemand sein Gewinn! Da wandte sich Chriemhilde flehend zu Giselher, er möge ihr Schutz- und Schirmherr sein. Giselher versprach es ihr, so bald sie wiederkehrten von einer Fahrt, die sie jetzt zu unternehmen hätten.

Und als die Könige ausgezogen waren mit allen ihren Mannen bis auf Hagen, der zu schwerem Leide Chriemhildens allein zu Hause blieb, da nahm dieser den Hort und versenkte ihn heimlich in die Tiefe des Rheines, wähnend, sein einst noch zu genießen. Die Könige kehrten wieder; sie zürnten dem Hagen, doch, außer Giselher, nur dem Scheine nach, denn sie hatten, ehe es geschah, untereinander beschworen, so lange einer von ihnen lebe nicht zu verrathen, wo der Hort verborgen läge. So hatten sie das Gut der Wittwe geraubt, ohne es selbst zu nützen; auch Siegfrieds Schwerdt Balmung war seit dessen Tod in Hagens Hand; nur die Tarnkappe, die Siegfrieds Verderben herbeigeführt hatte, verschwand bei seinem Falle. Die Burgunderhelden hießen fortan die Nibelungen, da sie des Nibelungenhortes mächtig waren, der Fluch aber, der daran klebte, ging an ihnen gänzlich in Erfüllung.

Wer vermöchte Chriemhildens Stimmung zu schildern, in welche diese neue Kränkung sie versetzte? Diese gleisnerische Tücke, womit sie zur Versöhnung genöthigt worden war, dieser meineidige Treubruch, nachdem sie verziehen hatte, vermehrte hundertfach ihr Leid. Aber nicht mehr die thatlose Trauer um den Verblichenen und der stille Abscheu vor seinen Mördern war es, was ihr Herz erfüllte; lebendiger, unauslöschlicher Haß trat von nun an an deren Stelle; hülflos und ohne Mittel, wie sie war, verwaist, verunglimpft, zur Seite geworfen, zerfraß der Grimm ihr Herz im Lauf der Jahre wie Rost den Stahl; schauerliche Rachegedanken durchloderten ihr Inneres und tilgten aus darin, wie verzehrende Flammen, alle Triebe weiblicher Milde und Sanftmuth. Und wenn sie früher wähnte, der Gram werde ihre Tage kürzen und rasch ihr Leben endigen, so dröhnte in ihr fort

und fort jetzt eines Dämon Stimme: Du lebst, um Siegfrieds Tod dereinst zu rächen.

2.

Das war um jene Zeit, als Helke starb, die Hunnenkönigin, des weitgebietenden Etzel schöne, tugendreiche Gemahlin, und Etzel auf die dringenden Bitten seiner Freunde und Untergebenen, die sich verwaist fühlten ohne Königin und ihres Herrn Trauer nicht länger duldeten, endlich den Entschluß faßte, dem Hunnenreich eine neue Herrscherin zu geben. Aber wer durfte wagen der edlen vielbeweinten Helke Stelle einzunehmen? wer mochte würdig sein Etzels Macht und Herrlichkeit zu theilen? Auf Etzelnburg an den Ufern der Donau im Hunnenlande war auf gestürzten Thronen sein Thron errichtet; vom Rodan bis zum Rhein und von der Elbe bis an's Merr war Keiner ihm an Macht und Ehre gleich; bewältigte Fürsten bildeten seine Diener und unterjochte Könige seinen Hofstaat, dessen Prunk Alles übertraf, was reich und glänzend hieß. Hier weilte der kühne Hawart, König von Dänemark, mit seinem Markgrafen Iring, dem Schnellen, hier der Herzog Ramung aus dem Walachenland und die mächtigen Fürsten Hornboge, Gibecke und Irnfrid; hier Blödel, König Etzels tapferer Bruder; Dietrich von Bern, der Heimathlose, mit Hildebrand, seinem alten Waffenmeister; hier der edle Rüdeger von Bechelaren, Markgraf von Oesterreich, der nach vielen Schlägen des Schicksals und seltenen Abentheuren als Heimathloser von Etzel mit Oesterreich belehnt worden war und vor allen Andern dessen Gunst und Vertrauen besaß; hier noch viele Andere, Christen- und Heidenfürsten in seltener Mischung und lebend ein Jeglicher ungestört nach seines Volkes Sitte und Gewohnheit.

Es drang der Ruf von Chriemhilden, des starken Siegfried Wittwe im Burgunderland, vor Etzels Ohr; sie ward ihm gepriesen von seinen Freunden als die schönste der Frauen und würdigste Nachfolgerin Helkens. Und als er Rüdegern zu Rathe gezogen, der von Kind auf die Burgunder kannte,

der Chriemhildens Tugend und Schönheit nicht sattsam rühmen konnte, da war seine Wahl entschieden. Er hieß Rüdigern sich rüsten, um mit glänzendem Gefolge an den Rhein zu ziehen und am Hofe des Burgunderkönigs Chriemhilden für ihn zu werben. Nach kurzer Zeit erschien Rüdeger zu Worms am Hofe Günthers an der Spitze von fünfhundert Rittern als Brautwerber seines Königs. Wie staunten die Helden von Worms über die Ankunft der stattlichen Recken aus dem Hunnenlande, geführt von einem alten trauten Genossen, dem Markgrafen Rüdeger von Bechelaren, dem biedersten der Menschen! Und als er ihnen seiner Sendung Zweck verkündete, verbreitete sich Freude am Hofe der Burgunder; Alle lobten den ehrenden Antrag, Alle baten den König, einzuwilligen, so fern Chriemhilde nicht entgegen wäre. Nur Hagen schüttelte finster das Haupt. Kenntet ihr, wie ich, sprach er, des Hunnenkönigs Macht, ihr würdet nimmer zugeben, daß Chriemhilde einst uns zum Verderben darüber schalten sollte. Doch wirkungslos verhallte seine Warnung. Viel Weh schufen wir der Schwester, antworteten die Könige, so es ihr selbst beliebt, soll ihr wieder wohl werden! Weit ist von hier zu Etzels Thron, wir hüten uns in sein Bereich zu treten. Der Markgraf Gere eilte zu Chriemhilden und verkündete ihr die Mähr als eine gute Botschaft. Das wolle Gott verhüten, rief die Jammersreiche, daß ihr euren Spott mit mir treibt! Was soll ich einem Manne, der je die Freuden der Liebe von einem Weibe gewann? — Es nahten die Brüder Gernot und Giselher mit freundlicher Zurede, doch umsonst; sie erlangten bloß von ihr, daß sie sich dazu verstand, Etzels Abgesandten, den Markgrafen Rüdeger, um der Achtbarkeit des edlen Mannes willen, den längst sie kannte, vor sich zu lassen.

Des andern Morgens, als man die Messe sang, begab sich Rüdeger mit zwölf seiner Begleiter aus dem Hunnenlande in Chriemhildens Wohnung. Sie harrte sein in ihrer Kemenate glanzlos im Alltagsgewande, das feucht war von ihren Thränen; aber reichgeschmückte Dienerinnen füllten das Gemach und die Markgrafen Gere und Eckewart, ihre Mannen,

standen ihr zur Seite. Liebe ohne Leid, sprach Rüdeger, entbietet euch mein Herr, des Hunnenvolkes König, Etzel; wie Helken einst, die ihm der Tod entriß, will er euch ehren und hat mich hergesandt nach eurer Minne. Markgraf Rüdeger, erwiederte Chriemhilde, so Jemand recht wüßte meinen Jammer, der bäte mich nicht, noch einen Mann zu minnen; den besten, den je ein Weib gewann, hab' ich verloren. — Was vermag zu trösten nach tiefem Leid, als freundliche Liebe? sprach Rüdeger im herzlichen Tone. Und gewaltig werdet ihr sein, fuhr er fort, über die Reiche von zwölf Königen und die Herrschaften von dreißig Fürsten, die dem Heldenarme meines Herrn erlagen; Fürsten- und Königstöchter werden euch dienen, wie sie einst Helken dienten, und des Hunnenvolkes Waffen nach eurem Wink sich bewegen. Aber Chriemhilde entgegnete mit Wemuth: Wie sollte mich trauernd Weib noch nach eines Helden Hand gelüsten? Der Tod hat mir an Einem gethan, davon ich freudlos bin bis an mein Ende. Da riefen Rüdegers Begleiter, die muthigen Hunnenrecken: Freude und Wonne sei euer Theil am Hofe unseres Herrn! Schaaren junger Recken trefft ihr dort, die sich euch weihen, und neues Leben wird durch euch erblühen! Chriemhilde wies in Züchten sie zurück und beschied sie auf den andern Tag.

Wie ein Blitz durchzuckte die Nacht ihres Grames der Gedanke: So kannst du vielleicht rächen deines Mannes Tod. Und ihr Entschluß war gefaßt. Wol entbot sie noch zu sich ihren Bruder Giselher und ihre Mutter Ute. Mein Leib, redete sie zu ihnen, ist abgeblüht in Kummer; wie sollte mich ein Mann noch minnen wollen? Doch Beide drangen in sie, nicht hier, wie bisher, in erbarmenswerthen Harme ihr Leben zu vertrauern, sondern dem Wink des Schicksals zu gehorchen. Wol rang sie während der ganzen Nacht auf ihrem Lager die Hände in Schmerz und Noth und Bedrängniß und ihre Augen wurden nicht trocken. Als aber zum zweiten Male Rüdeger und seine Genossen vor ihr erschienen, da sprach sie insgeheim mit ihm und er gelobte, daß im Hunnenlande ihr

solle vergütet werden, was am Rhein ihr Arges widerfahren; einen feierlichen Eid schwur er, ihr nächster Rächer zu sein, so ihr ein Leid würde zugefügt, und alle seine Mannen schwuren, unwandelbar zu Macht und Ehre ihr zu dienen in Etzels Land. Leicht war es hierauf Rüdegern, ihren letzten Einwand, den sie mehr zum Scheine that, nämlich daß Etzel ein Heide wäre, durch die Entgegnung zu beseitigen, daß ja viele edle Christen an seinem Hofe lebten und er durch sie vielleicht bewogen werde, sich selbst als Christ noch taufen zu lassen. Chriemhilde gelobte vor allen Helden, Etzels Weib zu werden.

Rüdeger, der glückliche Werber, drang auf die Abreise. Wer folgt mir von meinen Freunden in's Land der Hunnen, mit mir dort heimathfern zu sein? fragte Chriemhilde. Und Markgraf Eckewart, der ihr bisher in unverbrüchlicher Treue sich gewidmet hatte, erbot sich dazu mit fünfhundert seiner Mannen. Diese wurden reich beschenkt und stattlich ausgerüstet von Chriemhilden, gleichwie die hundert auserwählten Jungfrauen, die ihr als Dienerinnen folgen sollten, in schimmerndem Geschmeide glänzten und mit den köstlichsten Gewändern, die unberührt in dumpfen Truhen Jahre lang gelegen, verschwenderisch ausgestattet wurden. Auch besaß Chriemhilde noch viel des Goldes aus dem Nibelungenlande. Davon füllten ihre Mägde trotz Hagens Widerspruch und trotz Rüdegers Versicherung, daß sie an Etzels reichem Hofe dessen nicht bedürfe, in Eile zwölf Schreine, um sie mit von dannen zu führen.

Am fünften Tage schon wurden die Rosse zum Aufbruch gezäumt und Thränen vergossen in der Stunde des Abschiedes von bleibenden und scheidenden Frauen. Die königlichen Brüder Gernot und Giselher mit zweitausend ihrer Mannen gaben der Hunnenbraut das Geleite, mit ihnen die übrigen Burgunderfürsten, die Herberge machten bis zu den Ufern der Donau. Nur der grimme Hagen blieb zurück und Volker, der kühne Spielmann, die unzertrennlichen Freunde. König Günther ritt nicht weiter, als ein wenig vor die Stadt.

Den Boten aber, die vorausgesandt wurden in's Hunnenland, um Etzeln den Erfolg von Rüdegers Werbung zu verkünden, that große Eile Noth, wenn sie der Ehre und des Botenbrots gedachten.

Viel ist berichtet von Chriemhildens Fahrt zu den Hunnen und wie nie ein stattlicherer Zug, nie ein glänzenderes Brautgeleite gesehen wurde; wie das Volk sich drängte, wo sie zogen, die Ritter auf dem Wege der Frauen pflegten und Alles aufboten, um die Beschwerden der Reise ihnen zu erleichtern, vor Allem aber der Lenker des Zuges, Markgraf Rüdeger, um die Königin bemüht war und Eckewart in alter Treue sich ihr bewährte; wie sie zu Bergen an der Donau, wo man übersetzte, Halt machten, Gernot und Giselher mit ihren Mannen von Chriemhilden sich trennten, um an den Rhein zurückzukehren, und Giselher ihre Hand faßte bei'm Scheiden mit den Worten: Wenn je in einer Noth du mein bedarfst, so sende an den Rhein, ich werde zu dir kommen zu deiner Hülfe; wie sie nun an der Donau hinabzogen durch Baierland und an des Inns Erguß in die Donau, wo die Klosterthürme von Passau ragten, ein freundlicher Empfang ihnen geworden durch Pilegrin, den Bischof Passau's, der der Bruder von Chriemhildens Mutter war, festlich der hohen Nichte entgegenritt und bis zur Grenze Oestreichs sie geleitete; wie sie die Ens passirten, wo Hütten und Gezelt auf grünem Anger aufgeschlagen waren zur Nachtherberge und Rüdegers Gemahlin Gotelinde zum herzlichen Willkomm hierher entgegenfuhr, die lieben Gäste nach Bechelaren geleitete, wo auf Rüdegers stolzer Burg, dran die Donau dicht vorüberrauschte, sie herrliche Bewirthung fanden und ruhten und sich erquickten und Rüdegers liebliche Tochter sich Chriemhilden hingab mit innigster Zuneigung; wie sie zu Zeizenmure, in der weiten Burg Etzels, wo Helke einst zu wohnen pflegte, drei Tage der Ruhe genossen, dann zu Tulna an der Donau von König Etzel, der bis hierher von Etzelnburg entgegenkam, mit niegesehenem Prunk eingeholt, nach Wien zogen, wo die Hochzeit gefeiert wurde auf Pfingsten, die Feste siebenzehn

Tage dauerten, Etzels Völker zusammenströmten, Reussen und Griechen, Polen und Walachen mit den Burgundern um die Wette ritten und Lanzen brachen und des Jubels kein Ende war, Chriemhilde aber, die Gefeierte, die durch ihre Schönheit Etzels und Aller Herzen schnell erobert hatte, unter heimlichen Thränen gedachte, wie sie am Rhein einst an Siegfrieds Seite saß; — wie sie darauf am achtzehnten Tage Wien verließen, bei Misenburg zu Schiffe gingen und endlich zu Etzelnburg anlangten, wo die edle Herrat, die Gemahlin Dietrichs von Bern und Schwestertochter Helkens, seit Helkens Tod dem Ingesinde vorstand und Chriemhilde von ihr das Regiment empfing, um von nun an gewaltig zu sein im Reiche der Hunnen. —

Sieben Jahre waren bereits Chriemhilden an Etzels Seite verflossen. Leicht hatte sie sich gefunden in die fremden Gewohnheiten des hunnischen Volkes und in die Sitten des Hofes auf Etzelnburg, welcher seit ihrer Ankunft sich in einen prunkenden Sitz des Lust und Freude verwandelt hatte. Aus Etzels Herz war längst der Gram um Helken geschwunden; Chriemhildens blendende Schönheit nahm alle seine Sinne gefangen und ihre Tugenden stellten sie hoch in seiner Achtung; sie pflegte sein in Züchten, mit Treue und Ergebenheit, wie es einer Gattin geziemt, und der Greis verjüngte sich an ihrer Seite. Sein Glück erreichte den höchsten Gipfel, als sie ihm einen Sohn gebar. Er wurde Ortlieb genannt und empfing die christliche Taufe auf ihr inständiges Bitten. Denn was mochte Chriemhilde von Etzeln begehren, dessen Erfüllung der ergebene Gatte und mächtige König verweigert hätte?

Aber auch Etzels ruhmreiche Freunde und Vasallen, die muthigen Hunnenrecken, die Heldenkönige und Fürsten mit ihren Mannen, des ganzen Hofes Ingesinde bis zum letzten Diener hatte sie gewonnen. Denn verführerischer und gewinnender, als selbst das Nibelungengold, das sie mitgebracht hatte und mit verschwenderischer Freigebigkeit nach allen Seiten hin vertheilte, war die Anmuth, Huld und Freund-

lichkeit, womit sie alle Dienste lohnte und einen Ruf von sich verbreitete, daß die kühnsten Degen aus den weitesten Fernen sich um sie her versammelten, ihren Hof verherrlichten und jedem ihrer Winke folgten. So herrschte sie gewaltiger, als selbst Helke einst, und nur die holdesten Blumen des Glücks und der Wonne schienen ihre Schritte zu umblühen.

Doch der Schmerz von Siegfrieds Wunden brannte fort in Chriemhildens Herzen. Ob auch ihr Antlitz lächelte, im Innern hielt sie fest an ihrem Gram und gedachte der Leiden, die sie aus der Heimath drängten, und daß die Zeit der Rache vielleicht gekommen sei.

Einen Plan hatte sie entworfen, über welchem sie mit widersprechenden Empfindungen brütete; er war wohl angelegt, ihre Feinde, vor Allen aber den ersten Urheber ihres Jammers, Hagen, mit dem Netz des Verderbens zu umstricken. Aber der Blitz, der Hagens Haupt treffen sollte, mußte auch alle die Ihrigen zerschmettern, die Schuldigen sowie die Unschuldigen, die ihrem Herzen noch so theuer waren. Von namenloser Sehnsucht fühlte sie sich ergriffen, wenn sie der Getreuen in der Heimath gedachte; oft wandelte sie im Traume an Giselhers Seite, hielt ihre Hand in der seinen und drückte häufige Küsse auf seine Wangen in heiterem seligen Frieden. Aber wenn sie wieder erwachte und sich in ihren Thränen gebadet hatte, kam der böse Geist wieder über sie und sie sprach: Haben sie mich nicht dahin gebracht, in die Fremde zu flüchten und einen Heiden zu minnen? Haben sie mir nicht Alles entrissen? War das nicht Hagens und Günthers Werk? und habe ich nicht die Macht, dies Alles ihnen zu vergelten?

Und eines Tages, als sie bei Etzel saß, von ihm mit Zärtlichkeit umfangen, liebkosete sie ihm und sprach: Daß ich so werth euch bin, Herr, das würde ich erst recht inne, wenn ihr eure Gunst auch den Meinigen schenktet. Viel hohe Freunde und Verwandte habe ich, das ist euch wohl bekannt, und noch habe ich ihrer Keinen hier gesehen und muß für eine Heimathlose gelten in der Leute Augen.

Das sei ferne, erwiederte rasch der König, sind eure Freunde nicht auch die meinigen? So es euch beliebt und euch der Weg nicht zu weit dünkt, lade ich sie mit Freude in mein Land. Euch selbst könnten sie nicht liebere Gäste sein, als mir, der ich nur beklage, daß der edlen Ute Kinder so lange hier uns fremd geblieben.

Wolan! rief Chriemhilde hocherfreut, sendet Boten über den Rhein nach Worms, meiner Sippe, den stolzen Nibelungen, eure Wünsche zu überbringen.

König Etzel hatte zwei Spielmänner an seinem Hofe, die hießen Schwemmel und Werbel, waren wackere Degen und standen in großen Ehren auf Etzelnburg. Diesen gab er ungesäumt den Auftrag, wie sie, geleitet von vierundzwanzig schmucken Recken, an den Rhein zu den Burgundern reiten sollten, um König Günthern mit freundlichem Gruß zu einem glänzenden Hoffeste, das er an den Tagen der nächsten Sonnenwende feiern wolle, mit seinen Freunden und seinem besten Hofgesinde nach Etzelnburg zu laden. Chriemhilde aber ließ die Boten insgeheim in ihre Kemenate vor sich kommen und redete zu ihnen:

Reich mache ich euch an Geld und herrlichen Gewändern, so ihr getreulich ausrichtet, was ich euch auftrage. Hütet euch zu Worms meinen Freunden zu sagen, daß ihr hier mich je betrübt gesehen; bietet Alles auf, daß sie der Einladung des Königs folgen, sie versichernd, wie viel mir dran gelegen sei, daß die Hunnen gewahrten, daß ich nicht ohne Freunde wäre. Meinem Bruder Gernot sollt ihr meine Liebe melden und ihn bitten, mitzubringen unsere besten Freunde, damit ihr Erscheinen uns zur Ehre gereiche. Und meinem Bruder Giselher sollt ihr sagen, er möge daran gedenken, daß mir durch seine Schuld nie ein Leid widerfahren und ihn vor Allen meine Augen gern hier sähen. Frau Uten, meiner lieben Mutter, erzählt Vieles und Schönes von den hohen Ehren, die mir hier zu Theil werden. Wenn aber Hagen von Tronege zurückbleiben und nicht mitkommen will, so fragt: wer denn anders als er, dem von Kindesbeinen an die Wege und

Völker bekannt seien, die Nibelungen sicher durch die fremden Lande zu führen im Stande wäre.

Die Boten merkten sich Alles, wußten aber nicht, warum sie das letzte Wort hinzugefügt habe, nämlich daß sie Hagen von Tronege nicht am Rhein zurücklassen sollten. Das wurde ihnen später klar unter Mord und Blutvergießen.

Als die rüstigen Fideler, Werbel und Schwemmel, die sich sofort auf den Weg begaben, mit ihrer Einladung am Rhein erschienen, da gab es gar verschiedene Meinung und heftige Worte zwischen Hagen von Tronege und den Burgunderkönigen. Günther berief sogleich seine Brüder und getreuen Recken zu einer Berathung. Hocherfreut riethen sie, die Einladung anzunehmen und heiteren Muthes in's Land der Hunnen zu reiten, wo bei'm Festgelage des mächtigen Königs so hohe Ehren ihrer harreten; nur Hagen widersetzte sich auf's bestimmteste. Er zog Günthern auf die Seite und fragte ihn, ob er sich selber Feind sei; ob er vergessen habe, was sie an Chriemhilden verschuldet hätten? und auf Günthers Einwand, Chriemhilde habe ja bei'm Scheidekuß ihren Haß gegen sie verschworen, erwiederte er mit fester, voller Ueberzeugung: Chriemhilde gehe darauf aus, sie zu verlocken, er kenne besser die Nachhaltigkeit ihres Zornes, Verderben werde an Etzels Hof für sie bereitet. Gernot, der Hagens Worte vernahm, rief mit Unwillen: Weil ihr als Urheber von Chriemhildens Leiden im Lande der Hunnen nichts Gutes erwartet, sollten wir der freundlich bittenden Schwester unseren Besuch versagen? Das sei ferne von uns! Und Giselher sagte spöttisch: Weil ihr der schweren Schuld Bewußtsein tragt, Herr Hagen, so mögt ihr immerhin am Rhein hier bleiben und euren Leib bewahren; uns aber, die wir den Muth haben, sollt ihr an der Fahrt in's Hunnenland nicht hindern!

Da erglühte Hagen von Zorn und rief entrüstet: Wer mag, wie ich, euch durch die Fremde leiten an Etzels Hof und der Burgunder Ehren dort, wie ich, wahrnehmen? Steht einmal euer Wille fest und unabänderlich, wolan, so greifet zu! Ich bin es und kein Anderer, der euch führet!

Noch wandte sich Rumold der Küchenmeister, nicht der letzte an Tapferkeit unter den Burgunderhelden, mit den abmahnenden Worten an den König: Mögt ihr gebieten, Herr, nach eurer Lust, ihr habt Gewalt und Rath; doch wähn' ich nicht, daß Hagen von Tronege euch je im Stiche ließ. Wollt ihr ihm nicht folgen, so räth euch Rumold, hier zu bleiben und Etzel mit Chriemhilden sich zu überlassen; wer weiß, wie es dort steht. Wie könnte es euch auch auf der Welt irgend besser ergehen, als hier? Hier mögt ihr euren Feinden trotzen, mit den herrlichsten Gewändern euren Leib schmücken, den besten Wein trinken und die schönsten Frauen minnen. Dazu wird eure Tafel mit den besten Speisen versehen, deren je ein König sich erfreute. Darum, Herr, sollt ihr bleiben, wo ihr seid. Das ist Rumolds Rath.

Doch nichts fruchteten diese Worte bei den Königen, nichts bei den übrigen Recken; ihr Sinn war gerichtet auf die lockenden Abentheuer, auf die glänzenden Hoffeste im fernen Hunnenlande, und ihr Entschluß unwandelbar.

Hagen aber erhob sich jetzt abermals und sprach die energischen Worte, denen König Günther und die Andern rasch Beifall zollten: Steht also euer Wille fest und wollen wir im Hunnenland nicht schmählich untergehen, so müssen wir mit der Blüthe unserer Macht in voller Wehr am Hofe Etzels erscheinen! Schaart um euch eure Helden, König; entbietet im Land umher die besten eurer Mannen, draus will ich tausend Ritter wählen von solcher Tüchtigkeit, daß um Chriemhildens Arglist wir uns wenig zu kümmern haben.

Hierauf sandte König Günther Boten in seinem Reich umher. Schaarenweise strömten die kampfbegierigsten jungen Recken an den Rhein nach Worms. Mit scharfem Kennerblick erkor Hagen daraus tausend der besten, die von Günthern Rosse und Rüstungen zur Fahrt empfingen. Von seinen eigenen Mannen ließ er achtzig herrlich Gewaffnete durch seinen Bruder Dankwart herbeiführen. Und Volker von Alzei, der verwegene Spielmann, schloß sich an mit dreißig auserwählten Rittern, die in Harnischen strahlten, wie sie nur

Könige zu tragen pflegen. Die übrigen Burgunderhelden alle sammelten sich nun um den König, dazu tausend kühne Degen, die ihnen einst aus dem Nibelungenlande gefolgt waren, als sie Herren des Hortes wurden. Allen diesen fügte Günther noch neuntausend Knechte hinzu. Das war die Macht der Nibelungen, womit sie zu den Hunnen fuhren.

Auf Hagens vorsichtigen Rath wurden Chriemhildens Boten, Schwemmel und Werbel, um einige Tage vor dem gemeinschaftlichen Aufbruch der Nibelungen in Etzels Land entlassen, wo der wohlmeinende König, der keine Ahndung hatte von Chriemhildens heimlichen Planen, mit unverstellter Freude die Botschaft empfing und Alles zur glänzendsten Aufnahme der Gäste vornahm.

3.

Zu Worms aber an König Günthers Hof hatte rasch ein reges Leben begonnen. Ein lustiges Treiben und Drängen war es, womit die rheinischen Helden sich zur Hoffahrt rüsteten; mit einem niegesehenen Aufwand wurde Alles zur Reise in Bereitschaft gesetzt und die jungen Burgunderrecken glühten von Muth und Wanderungslust. Doch es fehlte nicht an Zeichen, die einen düstern Ausgang ihres Abentheuers andeuteten, und an bösen Ahndungen, die umsonst vor drohendem Unheil warnten. Als das Reisegeräthe über den Schloßhof getragen wurde und ein alter Bischof von Speier mit den Worten sich an Frau Uten wandte: Unsere Freunde wollen an Etzels Hofgelage; möge Gott sie bewahren! Da versammelte die greise Königin die Söhne mit ihren Freunden um sich und beschwor sie abzustehen von dem Unternehmen. O meine Söhne, flehte sie, bleibt hier und zieht nicht fort! ich habe in dieser Nacht im Traum gesehen mit Schauer und Entsetzen, wie todt da lagen alle Vögel dieses Landes! Doch Hagen, jetzt der Entschlossenste von Allen, ließ keinem Bedenken, keiner Zögerung mehr Raum. Wer sich an Träume kehrt, sprach er, der ist mit sich und seinem Wohl nicht recht im Reinen.

Die Schiffe zur Ueberfahrt über den Rhein standen bereit und wurden bis tief in die Nacht mit ihrer werthvollsten Habe, köstlichem Schmuck und herrlichen Gewändern beladen. Jenseits des Rheines auf grünem Rasen wurden Hütten und Zelte zum Obdach aufgeschlagen, um hier noch eine Nacht zu bleiben. Dahin folgten die Freunde den Freunden zum letzten Händedruck, die Frauen den Männern zur letzten Umarmung. Auch Günthers Gemahlin Brunhilde, längst herabgestiegen von der Höhe ihres Stolzes, folgte dem Gatten zur letzten Liebkosung in düsterer Schwermuth. Früh am andern Morgen gaben Flöten und Posaunen das Zeichen zum Aufbruch. Günther bestellte den biedern Rumold, der traurig und mit Kopfschütteln all den Vorbereitungen und Bewegungen zusah, zum Wächter seines Landes und empfahl sein Söhnlein, sowie die Frauen seines Hofes des treuen Mannes Obhut. Wer etwas Liebes hatte, nahm es noch einmal in die Arme und nun erhob sich rings Getümmel und Getöse, Staub wirbelte empor um die stampfenden Rosse, zu beiden Seiten der Berge erschollen Seufzer und Klagen von den Zurückbleibenden, denn ein ewiges Scheiden ahndeten die Herzen der Frauen; die Nibelungenhelden aber zogen fröhlich von dannen.

Sie lenkten den Zug auf den Main an, dann aufwärts durch Ostfranken. Hagen, aller Wege und Stege kundig, ritt an der Spitze der funkelnden Schaar als Führer, Dankwart, sein Bruder, war ihr Marschall und Volker ihr Bannerträger. So fuhren sie stattlich durch die Lande, überall erkennbar an dem Stolz ihrer Haltung und der Hoheit ihrer Geberden.

Am zwölften Tage kamen sie an die Donau. Hagen, bei jedem Ereigniß der Nibelungen Trost und Stütze, ritt weit voran und erkannte bald, daß die Wellen des Stromes über die Ufer getreten und weit und breit keine Schiffe zur Ueberfahrt zu sehen waren. Er schwang sich von seinem Roß, das er an einen Baum band, benachrichtigte den König, der besorgt mit den Uebrigen heranritt, von dem unerwarteten

Vorfall und eilte allein, ringsumher spähend, stromaufwärts, ob er einen Fergen fände. Wohl bewaffnet schritt er dahin, den Schild in der Linken, den strahlenden Helm aufgebunden, ganz geharnischt und ein breites zweischneidiges Schwerdt an der Seite. Und wie er hin und wieder nach einem Fährmann suchte, da hörte er Wasser gießen; er lauschte hin, sich näher schleichend, und siehe, das thaten weise Frauen in einem schönen Brunnen, um sich zu kühlen und den Leib zu baden. Als sie Hagen gewahrten, flohen sie und stürzten sich eilig in die Wellen der Donau. Hagen aber bemächtigte sich ihrer Gewänder. Da rief das eine Meerweib, Hadeburg war ihr Name: Gebt uns die Kleider zurück, Ritter Hagen, und wir verkünden euch den Ausgang eurer Fahrt. Sie schwebten wie die Vögel vor ihm auf der Fluth, und als Hagen, der ein höheres Wissen den wunderbaren Wesen zutraute, über der Burgunderhelden Schicksal sie befragte, fuhr sie fort: Ihr wollt fahren in des Hunnenkönigs Etzels Land; nie zogen Helden so hohen Ehren entgegen. Hocherfreut ob dieser Prophezeiung, gab der Held von Tronege ihnen die Kleider zurück. Als aber die Frauen die seltsamen Gewänder sich umgeworfen hatten, da sollte er erst die Wahrheit erfahren.

Hagen, Sohn Adrians, sprach die andere von ihnen, — sie hieß Sigelint, — um ihrer Kleider willen hat meine Muhme gelogen; ihr seid betrogen, so ihr zu den Hunnen fahrt, kehret um! denn so viele eurer geladen sind und hinreiten, haben den Tod an der Hand und werden alle, außer dem Kapellan des Königs, ihren Untergang finden.

Da sprach der kühne Hagen mit grimmem Muthe: Laß den Trug deiner Rede, der für die Ohren meines Herrn nicht paßt. Zeig' uns dafür, wie wir den Strom passiren, du allerweisestes Weib!

Er erhielt einen genauen Bescheid und erblickte alsbald am jenseitigen Ufer der Donau die Herberge des Fährmanns. Der stand im Dienste von Elsen, dem Bruder Gelfratens, des Herrn vom Baierlande, war der Hüter jener Marken und ein roher grimmiger Geselle. Hagen lockte ihn durch

List herüber und versprach ihm eine goldene Spange zum Lohn, wenn er die Nibelungen überführe; der Ferge aber weigerte sich dessen nicht nur, sondern gab mit seiner ungefügen Ruderstange dem Helden von Tronege zwei mörderische Schläge. Da hieb ihm Hagen das Haupt ab mit seinem Schwerdte, ergriff das Ruder und lenkte mit starkem Arm die Fähre stromabwärts bis zu der Stelle, wo die Freunde seiner mit gespannter Erwartung harreten. Seine Abentheuer aber hielt er Allen hehl.

Nun galt es, Roß und Reiter und Gepäck über den Strom zu bringen. Hagen, der sich bewußt war, einst am Rhein der beste Ferge gewesen zu sein, übernahm die Leitung des Fahrzeugs, das an fünfhundert auf einmal faßte. Die Männer stiegen ein mit dem Geräthe, die Rosse wurden angebunden, um nachzuschwimmen, und Alle brachte Hagen auf wiederholten Fahrten mit unermüdlicher Thätigkeit hinüber. Als er aber bei der letzten Fahrt der Worte des wilden Meerweibes gedachte, sah er sich um nach dem Kapellan, der in dem Fahrzeug an der Seite stand, gelehnt auf sein Weihgeräthe, umschlang ihn plötzlich mit kräftigem Arm und schleuderte ihn in gewaltigem Schwung hinaus in den Strom.

Halt, halt, erscholl es von allen Seiten. Was fügt euch an, Herr Hagen, den unschuldigen Priester zu tödten? riefen heftig die Fürsten und unter ihnen am heftigsten der erzürnte Giselher. Doch Hagen stieß den Pfaffen, der sich mit Noth auf dem Wasser hielt und verzweifelnd nach Hülfe reichte, mit seltsamer, unerklärlicher Wuth zurück und auf den Grund des Stromes. Der Arme, wieder emportauchend, wandte sich um und gelangte, ohne schwimmen zu können, von Gottes Hand getragen, zurück an das Ufer, woher er gekommen war. Da stand der verlassene Priester und schüttelte seine Kleider; Hagen erkannte, daß er verloren sei, daß ihm Wahrheit geweissagt die wilden Meerfrauen und daß alle diese Helden dem gewissen Tod entgegen führen.

Als nun das Fahrzeug seinen Dienst gethan und seiner

letzten Bürde entledigt war, da schlug es Hagen in Stücke und warf sie in die Fluth.

Was soll das, Bruder? rief Dankwart, wie sollen wir hinüberkommen bei unserer Wiederkehr?

Hagen, der später erst offenbarte, wie ihrer Keiner mehr wiederkehren werde, antwortete für jetzt: Ich that es in der Hoffnung, daß, wenn wir etwa einen Feigen unter uns hätten, der in seines Herzens Angst die Flucht nach der Heimath ergriffe, er hier an diesen Wogen einen schmählichen Tode fände.

Der kühne Volker, ein Held zur Hand, wo es galt, schenkte Hagens That seinen Beifall. Der wußte in gar zierliche Worte alle seine Gedanken zu kleiden und was Hagen irgend vollbrachte, hieß der muthige Fiedeler gut.

Die Rosse standen zum Aufsitzen wieder bereit, die Saumthiere waren wieder beladen. Noch hatten sie auf der ganzen Fahrt keinen Schaden erlitten und Niemanden eingebüßt, außer dem Kapellan des Königs; der mußte zu Fuß zum Rheine zurückkehren.

Als der Zug sich geordnet hatte und der schnelle Volker an seine Spitze getreten war, um an der Stelle Hagens der Burgunder Führer durch Baierland zu sein, da ließ sich der Held von Tronege also unter ihnen vernehmen: Seht euch vor, rief er, Ritter und Knechte, und folget, wie es recht ist, dem Rathe der Freunde. Eine gewaltige Mähr habe ich euch zu verkünden: Wir kehren nimmer wieder zurück in der Burgunder Land. Durch zwei Meerfrauen habe ich heute deß volle Gewißheit erhalten. Keiner von uns Allen werde heimkehren, prophezeiten sie, als der Kapellan des Königs. Ihre Rede zur Lüge zu machen, suchte ich ihn in der Fluth zu ertränken. Es war umsonst, wie ihr saht, und ich brachte sogar dadurch selbst einen Theil ihrer Weissagung in Erfüllung. Darum waffnet euch, ihr Helden, und haltet die Schwerdter gezückt!

Rasch flog diese Mähr von Schaar zu Schaar und ein Grauen befiel die Nibelungen. Hagen aber fuhr fort: Auch jetzt schon sind wir von Gefahren umdroht. Die kühnen,

grimmigen Brüder Else und Gelfrat, durch deren Land wir ziehen, werden uns auflauern mit Schaaren ihrer Gesellen, denn ich habe heute ihren Fährmann erschlagen, davon ihnen sicher schon Kunde geworden ist. Seid daher auf eurer Hut! Doch laßt die Rosse langsam ziehen, daß Niemand wähne, wir fürchteten sie und wären auf der Flucht.

Die Nacht war angebrochen. Der muthige Fiedelspieler zog voran mit aufgebundenem Helm in einem herrlich schimmernden Streitgewande; an langem Schafte ließ er ein rothes Zeichen flattern. Hagen bildete mit seinem Bruder Dankwart und dem Troß seiner Mannen die Nachhut. So bewegte sich der Zug unter Schilden hin durch die Stille der Nacht. Allgemach vernahmen sie Hufschlag im Rücken und zu beiden Seiten des Weges und sahen im Dunkeln den Schein von glänzenden Schilden. Sie machten Halt und auf Hagens Ruf: Wen verfolgt ihr? gab der Markgraf von Baierland zur Antwort: Unsere Feinde! Ich fordere Sühne von dem Mörder meines Fergen.

Da ging es an ein Streiten. Gelfrat und Else hatten etwa fünfhundert ihrer Leute in der Schnelle aufgeboten. Die Burgunderkönige mit der Masse der Reisigen waren weit voran und ohne Kunde von der Nachhut. Gelfrat und Hagen, in wüthender Kampfbegierde, neigten ihre Speere zum Stich über die Schilde. Herrlich ritten Dankwart und Else gegeneinander und prüften, wer sie waren. Da wurde grimmig gefochten und nie haben Helden sich besser versucht im Kampfe. Auch von ihren Mannen ringsum erhob sich der Schall zerbrechender Lanzenschäfte. Durch einen gewaltigen Stoß von Gelfratens Hand stürzte Hagen vom Roß, dessen Brustriemen gebrochen war. Schnell raffte er sich auf vom Fall und Beide rannten zu Fuß einander an mit verdoppelter Wuth und dem Zudrang ihrer Gesellen auf beiden Seiten. Wie grimmig auch Hagen einhieb, der Markgraf schlug ihm ein großes Stück von seinem Schilde und es war um ihn geschehen, hätte nicht Dankwart es wahrgenommen, der durch einen furchtbaren Hieb Gelfraten zu Boden streckte und so den Sieg

entschied für die Burgunder. Vergebens suchte Else den Bruder zu rächen; er mußte nach schwerem Verlust und mit Wunden bedeckt das Feld räumen in eiliger Flucht mit seiner Rotte. Die von Tronege jagten ihnen nach und ihre gewaltigen Schläge hallten fern her durch die Stille der Nacht. Als sie vom Verfolgen abließen und sich wieder einfanden auf der Stätte des Kampfes, erkannten sie mit Freude, daß sie nur vier der Ihrigen, die Feinde aber über hundert verloren hatten.

Sie beeilten sich, dem Zuge der Ihrigen zu folgen. Auf Augenblicke brach das Licht des Mondes durch die Wolken und beleuchtete ihren Weg. Trübe waren ihre Schilde und naß von Blut; große Müdigkeit befiel ihre Glieder, doch sie fanden in der Nacht keine Herberge und mußten reiten bis an den hellen Tag. Auf Hagens Befehl verriethen sie den Königen nichts von ihrem Abentheuer, als aber der Morgen über die Berge schien und Günther ihre blutgefärbten Panzerringe sah, verwies er es Hagen mit Unwille, daß er gekämpft, ohne ihn benachrichtigt und ihn zu Hülfe gerufen zu haben.

Sie gelangten nach Passau, wo der Bischof Pilegrin, der Oheim der Burgunder-Könige, hocherfreut über die Ankunft seiner edlen Neffen in einem Gefolge so stattlicher Recken, ihnen den freundlichsten Empfang bereitet hatte. Als sie hier sich waidlich gepflegt und einen Tag und eine Nacht gerastet hatten, zogen sie weiter und näherten sich Oesterreich, dem Lande des Markgrafen Rüdeger von Bechelaren, ihres alten geprüften Freundes und Verwandten, der nicht so bald Kunde von der ihm unerwarteten Ankunft der wormser Helden erhielt, als er die umfassendsten Anstalten zu ihrer Aufnahme traf.

Auf der Grenzmarke des Landes fanden sie einen schlafenden Ritter. Hagen nahm ihm sein Schwerdt, gab es ihm aber zurück, denn es war der Markgraf Eckewart, Chriemhildens Dienstmann, der von Etzelnburg aus dem Hunnenlande den Nibelungen an die Grenze entgegen gekommen war, sie zu warnen. Ihr habt den Siegfried erschlagen, sprach er, seid auf eurer Hut! Haß hegt man gegen euch in diesem

Lande. Nun möge Gott uns behüten! antwortete Hagen. Doch jetzt zeigt uns eine Herberge; unsere Rosse sind verdorben und die Speise ist uns ausgegangen. Eckewart geleitete sie zu Rüdegers Burg nach Bechelaren.

Sechszig schnelle Recken, tausend Ritter und neuntausend Knechte meldete der Marschall Dankwart auf dem gastlichen Schlosse des Markgrafen. Sie Alle zu beherbergen und zu bewirthen, war Rüdegers Stolz und höchste Freude. Zelte ließ er in Eile bauen zur Aufnahme für die Waffenknechte der Burgunder; seinem Gesinde befahl er, sie und ihre Rosse auf's sorgsamste zu pflegen. Den Fürsten aber trat er selbst mit Gotelinden seiner Gemahlin und seiner schönen Tochter vor das Schloß entgegen. Sechs von den kommenden Gästen, sprach Rüdeger zu den Frauen, sollt ihr mit einem Kuß empfangen, die drei Burgunder-Fürsten, Hagen von Tronege, seinen Bruder Dankwart und den edlen Volker. Gerne gehorchten die Frauen. Als die Burgunder nun von ihren Rossen sprangen, da gab es ein Bewillkommen und Grüßen. Doch wie die junge Markgräfin, Rüdegers Tochter, zum Kusse zu Hagen kam, bebte sie zurück vor dem furchtbaren Antlitz des Mannes. Sie mußte sich fügen, ob auch ihr Gesicht sich entfärbte. Dann faßte sie den jungen Giselher an der Hand, um ihn in's Schloß zu führen, ihre Mutter nahm König Günther und ihr Vater Gernot. Mit den übrigen Gästen folgte Rüdegers Hofstaat, darunter viel edle Recken und sechsunddreißig Jungfrauen, von blendender Schönheit.

In einem weiten prächtigen Saale versammelten sie sich zur ersten Erquickung. Der Wirth pries sich glücklich über die Anwesenheit solcher Gäste; die Becher des trefflichsten Weines gingen im Kreise herum und die freundlichsten Reden wurden gewechselt. Viel hatten die Ritter zu schauen nach den lieblichen Mädchen, von deren Gewändern Gold und Edelsteine blitzten, vor Allen aber nach Rüdegers minniglicher Tochter, die an Anmuth und Lieblichkeit die Uebrigen noch weit überstrahlte. Wol mancher dachte bei ihrem Anblick in

seinem Herzen, was seine Lippen nicht auszusprechen wagten. Der Sitte gemäß entfernten sich die Jungfrauen aus dem Saale, als das Mahl begann; nach aufgehobener Tafel aber erschienen sie wieder und Scherz und Heiterkeit trat von Neuem mit ihnen ein. Keiner aber wußte mehr der zierlichen und anmuthigen Reden, als Volker, der kühne Fiedelmann.

Edler Markgraf, sprach der gewandte Recke, Gott hat euch gesegnet mit einem herrlichen Weibe und mit reichen Gütern zu einem wonniglichen Leben; wenn ich aber ein König wäre und Krone und Scepter trüge, so wählte ich mir eure Tochter zum Weibe, die so edel ist und gut und so minniglich zu schauen. Welcher Fürst sollte meiner Tochter begehren, erwiederte Rüdeger, da wir hier fremd sind im Lande. Was kann der Jungfrau ihre Schönheit nützen?

Nicht lange mehr dauerte es, da schlossen sie um Giselher und die junge Markgräfin einen Kreis, wie es Sitte war, wenn sich zwei verloben sollten, erhielten nach kurzem Zögern von der verschämten Jungfrau ein kaum vernehmbares Ja, und der glückliche Giselher schloß sie als seine Braut in seine Arme. Ach, es war ihrer Liebe nur kurze Freude beschieden! Wenn ihr zurückkehrt aus dem Hunnenlande, sprach Markgraf Rüdeger, nehmt ihr sie mit euch an den Rhein.

Am andern Morgen gedachten sie aufzubrechen, aber Rüdeger gab es nicht zu. Bis zum vierten Tage mußten sie bleiben, des Lebens Lust und Freude in heiterer Festlichkeit genießend und umgeben mit Allem, was ihr Herz nur zu wünschen vermochte. Und als zu schnell die Stunde des Scheidens kam, wurden sie hoch geehrt durch prächtige Geschenke. Das köstlichste Geschenk hatte Giselher bereits empfangen, es war des Markgrafen Tochter. König Günther erhielt ein werthvolles Streitgewand, Gernot ein mächtiges Schwerdt. Doch als Frau Gotelinde auch Hagen eine Gabe zu freundlicher Erinnerung darbot, blickte er empor nach des Saales Wand und sprach: Von Allem, was ich je gesehen, möchte ich nichts lieber besitzen und tragen am Hofe Etzels

als jenen Schild. Das war der Schild des Helden Rudung, der von Wittichs Händen fiel in der Ravennaschlacht; er war überzogen mit glänzendem Seidenstoff und besetzt mit Edelsteinen. Die Markgräfin gedachte mit Thränen seines ehemaligen Besitzers, erhob sich von ihrem Sitze, nahm ihn von der Wand und überreichte ihn dem Helden von Tronege. Auch Dankwart wurde beschenkt mit reichen Gewändern.

Da trat mit edler Haltung und anmuthsvoller Gebärde der schnelle Volker vor die Fürstin. Er entlockte zum Abschied die süßesten Töne seiner Fiedel und sang dazu seine herrlichsten Lieder zum Danke. Die Fürstin aber ließ sich eine Lade bringen und nahm daraus zwölf goldene Spangen, die sie ihm mit den Worten in die Hand drückte: Die sollt ihr mir zu Liebe am Hofe Etzels tragen.

Ich werde euch zu Etzel begleiten mit fünfhundert meiner Mannen, sagte Rüdeger, und sie machten sich fertig zum Aufbruch. Heiße Umarmungen folgten, die letzte von allen und innigste zwischen Giselher und seiner minniglichen Braut. Nun zogen sie die Donau nieder dem Lande der Hunnen entgegen. Boten wurden vorausgesandt, die ihre Nähe meldeten und schnell und weithin verbreitete sich die Kunde, daß die Nibelungen bei den Hunnen zum Besuch erschienen.

Halt gemacht und abgesessen, ihr Herren! rief Hagen, als sie sich Etzelnburg näherten. Hier sehe ich hohe Freunde kommen, uns zu begrüßen, Herrn Dieterich von Bern, der König der Amelungen, und den alten Hildebrand seinen Waffenmeister mit ihrem stattlichen Gefolge.

In Dieterichs Willkomm war Freude mit Bedauern gemischt. Wißt ihr nicht, sagte er in ernstem bedeutungsvollem Tone, wie Chriemhilde noch den Helden vom Nibelungenlande beweint?

Der ist erschlagen und begraben seit manchem Jahre! fiel Hagen ein. Den Hunnenkönig soll sie in ihrem Herzen tragen und keinen Andern; Siegfried kehrt nicht wieder und seine Wunden kümmern uns nicht mehr.

Da wandte sich Dieterich an Günthern und bat ihn

dringend, auf seiner Hut zu sein. Er habe, betheuerte er ihm, jeden Morgen Chriemhilden zu Gott klagen und weinen hören um des starken Siegfried, ihres unvergeßlichen Gatten Tod. Günther wiederholte, daß die Schwester ihnen längst vergeben und selbst so freundlich sie an ihren Hof geladen habe. Ungeduldig endete der kühne Volker die Unterredung mit den Worten: Was geschehen, ist unabänderlich. Doch jetzt laßt uns zu Hofe reiten, um zu schauen, was die feurigen Burgunderdegen wol dort zu befahren hätten!

4.

In zierlicher Haltung, nach ihres Landes Sitte, und mit edler kühner Gebärde ritten die Burgunderhelden zum Hofe Etzels. Die Hunnen drängten sich um sie heran; vor Allen forschten sie nach Hagen, dem grimmen Ueberwältiger Siegfrieds, des stärksten aller Recken; nach ihm nur schauten sie sich um und Staunen und Bewunderung ergriff sie bei seinem Anblick. Denn er war hochgewachsen, von breiter Brust und stattlichem Gang; seine dunkeln Haare trugen eine Mischung von Grau, sein Antlitz war schrecklich.

Vor Allem wurde nun Günthers Heergesinde — so hatte es die Königin in schlauer Vorsicht angeordnet — nach einer besondern, abgelegenen Herberge geleitet. Chriemhilde erschien jetzt auf dem Schloßhof und trat den Gästen stolz und gebieterisch entgegen; ohne die Anderen einer Beachtung zu würdigen schritt sie durch sie hin vor Giselher, reichte ihm die Hand und küßte ihn.

Aus solcher Begrüßung, murmelte Hagen, indem er seinen Helm fester überband, läßt sich nicht schwer errathen, was hier für uns wird zu gewinnen sein.

Chriemhilde wandte sich hierauf zu den Uebrigen und sprach: Seid willkommen Allen, die euch hier gerne sehen! und sagt, was ihr mir mitbringt von Worms am Rhein, daß euch mein Herz entgegen frohlocken kann. Ihr bringt mir wol mein Eigenthum, den Hort der Nibelungen.

Der liegt begraben auf den Grund des Rheins, erwiederte Hagen, wohl bis zum jüngsten Tag. Aber schwere Schilde bringen wir, funkelnde Helme und geschliffene Schwerdter.

Jetzt aber, fuhr Chriemhilde fort, legt eure Waffen ab, ihr Helden; ich werde sie euch gut verwahren lassen; denn unbewehrt in den Saal zu treten, ist geziemend.

Nicht also, Königin, versetzte Hagen; nicht trag' ich groß Gelüste nach der Ehre, daß ihr mit meinem Wehrgeräthe euch belastet. Mein Vater lehrte mich, stets meines Schildes Hüter selbst zu sein.

Und als König Günther in gleichem Sinn wie Hagen antwortete, wandte sich Chriemhilde zornglühenden Gesichtes mit den Worten zu den Ihrigen: Gewiß hat sie schon einer hier gewarnt; Verderben treffe den Verräther!

Da trat der hohe Dietrich, der Amelungen edler König, entrüstet vor sie hin und sprach: Ich bin es, der die Freunde gewarnt. Gieb immerhin deiner Drohung Folge, Königin, ich fürchte nichts von deiner Macht!

Chriemhilde erröthete vor Zorn und Scham; sie fürchtete den achtunggebietenden Helden von Bern; einen wüthenden Blick warf sie ihren Feinden zu und entfernte sich.

Während hier die Nibelungen noch hielten und eines weiteren Empfanges harrten, ergriff Hagen seinen Freund Volker und durchschritt mit ihm in stolzem Gange den Schloßhof. Sie gingen zusammen vor einen Palast und ließen sich auf einem Steine nieder, dem Saale der Königin gegenüber. Mit Furcht und Neugierde wurden die verwegenen Helden von den Hunnen angegafft wie wilde Thiere. Aber auch Chriemhilde sah sie durch ein Fenster. Sie fühlte den Uebermuth und gedachte ihres Leides, und eine heiße Thränenfluth strömte über ihre Wangen. Da sprachen ihre Freunde: Wer trübt den Sinn unserer Königin? Der Urheber dieses Leides, wäre er auch noch so gewaltig, er muß es mit seinem Leben büßen! Dem wollte ich ewig danken, mit Schätzen ihn beladen, der meine Schmach an Hagen rächte, rief

Chriemhilde mit aufmunternder Heftigkeit. Schnell schaarten sich sechszig ihrer tapfersten Degen zusammen, um augenblicklich die beiden Helden zu überfallen. Laßt ab von diesem Beginnen! zürnte ihnen die Königin entgegen. Wähnt ihr in solcher Zahl den Helden von Tronege zu bestehen? Und wie stark und trotzig auch Hagen ist, an Stärke überbietet ihn noch weit, der ihm zur Seite sitzt, Volker, der kühne Fiedelmann. Als nun an vierhundert wohlgewaffnete Recken zusammentraten, gebot sie ihnen, eine Weile zu harren, setzte sich ihre Krone auf und trat die Stiege hinab den beiden entgegen, damit ihre Rächer aus Hagens eigenem Munde seine That vernähmen; denn sie kannte seine Vermessenheit und wußte, daß er nichts läugnen würde.

Da steigt sie nieder, uns entgegen, sprach Volker zu seinem Heergesellen, die uns verrätherisch hierher in's Land gelockt; und hinter ihr folgt eine Schaar streitlustiger Kämpen mit gezückten Schwerdtern. Wer seines Leibes sicher sein will, sehe sich vor.

Bleibt ihr an meiner Seite? fragte Hagen.

Wahrlich und wenn der Hunnenkönig selbst mit seinem ganzen Heergesinde käme!

Wolan, so laßt sie kommen! so mögen wir vor diesen heil und unversehrt zum Rhein zurückkehren.

Doch stehen wir auf von unsern Sitzen, wie es sich ziemt vor ihr als Königin und Weib! fuhr der Fiedeler fort. Nein, wenn ihr mich liebt! entgegnete rasch Hagen. Sollen diese wähnen, daß ich vor ihnen wiche? oder soll ich dem Ehre schenken, der mir Feindschaft bietet? Nichts frag' ich nach Chriemhildens Wuth!

Nach diesen Worten legte er quer über die Schenkel eine lichte Waffe, in deren Knauf ein grüner Jaspis funkelte; es war das Schwerdt Balmung, das er einst Siegfried genommen, mit goldenem Gefäß und rother Scheideborte. Das that ihr Hagen zum Hohn in seinem Uebermuth; denn wol erkannte Chriemhilde ihres Siegfried Schwerdt und bebte vor Schmerz und Rachedurst. Volker aber machte

es wie Hagen: er zog näher an die Bank einen mächtigen Fiedelbogen, sein scharfes breites Schwerdt. Und nun saßen die beiden ruhig da, furchtlos, gewaltig und hehr.

Chriemhilde näherte sich und richtete an Hagen die Worte: Dieses Land zu betreten wagtet ihr, deß Hände mit Siegfrieds, meines Mannes, Blut befleckt sind?

Ich folgte hierher meinen Herrn, erwiederte Hagen, ich, der Siegfried, euren Mann, erschlug, den stärksten aller Recken, der es schwer entgelten mußte, daß die schöne Chriemhilde Frau Brunhilde schalt; doch wozu der Rede weiter? ich läugne es nicht, daß ich des Leides viel euch bereitete.

Ihr hört es, meine Recken! rief sie ihren Mannen zu und entfernte sich.

Die übermüthigen Hunnendegen sahen sich zögernd einander an. Und einer unter ihnen sagte: Nicht für Thürme rothen Goldes möchte ich diesen Fiedelmann bestehen. Ein anderer: Den Helden von Tronege kenne ich seit seiner Jugend; in zweiundzwanzig Stürmen habe ich ihn gesehen; da war er an Jahren noch ein Kind, aber ein Mann an Muth und Stärke; der ist der höchsten Ehren werth. Auch trägt er Balmungen, den er nicht spielend einst gewann!

Damit war ihr Entschluß gefaßt: scheu und langsam zogen sie sich zurück von den Helden, auf die sie keinen Angriff wagten. Diese aber begaben sich wiederum zu ihren Freunden.

Nun traten sie insgesammt — es war am Sonnenwendeabend — in den Palast vor König Etzel. Es geleitete sie Dieterich von Bern, der Amelungenkönig, mit dem grimmigen Wolfhart, seinem Dienstmann, Irnfried der Landgraf von Thüringen, der König Hawart von Dänemark mit seinem Markgrafen Iring und Rüdeger von Bechelaren. Das war eine ungeheure Veste, die sich Etzel gebaut hatte, mit Palast und Thürmen, zahllosen Gemächern und einem prächtigen Saale.

Rasch von seinem Sitze sprang der Greis beim Erschei-

nen seiner lieben Gäste, ging ihnen zum herzlichsten Willkomm mit ungeheuchelter Freude entgegen und erwies ihnen alle die Ehren, die ihm sein Wohlwollen gebot nnd seine Macht gestattete. Die Vornehmsten der Burgunder ließen sich dicht um seinen Sitz nieder; Meth, Moraß und Wein tranken sie aus goldenen Schalen, stärkten sich an einem herrlichen Imbiß, wechselten freundliche Gespräche, bis die Nacht sie aufforderte, der Ruhe zu pflegen. Der König entließ die Reisemüden bis zum morgenden Tag und sie gingen nach ihrer Ruhestätte.

In einem weiten Saal waren ihnen Betten bereitet, mit verschwenderischer Pracht. Da glänzten fürstlich gewirkte Decken lichten Zeuges von Arras, Ueberdächer aus arabischer Seide mit hellfunkelnden Leisten, Laken von Hermelin und schwarzem Zobel. Nie ward ein König mit seinem Gesinde herrlicher gebettet.

Wehe dieser Nachtherberge! sprach der junge Giselher und wehe meiner Freunde, die mit hieher gekommen! wie gütlich meine Schwester es uns auch bietet, ich fürchte in Wahrheit, daß sie uns allen Verderben bereitet.

Darüber seid jetzt ohne Sorgen, antwortete Hagen; ich will der Schildwache pflegen bis an den lichten Tag.

Die Freunde dankten ihm und gingen zur Ruhe. Der Fiedelspieler aber, unzertrennlich von Hagen, erbot sich, die Wache mit ihm zu theilen. Beide warfen sich in ihr Stahlgewand, ergriffen die Schilde und stellten sich vor die Pforte des Saales. Alles lag rings in Finsterniß und tiefer Stille. Da lehnte Volker den Schild an des Saales Wand, ergriff seine Fiedel und setzte sich auf einen Stein unter des Saales Thüre. Als nun unter den Händen des herrlichen Meisters, dessen Kunst gleich seiner Stärke war, die lieblichsten Töne den Saiten entschwebten, da wurden die Herzen der lauschenden Heimathfernen mit innigem Dank gegen ihn erfüllt. Seine Saiten klangen, daß es weithin durch die Räume scholl; süßer und immer süßer wurden die Töne, bis er manchen sorgenden Helden in den Schlummer gespielt hatte.

Als er gewahrte, daß sie alle schliefen, nahm er wieder seinen Schild und stellte sich zu Hagen vor die Pforte.

Sieh da erglänzte ein Helm fernher durch die Finsterniß. Die Hunnenrecken, von Chriemhilden entsandt, um Hagen um jeden Preis zu erlegen, nahten sich leise in mörderischem Gelüste. Die Freunde harrten schweigend, die Hände an den Schwerdtern. Aber einer der Vordersten, welcher sah, wer die Thüre hütete, rief betroffen: Laßt uns umkehren! den Fiedler sehe ich mit Hagen vor der Pforte in funkelndem Stahl! Und erschrocken zogen sie sich zurück. Volker, der sie verfolgen wollte, aber von Hagen zurückgehalten wurde, rief ihnen zu: Heran, ihr Ritter Chriemhildens! wollt ihr auf Mord ausgehen, so nehmt uns an als Gehülfen! Pfui über euch, tückische Verräther! Helden trachtet ihr im Schlafe zu tödten? Doch es gab ihm keiner eine Antwort.

Chriemhilde erfuhr bald das abermalige Mißlingen ihres Anschlages. Nun fügte sie es anders, so daß Alle ihr Racheplan umfaßte.

Am Morgen, als es zur Kirche läutete, erhoben sich die Nibelungen, von ihren Hütern geweckt und gestärkt durch ungestörten Schlummer. Sie legten ihre kostbarsten Gewänder an zum friedlichen Kirchengang und schmückten sich mit ihrem besten Schmucke. Doch Hagen hinderte sie daran. Laßt liegen eure Festgewänder, sprach er, nicht also ist es hier mit uns gemeint. Nehmt Waffen statt der Rosen in eure Hände, glatte Helme tragt statt der Hüte mit Edelsteinen besetzt, Halsbergen statt der seidenen Hemden und gute Schilde statt der Mäntel!

Als sie nun schwerbewaffnet vor die Kirche kamen, in welcher Christen und Heiden in einem unharmonischen Gemisch sich versammelten, und der Wirth des Landes mit seiner schönen reichgeschmückten Gemahlin erschien, fragte er, hoch erstaunt, seine Gäste unter Helmen zu schauen, ob ihnen eine Kränkung wiederfahren sei; er wollte es auf's strengste ahnden. Hagen verneinte es, vorgebend, es wäre

Brauch der Burgunder, bei einem Hoflager drei Tage unter Waffen zu bleiben. Chriemhilde, welche wol die Sitte ihres Landes kannte, sah ihm finster unter die Augen, aber widerlegte ihn nicht. Hätte da einer ihr Trachten dem König offenbaren wollen, wahrlich, der hätte noch alles Uebel abgewendet. Aber der Stolz hinderte die Nibelungenhelden, das Schweigen hierüber zu brechen.

Nach der Messe wurde in dem weiten Schloßhofe ein glänzendes Turnier gehalten. König Dieterich und Markgraf Rüdeger, welche die übele Stimmung der Burgunder erkannten, verboten ihren Mannen, an dem Kampfspiel Theil zu nehmen. Aber Iring und Hawart mit den Dänen und Thüringern, Blödel, Etzels Bruder, mit den Hunnen und viele stattliche Degen ritten herrlich gerüstet gegen die Burgunder, und es begann ein mächtiges Buhurdieren. Stürmisches Getöse durchhallte Hof und Palast, mancher Schild wurde durchbohrt, manche Lanze zersplittert und der Schweiß floß nieder von den Decken der schäumenden Rosse. Wol hoffte Chriemhilde, die inmitten ihrer Frauen und an der Seite Etzels aus einem Fenster des Saales dem Waffenspiele zusah, der Scherz werde das Ziel ihrer Wünsche näher führen und in blutigem Ernst enden. Doch umsonst; denn als Volker einen jungen Hunnenrecken, der, den Frauen zu gefallen, keck vor allen sich brüstete, vom Pferde stach, daß er am Boden den Geist aufgab, und mit gezückten Schwerdtern dessen Freunde den kühnen Spielmann umringten, eilte der greise König hinab, entriß dem Nächsten die Waffe, warf sich zwischen die Kämpfenden und rief in edelem Zorne: Wehe dem Hunnen, der Hand an den muthigen Volker legt; er hat absichtslos jenen Recken getödtet! Wehe allen, die nur ein Haar meinen Gästen krümmen! So drängte er seine Hunnen zurück und stellte Frieden und Ruhe wieder her. Hierauf wurden die Rosse wieder in ihre Herbergen geführt.

Während die Helden sich wuschen und vom Staube reinigten und im Saale die Tische zum Festmale zurecht gestellt wurden, erschien Chriemhilde, in den Qualen fehlgeschlagener

Hoffnung ringend, vor Dieterich von Bern. Bei euch, hoher Fürst der Amelungen, sprach sie, suche ich meine letzte Zuflucht, flehe ich um Rath und Hülfe. O helft mir an meinen Feinden, helft mir an Hagen das Blut Siegfrieds rächen! Aber Dieterich wies sie mit ernster strafender Ermahnung zurück. Stehet ab, hohe Königin, sprach er mit verhaltenem Zorn, von dem unedeln Beginnen, eure Freunde zu verrathen, die in's Verderben zu stürzen, die auf eure Einladung, im Vertrauen auf eure Vergebung und Huld hier erschienen sind!

Unwillig wandte sich Chriemhilde von ihm ab und eilte zu ihres Gemahls Bruder, dem tapfern Blödel. Ich gebe dir all mein Silber und Gold und bin dir zeitlebens unterthan, flehte sie verzweifelnd; ich gebe dir die weite Landschaft mit allen ihren Burgen, die Nudung einst besaß; ich gebe dir Nudungs liebliche Wittwe zum Weibe — räche mich an Hagen, der mir Siegfried erschlug.

Dem zuletzt genannten Preis vermochte Blödel nicht zu widerstehen, denn Nudungs minnigliche Wittwe als Gattin zu umarmen, der Gedanke verwirrte seine Sinne. Er versprach, Hagen gebunden ihr zu überliefern und ging zu seinen Dienstmannen.

Das Mal begann, Chriemhilde fand sich im Saale ein an der Hand Etzels in königlichem Schmuck. Dem König folgten seine Mannen, die Edelsten von den Hunnenrecken, von denen manche sich bewehrt hatten in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, ihren von Volker erlegten Freund zu rächen. Seine lieben Gäste hieß der König sich um ihn her niederlassen, und während sie ruhig da saßen, des herrlichen Males sich zu erfreuen, befahl Chriemhilde, ihren und Etzel's Sohn, den jungen Ortlieb, herzubringen. Ob sie, alles Gefühl verläugnend, das that, um ihres eigenen Kindes sich zu bedienen, als eines Mittels, der Zwietracht Samen von neuem auszustreuen? — Vier Diener brachten den jungen König.

Schauet, meine Freunde, rief der erfreute König, indem er sich zu Chriemhildens Brüder wandte, das ist mein einzig

Kind und das eurer Schwester! Er wird ein wackerer Mann, schlägt er seinem Stamme nach; sein Erbtheil ist zwölf reicher Könige Land. Doch wünsche ich, daß ihr, wenn ihr zurückkehrt an den Rhein, ihn mit euch nehmt, nach Ehren ihn erzieht, bis er zum Manne wird und eure Feinde euch bestehen hilft.

Mögen alle diese Degen ihm einst vertrauen, entgegnete Hagen mit einem finstern Seitenblick auf Chriemhilde, ich werde es nicht thun; zu weich und zu schwächlich scheint mir der junge König.

Etzel sah mit Befremden auf Hagen. Die Rede trübte seine Heiterkeit, doch antwortete er nichts. Und allen Fürsten, die zugegen waren, that weh, was Hagen sagte. Doch er, durchdrungen von dem Ernste ihrer Lage, war für kurzweilige Reden nicht mehr empfänglich.

Unterdessen zog Blödel, der sein Werk an Hagens Heergenossen zu beginnen beschlossen hatte, an der Spitze von tausend Wohlgerüsteten seiner Recken nach dem Saale der Herberge, wo der Marschall Dankwart mit den Knechten zu Tische saß.

Willkommen hier im Hause, Herr Blödel! rief Dankwart ihm entgegen, nach Gebühr ihn zu empfangen.

Behalte deinen Gruß! fiel Blödel ihm in's Wort; denn dies mein Kommen muß dein Ende sein, um Hagens, deines Bruders willen, der den Siegfried schlug!

Nein, Herr Blödel, das wäre übel mit uns gemeint! Ich war noch ein Knabe, als Siegfried fiel, und weiß nicht, was ich an Chriemhilde verschuldet hätte!

Gleichviel! es thaten's deine Freunde. Günther und Hagen. Setze dich zur Wehr, du mußt ein Opfer für Chriemhilde fallen!

Da sprang Dankwart auf vom Tisch, hob die Waffe und schlug ihm einen schwinden Schwerdtschlag, daß sein Haupt ihm zu Füßen fiel.

Dies als Morgengabe zu deiner Heirath mit Nudungs schöner Wittwe! rief er spottend, denn er hatte durch einen

ergebenen Hunnen von Chriemhildens Unterredung mit ihm gehört.

Jetzt drangen Blödels Mannen, ihren Herrn zu rächen, wüthend auf die Burgunder ein.

Auf, ihr edlen Knechte! zur Wehr, ihr Heimathfernen! Ihr seht, wie's hier ergehen soll! hallte Dankwarts Stimme mächtig durch den Saal. Empor fuhren die Burgunderknechte; die keine Schwerdter hatten, ergriffen Bänke, Schemel und Stühle, schmetterten sie in grimmigem Muthe auf die Häupter der Feinde, trieben sie mit siegreicher Gewalt aus dem Hause und fünfhundert ihrer blieben todt darin liegen.

Schnell verbreitete sich die Kunde von Blödels Fall und seiner Mannen Niederlage unter den Hunnenrecken. Ehe es Etzel erfuhr, scharten sich über zweitausend der Muthigsten zusammen und hieben der Burgunder Knechte sämmtlich nieder. Das war eine grauenhafte That; neuntausend Knechte der Burgunder lagen da erschlagen und zwölf edle Ritter aus dem Lehn Dankwarts. Der stand jetzt einsam da über den Leichen der Seinigen und auf den Leib des Einen fielen jetzt die Schwerdter der Feinde.

Weicht, ihr Hunnen! Laßt mich an die Luft, daß sie mich kühle! rief er, indem er den Schild höher hob und manchem Hunnen mit Blut die Panzerringe färbte. So drang er vor und gelangte, wie auch der Feinde Schwerdter auf seinem Helm erklangen, in's Freie. Neue Schaaren, die seiner Waffe Wucht noch nicht kannten, stürzten hier auf den Stürmenden ein. O Hagen, mein Bruder, rief er, hättest du Kunde von dieser Noth!

Als Todter hingetragen, sollst du dein eigener Bote sein! antworteten die Hunnen, immer stürmischer auf ihn eindringend.

Das Drohen laßt und weichet desto besser! lebendig will ich mein Bote sein! Mit diesen Worten brach er sich von neuem Bahn. Die Hunnen sanken vor seinem Schwerdt, nahe wagte sich ihm schon Keiner mehr, aber von ferne schossen sie so viel Speere in seinen Schild, daß seine Hand

ihn der Schwere wegen fahren lassen mußte. Auf den Schildlosen sprangen sie jetzt an von beiden Seiten. Wie ein wilder Eber im Walde verfolgt von Hunden, schritt er vor ihnen her, tödtliche Wunden austheilend, wohin er sich wandte, und mit heißem Blut seinen Weg benetzend. Wunder der Stärke und des Muthes verrichtete der unermüdliche Degen und gelangte siegend durch den Hof zur Stiege des Fürstensaales.

Wol hatten hier die Truchsesse und Schenke den Schwerdterklang vernommen und Manchem war Getränke und Speise darüber entfallen. Vergebens suchten sie dem müden Kämpen auf der Stiege den Weg zu versperren; er warf sie nach den Seiten und trat am ganzen Rüstgewande von Blut übergossen und mit seinem Schwerdt in der Hand mit dem lauten Ruf in den Saal: Hier sitzt ihr ruhig, Bruder Hagen und — euch und Gott im Himmel sei's geklagt — Ritter und Knechte liegen erschlagen in der Herberge! Durch Etzels Bruder und seine Mannen ist's geschehen; doch der verlor sein Haupt durch meine Hand.

Wie, Bruder Dankwart? entgegnete ihm der Troneger, das Heergesinde liegt erschlagen und ihr trieft von Blut? Sind eure Wunden schwer?

Ich bin gesund und heil; von andern Männer Wunden rührt dieses Blut, die ich erschlug, um mir hierher den Weg zu bahnen.

Da erhob sich Hagen mit furchtbarem Ernste und hieß seinen Bruder Dankwart sich in die Thüre stellen, um Keinen weder ein- noch auszulassen. Dann wandte er sich gegen die Tischgenossen: Schon lange, sprach er, habe ich von Chriemhilden sagen hören, daß sie ihr Herzeleid nicht ungerochen tragen wollte: Wolan, nun laßt uns Freundschaft trinken und dem Wirth den Wein bezahlen! Der junge König der Hunnen, der soll der erste sein!

Bei diesen Worten schwang er sein Schwerdt über dem Haupte des jungen Ortlieb und erschlug den Knaben an der Seite seiner Mutter. Das war das Zeichen zu einem schrecklichen Gemetzel. Denn Hagen fuhr fort, wie er begann.

Der nächste, den er traf, war des Knaben Hofmeister, dessen Haupt zu seinen Füßen rollte, — einen andern Lohn hatte der für seine Dienste erwartet. Dem Spielmann Etzels, Schwemmel, schlug er die rechte Hand an seiner Fiedel nieder. Dies, sprach er, zum Lohn für deine Botschaft im Burgunderland! Wenig kümmerte ihn des Fiedelers Wehklagen, der seine Kunst mit seiner Hand verlor. Maaßlos und unermüdlich fuhr er fort, seine Wuth an Etzels Recken zu kühlen. Aber auch der schnelle Volker sprang auf vom Tisch; laut erklang der Fidelbogen in seiner Hand; hei, wie gewaltig fiedelte da Günthers Spielmann! wie graute den Hunnen vor seinem Spiel! Auch die Burgunderkönige sprangen von ihren Sitzen; nach kurzer und vergeblicher Bemühung, den Streit zu schlichten, zogen auch sie die Schwerdter und hieben mörderisch ein, angesteckt vom Grimme ihrer Genossen. Die Hunnen vertheidigten sich verzweifelt; sie stürzten haufenweise nach des Saales Thüre; die drinnen wollten hinaus, die draußen herein.

Steht meinem Bruder Dankwart an der Thüre bei! rief Hagen Volkern zu, der flugs ihm gehorchte Fiedelnd mit dem Schwerdte schritt er durch den Saal, daß tödlich die Töne erklangen. Er deckte von Innen, Dankwart von Außen die Pforte und sie war fester verschlossen, als mit tausend Riegeln. Hagen aber warf den Schild über den Rücken und fing jetzt erst an, den schmachvollen Tod des treuen Heergesindes mit vollem Ingrimm zu rächen.

Dies Alles war in Sturmeseile geschehen. Etzel, der wehrlose Greis, betäubt vom Schreck und entsetzt über das Hinsterben der Seinen, rang die Hände in Angst und ohnmächtiger Wuth. Was half es ihm, daß er König war? Und Chriemhilde, zitternd und geisterbleich, floh mit dem Angstruf zu Dieterich von Bern: Rettet mich, rettet den König vor Hagens Wuth! Ich beschwöre euch bei der Tugend der Amelungenkönige, bei eurem eignen weitgepriesenen Heldenthum, geleitet uns aus dem Saale!

Da erhob sich der Berner, sprang auf den Tisch und

rief, daß seine Stimme schallte, wie ein Büffelhorn, und die weite Burg davon erzitterte. Die Burgunder senkten aufhorchend die Schwerdter mitten in des Kampfes Noth. Friedlichen Abzug, rief er, begehre ich für mich und meine Mannen! Nicht also, Herr, fiel ihm der grimme Wolfhart in's Wort, wozu dies Bitten? als ob der Fiedelspieler uns den Ausgang zu versperren im Stande wäre? Dieterich hieß ihn schweigen und König Günther antwortete dem Amelungenkönig: Ziehet hin in Frieden und nehmet mit, wen ihr wollt, außer meinen Feinden! Nun umfaßte Dieterich mit dem einen Arm die Königin, mit dem andern nahm er Etzeln und verließ den Saal, gefolgt von allen seinen Mannen. Auch dem biedern Markgrafen Rüdeger und seinem ganzen Gesinde wurde durch Giselher zu freiem Abzug der Weg geöffnet.

Wehe mir dieser Gäste, wehe dieses Hofgelages seufzte Etzel, als er sich im Hofe befand und nach Volker hinaufsah. Da wüthet einer, wie ein wilder Eber! ein Spielmann! seine Weisen lauten übel, seine Streiche sind roth, seine Töne fällen meine Helden! Was habe ich ihm und ihnen allen gethan? So wehklagte Etzel.

Drinnen aber mähte der Tod und wilder und immer wilder ward das Getöse. Furchtbar rächten die Gäste den Verrath der Gastfreundschaft, der ihrem Gefolge den Untergang gebracht hatte. Der kühne Volker, hei, wie viel Helme er zerbrach bei'm Drängen der Hunnen nach der Thür, die er bewachte. Hört ihr, Hagen, rief Günther, sich nach dem Schalle wendend, hört ihr die Töne, die dort Volker mit den Hunnen fiedelt? Das ist ein rother Anstrich, den er am Fiedelbogen hat! Von dem werde ich nimmer wieder scheiden, kehren wir heim, erwiederte Hagen. Wer sah je einen Spielmann wie ihn im Kampfe stehen? schaut, wie sein Bogen durch den Stahl schneidet und seine Weisen durch Helme und Schilde hallen!

So viel der Hunnen sich im Saal befanden, keiner blieb am Leben und erst als der letzte gefällt war, ließen die Nibelungen ihre Schwerdter ruhen.

Aber sich selbst gestatteten sie nur kurze Erholung; sie sahen ein, daß sie noch fern vom Ende ihrer Arbeit wären. Auf den Rath Giselhers trugen sie die Todten aus dem Saal, um freieren Spielraum zu gewinnen, und warfen sie die Stiege hinab in den Schloßhof, wobei noch Manchen, dessen Wunden ihn am Leben gelassen hätten, der Tod umfing. Es waren ihrer viele Tausende. Laut hallte bei diesem Anblick das Wehklagen ihrer Freunde in die Lüfte. Hagen und Volker aber, vor dem Saale über ihre Schilde gelehnt, sprachen von der Feigheit der Hunnen und sandten Hohn- und Spottreden zu ihnen hinab. Da faßte Etzel, von Wuth überwältigt, den Schild, um den Seinen voran hinauf gegen den Feind zu dringen, aber die Königin und seine Freunde hielten ihn mit Gewalt vom sicheren Verderben zurück.

Das war eine feine Sippschaft, rief Hagen hinab, zwischen Etzel und Siegfried; Siegfried minnte Chriemhilde, ehe du sie gesehen; nun was hast du gegen mich, der ihn erschlug?

Des Königs Schild voll rothen Goldes und die herrlichsten Burgen des Landes empfängt, wer mir den Kopf Hagens bringt! rief racheglühend Chriemhilde den Hunnen zu. Aber trotz ihrer Ermunterung und trotz Volkers beschimpfenden Herausforderungen zögerten sie und blickten scheu hinauf nach den furchtbaren Recken vom Rheine.

Da sprang Iring, der Markgraf von Dänemark und König Hawarts Dienstmann aus seiner Schaar und forderte Hagen zum Zweikampf. Hagen willigte ein. Die Freunde Irings, König Hawart und der kühne Irnfried von Thüringen und alle seine Mannen wollten gewaffnet ihm folgen, aber er bat sie mit einem Fußfall, ihn allein den Kampf bestehen zu lassen. Den Speer hoch gehoben und mit dem Schilde sich deckend stürmte er die Stiege hinauf dicht vor den Saal, wo Hagen seiner harrte. Mit voller Kraft schossen sie die Speere aufeinander, die die Schilde durchbohrten und auf dem Stahlgewande brachen, daß die Splitter hoch in die Luft flogen. Die Schwerdter sausten und Iring hieb auf

den Gegner, daß rings Palast und Thürme erschallten; doch umsonst, ihm floß kein Blut. Da ließ er ihn plötzlich und stürzte mit einem gewaltigen Schwerdtschlag auf den Fiedeler. Der schnelle Volker wußte sich zu decken und erwiederte seinen Schlag, daß das Gespänge niederwirbelte von seines Schildes Rand. Auch Volker verließ er und rannte auf König Günther an; doch ohne Erfolg, sie waren Beide einander gewachsen. Er lief gegen Gernot und traf ihn, daß das Feuer aus seinem Harnisch fuhr. Der vergalt es ihm mit einem Hiebe, der ihm fast das Leben gekostet hätte. Da wandte er sich mit Blitzesschnelle nach den Heergenossen der Burgunder und schlug mit vier behenden Schlägen ebensoviel Burgunder zu Boden. Bei Gott, das sollt ihr mir büßen! rief der junge Giselher und lief ihn wüthend an. Iring getroffen strauchelte und stürzte nieder in das Blut. Alle glaubten, daß der Dänenheld nie eine Waffe mehr heben würde. Doch er war nur betäubt vom Klang des Schwerdtes und dem Krachen des Helmes. Nach wenigen Augenblicken raffte er sich zusammen, sprang aus dem Blut empor, stürzte aus dem Saal und erneuerte den Kampf mit Hagen. Sein gutes Schwerdt Waske fuhr jetzt so rasch und kräftig auf den Troneger nieder, daß er endlich ihm eine Wunde beibrachte. Als dieser die Verletzung fühlte, da schwirrte so gewaltig das Schwerdt in seiner Hand, daß Iring zurück und die Stiege hinab zu weichen genöthigt war. Er schwang den Schild über dem Haupte, roth sprangen die Funken aus seinem Helme unter Hagens Schlägen, aber unversehrt gelang der Held hinab zu den Seinen.

Sie empfingen ihn mit Freude und Bewunderung, lobpreisend seinen Heldenmuth. Chriemhilde, glücklich, auch nur einen Tropfen Blutes von Hagen auf dessen Rüstung zu sehen, nahm ihm vor Freude selbst den Schild aus der Hand. Der kühne Recke aber, nicht zufrieden mit dem Erfolg seines Muthes und von Ehrbegierde gestachelt, hatte kaum den Helm etwas gelüftet und die Brust im Harnisch gekühlt, als er sich zu neuem Kampfe mit Hagen andere Waffen reichen ließ.

Hagen hatte ja mit schmähenden Worten nur gespottet über die Leichtigkeit seiner Verwundung. Nun aber erwartete er den Dänen nicht oben, sondern rannte ihm mit Schüssen und Hieben bis an's Ende der Stiege entgegen. Sie trafen sich so heftig und schlugen einander durch die Schilde, daß es sprühte von feuerrother Lohe. Da fuhr Hagens Schwerdt dem Dänen mit tödtlicher Gewalt durch Schild und Panzer. Noch versuchte er, sich zu schirmen, aber Hagen ergriff einen Speer, der vor ihm lag und schleuderte ihn auf Irings Haupt, daß die Stange daraus hervorstand. Der Held taumelte zurück in die Arme seiner Genossen, und ehe sie ihm den Helm abnehmen konnten, nahte ihm der Tod. Laut jammerten die Freunde um ihn; die Thränen der Königin flossen über seinen Wunden. Laßt das Weinen, sprach er, edle Fürstin! mein Leben entflieht aus den Wunden, die ich empfangen und der Tod will mich nicht länger euch und Etzeln dienen lassen. Und ihr, fuhr er fort, sich zu den Dänen und Thüringern wendend, trachtet nicht nach der Königin schimmerndem Lohne! wer Hagen bestehen will, wird den Tod schauen. — Nun erblich seine Farbe und der Tod drückte sein Zeichen ihm auf.

Mit tausend Recken stürmten jetzt Hawart und Irnfried den Saal, ihren Genossen zu rächen; ein schreckliches Getümmel, ein unermeßliches Waffengetöse erhob sich vor dem Hause. Hei, wie flogen da die scharfen Speere zu den Burgundern empor, wie wetteiferten Dänen und Thüringer im Laufe die Stiege hinan! Irnfried rannte den Spielmann an, doch nach kurzem Kampfe fiel er unter seinen Streichen; Hawart stürzte auf Hagen, sie fochten gewaltig und thaten Wunder der Stärke, doch der Dänenkönig mußte sterben von der Hand des Burgunderrecken. Der Fall ihrer Herren verbreitete neue Wuth unter den Dienstmannen und eine gräßliche Noth entstand vor dem Saal, ehe sie die Thüre gewannen.

Weichet, rief Volker den Seinen zu, und laßt sie hinein! so werden sie desto sicherer alle mit dem Tode ärnten, was Chriemhilde ihnen versprochen.

Mehr als tausend übermüthige Kämpen stürzten in den Saal; die Schwerdter der rheinischen Helden aber blitzten tödtlich über ihren Häuptern, und in Kurzem waren sie alle erschlagen.

Da trat eine Stille ein, die Burgunder legten Schild und Schwerdt aus der Hand, um zu ruhen. Das Blut der Erschlagenen floß durch die Lücken des Saales zu den Riegelsteinen. Draußen aber jammerte der König und sein Weib. Mädchen und Frauen erhoben ein unendliches Klageschrei; denn es war, als hätte der Tod selbst sich wider sie verschworen.

Den Burgundern waren nur Augenblicke der Ruhe vergönnt. Etzel und Chriemhilde ließen ihre Hunnenschaaren, tausend und wieder tausend heranrücken, um das Haus von neuem zu bestürmen. Wieder banden die Burgunder ihre Helme über, schlugen unermüdlich die Angriffe zurück und fochten siegreich, bis die Nacht hereinbrach. Das war ein heißer Tag der Mühen und Schrecken, es war der Tag der Sonnenwende; ihn hatte Chriemhilde zu ihrer Rache bestimmt, aber er kostete ihren herrlichsten Recken das Leben.

5.

Eine schauerliche Nacht umfing die ermatteten Sieger des gefahrvollen arbeitschweren Tages, aber einem noch gefahrvolleren Morgen sahen sie entgegen; denn daß der Hunnenkönig jetzt seine ganze Macht aufbieten und immer neue Streiter zum Kampfe senden werde, dessen waren sie gewiß. Eingeschlossen in dem finstern Saale, von den Feinden belagert, saßen sie müde auf den Leichen der Erschlagenen. Nach kurzer Berathung beschlossen die stolzen Degen, um Frieden zu bitten, bei dessen Verweigerung aber offene Bahn zu begehren zum Kampf auf Leben und Tod im Freien, da ihnen besser düngte, durch einen schnellen Tod, als durch langsames Hinsterben ihr Ende zu finden. Die Könige traten vor den Saal zur Unterhandlung mit Etzel.

Zu Freudenfesten hierher geladen, sprachen sie, ver-

ließen wir unsere Heimath; unserem Vertrauen auf euer Wort und den Schein eurer Freundschaft wurde vergolten mit dem treulosen Ueberfall und Tod unseres Heergesindes; das haben wir gerochen und der Verlust ist gleich auf beiden Seiten, drum schenkt uns Heimathfernen jetzt Frieden!

Mein Kind habt ihr erschlagen, rief Etzel zitternd; für sein Blut giebt es keine Sühne, als das eurige.

So heiße deine Streiter uns den Weg in's Freie öffnen zu neuem Kampfe; du hast ja frische Schaaren und wir sind stets dieselben, vom Streit ermatteten.

Den zweiten Vorschlag einzugehen, wären die Hunnen, im Vertrauen auf ihre Massen, bereit gewesen, hätte nicht Chriemhilde sich mit allen Kräften widersetzt. Nimmer laßt sie wieder aus dem Saale! rief sie gebieterisch. Wären Uten's Söhne allein nur noch am Leben und kämen an die Luft, daß sie die Panzerringe kühlten, ihr wäret alle hin, denn kühnere Helden sind auf Erden nicht geboren. Doch, wandte sie sich gegen ihre Brüder, wenn ihr Hagen mir ausliefert, sei euch Friede gewährt.

Verhüte es Gott! antwortete Gernot, eh' sollten unserer Tausend todt vor deinen Freunden liegen! Noch sind wir hier, fuhr Giselher fort, und unserer Ritterehre unverlustig. Herauf denn, wer fechten will; noch mancher von euch kann es büßen!

Rückt dicht vor die Stiege; drängt sie zurück in's Haus und haltet Wache an der Pforte! Jetzt ist die Stunde der Vergeltung erschienen und alle sollen untergehen! rief Chriemhilde da mit wildem Frohlocken, befahl den Hunnen den Saal an vier Enden anzuzünden und in wenig Augenblicken stand das ganze Haus in Flammen.

In Feuerqualen rangen drinnen die Burgunder. Wehe dieser Noth! o wären wir im Sturme des Gefechtes geblieben! jetzt rächt Chriemhilde furchtbar ihren Schmerz, riefen ihrer viele. Wehe dieser Hitze! riefen andere, hier ist keine Rettung, verschmachten müssen wir vor Durst!

Da zeigte der unerschütterliche Held von Tronege auf

die frischen Wunden der Todten. Hier sind Quellen, sprach er, die besser als Wein jetzt laben! und sie knieten nieder und tranken Bluk und belebten wunderbar ihre Kräfte; aber das Feuer fiel mächtig von oben auf sie herab, vergebens suchten sie es mit den Schilden abzuwehren, von Rauch und Hitze gedachten sie zu ersticken, und nie ist solch ein Jammer über Helden ergangen. Stellt euch an des Saales Wand, rief wiederum Hagen, laßt nicht die Brände auf eure Helme fallen, tretet sie nieder in das Blut! Fürwahr, zu einer übeln Hochzeit hat uns Chriemhilde geladen!

Unter solchen Leiden bestanden sie die Nacht. Des Saales feste Wölbung, die dem Feuer trotzte, schützte sie vor dem Untergang, und als es zu tagen begann und ein kühler Morgenwind, der durch des Saales Oeffnungen zog, ihre Leiber erfrischte, da kehrte ihnen der fast entwichene Muth zurück. Gebe Gott, sprach Giselher, als Volker und Hagen von der Wache an der Thüre in den Saal zurücktraten, daß wir liebere Zeiten sehen! ein heißes Fest hat uns meine Schwester gegeben; doch werden wir sie bald wieder schauen, darum gedenket neuer Kämpfe und hüllt euch wieder in die Stahlgewänder! Sie folgten ihm geräuschlos, damit die Hunnen sie alle für todt halten möchten; es lebten ihrer aber noch sechshundert.

Den Hütern vor dem Hause war das nicht verborgen geblieben. Etzel und Chriemhilde, die sie alle vom Tod umfangen wähnten, hatten kaum die Kunde vom Gegentheil erhalten und sich von ihrem Erstaunen erholt, als sie zu neuen Angriffen Befehle ertheilten. Auf Schilden ließ die Königin ganze Massen rothen Goldes in den Hof bringen, um es den Kühnsten unter ihren Recken hinzugeben, und ein wildes unermeßliches Kampfgeschrei war der Morgengruß, der den Gästen geboten wurde. Doch diese, auf den Tod gefaßt und ihn verachtend, begegneten den Stürmenden mit verdoppeltem Muthe und bewährten ihren Heldenmuth in unbeugsamer Gegenwehr. Zahllose Hunnen büßten abermals ihre Dienstwilligkeit gegen Chriemhilden mit dem Leben.

Da erschien auf dem Hofe Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Er war am Tage vorher mit Dieterich von Bern und allen seinen Mannen in die Herberge gegangen, um dem Tumulte, den er nicht beschwichtigen konnte, fern zu sein und keine Versuchung zu haben, am Streite Theil zu nehmen. Mit Entsetzen sah er all das Schreckliche, was geschehen war, und Thränen entstürzten den Augen des vielgetreuen Mannes. Wehe mir, sprach er, daß ich das Leben empfing, um solchen Jammer zu schauen, dem niemand wehren kann! Noch einmal sandte er zu Dietrichen, um mit dessen Hülfe eine Sühne zu Stande zu bringen. Dieser aber, mit Etzels Schmerz und Unbeugsamkeit bekannt, benahm ihm jede Hoffnung dazu.

Ein Hunnenrecke sah ihn einsam dastehen in seinem Kummer. Der sprach laut zu Chriemhilden: Seht doch, wie er ruhig dasteht, den König Etzel vor allen andern erhöhet hat, dem er Land und Leute und Burgen gegeben, als er heimathlos war. Er hat in diesen Stürmen noch keinen Schlag für ihn gethan, und doch rühmen sie ihn als einen Helden, der alle überträfe.

Rüdeger traurigen Herzens vernahm die Hohnrede des Hunnen. Mit geballter Faust sprang er gegen ihn und schlug ihn zu Boden. Fahre hin, feiger Schurke! rief er; ich habe genug des Leides. Daß ich hier nicht fechte, wirfst du mir vor? ich, der jene Recken hierher geführt in das Land meines Herrn; ich sollte meine Hand im Streit gegen sie erheben?

Aber Etzel nahte ihm mit Vorwürfen: besteht darin eure Hülfe, die ihr mir verspracht, sagte er, daß ihr die Zahl der Todten, die wir schon haben, noch vergrößert? Und Chriemhilde rief ihm mit bitterer Klage zu: Haben wir das um euch verdient, daß unser Leid ihr mehrt? Habt ihr nicht zu jeder Zeit gelobt, für uns Ehre und Leib zu wagen? Jetzt, fuhr sie fort mit gesteigerter Bewegung, jetzt mahne ich euch an die Treue, untadelicher Ritter, und die Eide, die ihr mir geschworen, als ihr um meine Hand für Etzeln warbt; in

jeder Drangsal mir beizustehen bis in den Tod, gelobtet ihr; jetzt ist der Augenblick meiner höchsten Drangsal gekommen!

Das ist ungelogen, entgegnete der edle Rüdeger, ich habe euch geschworen, Ehre und Leib für euch zu wagen; aber meine Seele einzusetzen, das habe ich nicht geschworen. Denn ich ja war es, unter dessen Schutz und Leitung diese Recken hierher an euren Hof gekommen.

Chriemhilde ließ nicht ab, ihn zu beschwören, ihn an seinen hohen Eid, an sein Versprechen, er werde jedes Leid einst von ihr abwenden, zu erinnern; Etzel vereinigte seine Bitten mit den ihrigen und beide wollten flehend ihm zu Füßen fallen. Unmuthig wandte sich Rüdeger von ihnen ab und sagte jammernd: O wehe mir Armen, daß ich diesen Tag erblickte, an dem ich abstehen soll von all meiner Ehre, meiner Zucht und Treue! wehe, daß selbst der Tod es mir nicht abwenden kann! Was ich thue und was ich lasse, ich thue übel, und laß ich beides, stehe ich schimpf- und schmachbeladen vor der Welt. Der mir das Leben schenkte, Gott im Himmel, möge mir das Rechte zeigen! Dann wieder gegen Etzel gewandt, rief er: Nimm hin, König, Alles, was ich von dir habe; das Land mit seinen Burgen gebe ich dir zurück und will obdachlos mit den Meinigen in die Fremde wandern. — Was würde das mir helfen? antwortete der König; wer sollte dann mich rächen an meinen Feinden? Nein, ich will deine Macht mehren, Land und Leute mit dir theilen und du sollst neben mir ein gewaltiger König sein! — Zurückschaudernd aber fuhr Rüdeger fort: Heim in mein Haus hatte ich sie geladen, Speise und Trank ihnen gegeben, Giselher, dem blühenden Helden, mein eigenes Kind vermählt, und keinem Bessern an Zucht und Ehre, an Treue und Gut auf dieser Welt konnte ich sie geben. — Rüdeger, unterbrach ihn Chriemhilde, führt euch zu Herzen, daß nie ein König schrecklichere Gäste unter seinem Dache sah und erbarmt euch, o erbarmt euch unserer Leiden!

Wohl denn, sprach endlich der edele Markgraf, der Milde, Gütige, den sie den Vater aller Tugenden nannten,

es muß mein Leben heute euch vergelten, was ihr je Liebes mir erzeugt; heute noch, ich weiß es, wird mein Haus verwaist; ich empfehle mein Weib und mein Kind und alle die Heimathlosen in Bechelaren eurer Obhut, denn halten muß ich, was ich geschworen habe. Aber wehe, es sind meine Freunde, gegen die ich fechten muß!

Mit diesen Worten verließ er kummerschweren Herzens den König. Chriemhilde selbst konnte sich der Thränen nicht erwehren, Etzel aber nährte die Hoffnung, ihn vielleicht als Sieger wiederzubegrüßen.

Eilig hieß Rüdeger sein Heergesinde sich zum Kampfe rüsten. Ihrer fünfhundert zogen daher unter lichten Helmen, mit wohlgeschliffenen Schwerdtern und breiten funkelnden Schilden.

Giselher, der seinen künftigen Schwäher, dem er nur das Beste zutrauen konnte, mit aufgebundenem Helm heran=kommen sah, rief in freudiger Ueberraschung: Wohl uns sol=cher Freunde, wie wir sie auf unserer Herfahrt gewannen. Das ist Hülfe um meiner Braut willen und schon jetzt sollen wir uns meiner Verlobung erfreuen. — Ich weiß nicht, wel=chen Trost ihr hier erblickt, unterbrach ihn Volker; wo saht ihr je Helden mit aufgebundenen Helmen und gehobenen Schilden in freundlicher Absicht nahen? Fürwahr an uns will Rüdeger sein Land und seine Burgen verdienen.

Kaum hatte der Spielmann dies gesprochen, als Rüde=ger schon vor dem Hause stand, den Schild vor den Fuß setzte und laut zum Saal hinaufrief: Wehrt euch, ihr kühnen Nibelungen allzumal; ihr sollt heute meine Stärke genießen und durch mich Vergeltung empfangen! Einst waren wir Freunde, doch jetzt will ich der Treue ledig sein!

Da erschraken alle die schwerbedrängten Männer, unge=heuer war ihr Schmerz, den im Kampfe bestehen zu müssen, dem sie alle in Freundesliebe zugethan waren, gegen Freunde zu streiten, sie, denen Feinde genug der Arbeit bereiteten. König Günther trat aus ihrer Mitte und beschwor den Mark=grafen im Namen Aller bei Treue und Freundschaft, abzu=stehen von solchem Beginnen; er hielt ihm vor alles Liebe

und Gute, was sie von ihm empfangen, die herrlichen Gastgeschenke, die er ihnen gegeben, und wie sie Alles dereinst ihm zu vergelten gedächten, wenn sie aus dieser Bedrängniß gerettet wären.

Es ist nicht abzuwenden, sprach Rüdeger, ich muß im Kampfe euch bestehen, ich habe einen Schwur gethan. Auf denn und wehre sich, wem sein Leben lieb ist! Etzels Weib will mir's nicht erlassen.

Da wandte sich Gernot gegen ihn und zeigte auf das Schwerdt, das er von ihm erhalten hatte. Es hat mir nie versagt, sprach er in all dieser Noth; mancher Ritter sank in den Tod unter seiner Schneide, die lauter ist und dauerhaft und herrlich und gut; und dennoch, Herr Rüdeger, wollt ihr nicht abstehen, erschlagt ihr mir die Freunde, so nehme ich euch das Leben mit eurem eigenen Schwerdt, wie tief ich dann um euch und euer Weib auch trauern werde. — Wollte Gott, edler Gernot, antwortete der Markgraf, es geschähe nach eurem Willen; ihr wäret am Rhein und ich wäre todt! Wol wüßte ich dann mein Weib und mein Kind in eurem Schutze geborgen.

Wie mögt ihr also thun, Herr Rüdeger? ergriff der junge Giselher jetzt mit Heftigkeit die Rede; Alle, die ihr hier seht, die hierher gekommen unter eurem Geleite, sind euch von Herzen ergeben und ihr wollet sie heimsuchen mit dem Schwerdte? wolltet vor der Zeit eure Tochter zur Wittwe machen und so mein Vertrauen zu euch erwiedern und meine Treue, mit welcher ich mir eurer Tochter Hand gewann? — Eurer Treue gedenket, edler König, antwortete ihm Rüdeger, wenn Gott euch unversehrt von hinnen sendet, und laßt die Jungfrau nicht entgelten, was durch mich an Euch geschah. — Deß mögt ihr versichert sein! versetzte Giselher; aber müßten die Freunde, die hier um euch sind, sterben von eurer Hand, so müßten die festen Banden auf immer zerbrechen, die mit euch und eurer Tochter mich umschlingen. — Der Himmel möge uns gnädig sein! rief Rüdeger, winkte den Seinen und sie drangen mit gehobenen Schilden vor zum Angriff.

Da scholl Hagens gewaltige Stimme von der Stiege

herab: Haltet ein, edler Rüdeger, ein Wort noch laßt uns reden! Was hilft Etzeln unser Aller schleuniger Tod? — Seht die Noth, in der ich mich befinde: Den Schild, welchen mir Frau Gotelinde zu tragen gab, haben mir die Hunnen zerhauen; o hätte ich einen wieder, wie der, den eure Hand trägt, nichts würden mich kümmern die nahenden Stürme! — Rüdeger aber reichte ihm seinen Schild: Nimm ihn hin, Hagen, sagte er, mag Chriemhilde mir darum zürnen, und trage ihn an deiner Hand! O dürftest du ihn heim in's Land der Burgunder tragen!

Als er ihm so willig den Schild darreichte, da wurden manchen Mannes Augen von heißen Thränen roth. Es war die letzte Gabe, welche die freigebige Hand Rüdegers von Bechelaren einem Helden darbot. So grimmig auch Hagen war und so hart sein Gemüth, von Rührung und Schmerz überwältigt sprach er dankend: Gott lohne es euch, edler Rüdeger! Eures Gleichen wird nicht mehr gefunden auf Erden! Wehe uns, die wir bei unserer andern Drangsal nun mit unseren eignen Freunden streiten müssen! Doch wie auch diese Recken sich gegen euch benehmen, meine Hand soll im Kampf euch nicht berühren, und wenn ihr alle die Burgunder niedermachtet! — Rüdeger neigte sich und Alle weinten und die Nothwendigkeit war schrecklich, in welcher Niemand das Leid mehr wenden konnte.

Auch ich biete euch den Frieden, den euch mein Genosse Hagen gelobt; rief Volker darauf vom Saale herab. Ihr sollt mir ein Bote sein an Frau Gotelinde; diese goldenen Spangen hat sie mir gegeben, an Etzels Hoffesten sie zu tragen; schaut her, daß ich es thue und bezeugt es mir bei eurem Weibe.

Rüdeger versprach ihm, ohne daran zu glauben, seiner Bitte Erfüllung und jetzt zögerte er nicht länger mehr: wie ein jugendlicher Held mit hochgehobenem Schilde rannte er hinan gegen die Burgunder und schlug sich Bahn mit fürchterlichen Schlägen. Hagen und Volker, wie sie gelobt hatten, wichen ihm weit aus; auch Giselher war hochbeflissen,

den Kampf mit ihm zu meiden. Rüdegers Mannen aber stürzten ihm nach in den Saal und hieben gleich ihm mit neuen Kräften schonungslos in die Burgunder. Der Sturm tobte furchtbar auf und nieder, zerschmetterte Helme krachten, zerhauene Panzerringe fuhren prasselnd nieder in das Blut. Denn auch die Burgunder vergaßen nicht der Wehr: Hagens und Volkers Schwerdter trafen überall hin, nur nicht auf den Einen Mann; Günther und Gernot, Giselher und Dankwart bewährten sich in ihrem Heldenthum. Vor Allen aber herrlich und furchtbar zu schauen durchstürmte Rüdeger den Saal; hei, welche Kräfte dem Recken dienten, wie viele Helden unter seinen Streichen fielen!

Ihr wollt mir keinen meiner Mannen am Leben lassen, rief ihn Gernot an. Nicht länger kann ich das ertragen. Wendet euch hieher, kühner Mann, und jetzt will ich eure Gabe mir verdienen.

Die ruhmliebenden Männer rannten beide einander an mit Schwerdtern, gegen deren Schärfe kein Schild zu schirmen vermochte. Rüdeger hieb dem Gegner durch den Helm, daß das Blut sprudelte; Gernot, ob wund bis auf den Tod, schwang hoch sein Schwerdt, die Gabe Rüdegers, und schlug ihm einen Schlag durch Schild und Helmbänder, davon er sterben mußte. Beide sanken, einer durch des andern Hand, in die Arme des Todes.

Hagen, der es zuerst ansah, stieß einen Ruf des Schmerzes aus, den doppelten Verlust beklagend, und machte seinem Ingrimm Luft in schrecklich erneutem Kampfe. Die beiden Könige, den Bruder und den Freund bejammernd, suchten fechtend Sühne für jenen bei den Mannen Rüdegers. Da hielt der Tod seine Aerndte unter denen von Bechelaren und keiner von Allen blieb am Leben.

Wiederum ruhte das Getümmel und das Tosen verhallte. Die Burgunderhelden sammelten sich um die beiden Todten, kampfmüde und in tiefem Schmerz verloren. Volker hörte, wie draußen Chriemhilde, als sie die eingetretene Stille wahr genommen hatte, Rüdegern der Untreue beschuldigte, wähnend,

er habe mit den Burgundern Friede geschlossen. Da ließ er Rüdegers Leichnam hinaus vor den Saal tragen, wo Etzel und Chriemhilde ihn sehen konnten und rief hinab: Schaut her und erkennet, wie er euch sein Wort gelöst, er und alle seine Mannen!

Den Wehruf, der da erscholl unter den Hunnen, den Jammer des Königs und der Königin um den Getreuen, den sie als Leiche sahen, vermöchte kein Mund auszusprechen und keine Feder zu beschreiben. —

Die Klagelaute drangen bis zur Herberge, wo Dieterich der Berner weilte mit der Schaar der waffenkundigen Amelungen. Erschreckend horchten diese auf und sannen über die Ursache so unerhörten Geschreis und Gejammers und wähnten, Etzel oder Chriemhilde selbst müßten ein Opfer der Wuth ihrer kühnen übermächtigen Gäste geworden sein. Ernstlich verwies der Held von Bern seinen Mannen das voreilige Gerede. Was die heimathfernen Burgunder thun, sprach er, dazu zwingt sie die Noth; laßt sie es genießen, daß wir in Frieden gegen sie verharren. Und als der junge Wolfhart, der kühne ungestüme Sohn der Schwester Hildebrands, eilig von dannen wollte, der Mähre nachzufragen, hielt ihn Dieterich zurück um seiner Heftigkeit willen und entsandte Helfrichen, um zu erfahren, was geschehen wäre. Auf dessen Bericht, die Burgunder hätten Rüdegern erschlagen, entstand eine furchtbare Bewegung unter den Amelungen. Das wolle Gott nicht! sprach Dieterich erschüttert; das wäre eine starke Rache und des Teufels Spott! Nein, nein, er war ihr treuester Freund, solchen Lohn hatte er nicht an ihnen verdient. — Und hätten sie es gethan, rief der verwegene Wolfhart, es müßte Allen an's Leben gehen! Schmach über uns, wenn wir ihn ungerochen ließen! Dieterich aber, in qualvoller Spannung, trug Hildebranden auf, hinzugehen und genaue Kunde zu holen.

Meister Hildebrand, der alte sturmkühne Recke, verließ die Herberge und wollte unbewehrt von hinnen zu den Burgundern; draußen, von Wolfhart erinnert, wie er waffenlos

dem Spotte übermüthiger Degen preisgegeben wäre, folgte der Alte dem Rath des Jungen und legte seine Waffen an. Und ehe er es inne wurde, standen Dieterichs sämmtliche Recken um ihn her in voller Rüstung.

Wir wollen euch zu den Burgundern begleiten, sagten sie, und sehen, ob Hagen von Tronege es wagt, mit Uebermuth zu euch zu reden nach seiner Weise.

Leid war das Hildebranden, doch er wollte es ihnen nicht versagen.

Als sie vor dem Saale bei den Burgundern erschienen und die Bestätigung der Mähre von Rüdegers Tod aus Hagens Mund vernahmen, da rannen auch Dieterichs Helden die Thränen über Bart und Kinn und sie überließen sich gränzenloser Trauer.

Hier, klagte Siegstab, der Herzog von Bern, hier hat ein Ende gefunden die hülfreiche Liebe, die uns Rüdeger erwiesen in den Tagen unseres Elends; mit ihm liegt der Trost der heimathlosen Männer erschlagen! — Und sähe ich heute meinen eigenen Vater todt, seufzte Wolfwein von Amelungen, nicht größeres Leid trüge ich um ihn, als um den treuen Helden von Bechelaren; wehe, wer vermag Frau Gotelinde, sein verlassenes Weib, zu trösten? — Wer leitet fortan die Recken auf ihren Heerfahrten? fiel zornmüthig Wolfhart ein; ach, daß wir ihn so verlieren mußten! In gleicher Weise wehklagten die übrigen Mannen Dieterichs. Der alte Hildebrand vermochte vor Schmerz über den Hergang nicht weiter zu fragen. Gebt uns den Todten heraus, rief er den Burgundern zu, mit dem all' unsere Freude gefallen ist, daß wir's ihm im Tode noch erweisen, wie er's im Leben an uns verdiente!

König Günther antwortete freundlich und schenkte seinen Beifall dieser Bitte. Als aber ungeduldig der grimme Wolfhart hinaufrief: Bringt uns den Leib heraus, den eure Hände gefällt zu unserem Jammer! wie lange sollen wir hier stehen? da erwiederte Volker: Holt ihn selber aus dem Saale, wo er nieder in sein Blut sank, wollt ihr ihm einen vollen Dienst erweisen!

Gott weiß, versetzte Wolfhart, Herr Spielmann, ihr dürft uns nicht noch reizen! Ihr habt uns Leid genug gethan. Wäre mir's erlaubt von meinem Herrn, der mir's verbot, ihr solltet euch bald dafür in schwerer Bedrängniß schauen.

Wer Alles meidet, was ihm verboten wurde, hegt allzu große Furcht; das nenne ich nicht den rechten Heldenmuth! entgegnete ihm Volker, dem Hagen beifällig zuwinckte.

Laßt euch nicht danach gelüsten, Herr Fiedelmann, drohte Wolfhart, sonst verstimme ich euch so die Saiten, daß ihr einst am Rheine, wenn ihr dahin heimkehrt, noch davon erzählen werdet.

Auf Volkers spottende Antwort: Wenn ihr meinen Saiten die guten Töne entzieht, dann soll der Schein eures Helmes wol trübe werden von meiner Hand! wollte Wolfhart zu ihm hinan, Hildebrand aber trat ihm in den Weg und hielt ihn fest.

Laßt den grimmigen Leuen los, Meister! rief Volker erbittert, und hat er die ganze Welt geschlagen, ich schlage ihn, daß er kein Wort in seinem Leben mehr erwiedert!

Diese Drohung erregte den Zorn der Berner allzumal. Wolfhart hob den Schild, wie ein wilder Leue lief er hinan und alle seine Freunde folgten ihm. In weiten Sätzen rannte er bis vor des Saales Wand; doch Hildebrand drängte gewaltig sich ihm vor, war eher im Saal, fiel Hagen an und mächtig erklangen die Schwerdter in den Händen beider wuthentflammten Recken. Doch sie wurden im Getümmel durch die eindringenden Berner geschieden. Jetzt traf mit Volkern Wolfhart zusammen; er hieb ihm in den Helm bis auf die Spangen; Volker vergalt ihm den Schlag so gewaltig, daß rothe Feuerwinde stoben und Wolfhart strauchelte. Auch sie wurden durch Wolfwein, den Amelungenhelden, geschieden, aber allgemein wurde der Sturm, die Nibelungen- und Amelungenhelden bestanden einander mit herrlichem Muthe. Schwerdtspitzen flogen durch die Luft, Panzer sprangen in Stücke und ohne Gleichen war des Kampfes Härte. Hildebrand und

Wolfhart fochten, als ob sie wütheten und nahmen grimmige Rache für Rüdeger an den Burgundern.

Da sank der Herzog Siegstab unter Volkers Hieben. Lange genug hat nun der Fiedeler gelebt! rief Hildebrand, und der starke Volker empfing den Tod von seinen Händen.

Als Hagen seinen treuen Heergesellen in seinem Blute sah, da traf ihn von allen Schlägen der härteste. Kurz war sein Klageruf, wild hieb er in die Amelungen und suchte Sühne fordernd den, der ihn erschlagen.

Unterdessen war Dankwart durch Helfrich gefallen. Giselher, der junge König, und Wolfhart, der Ungestüme, hatten einer den andern erlegt und bald ward es öde im Saal. Hagen traf auf Hildebrand, wie er um Wolfhart, seinen theuern Neffen, beschäftigt war, ihn aus dem Hause zu tragen; er gedachte des Spielmanns und sein Schwerdt Balmung sauste durch die Luft auf Hildebrand. Vergebens bot der alte Waffenmeister seine Kräfte auf, Hagen schlug ihm durch den Harnisch; er fühlte eine schwere Wunde, Aergeres fürchtend warf er den Schild über den Rücken und entrann.

Da standen von den Burgunderrecken noch Günther und Hagen allein, die andern Alle hatte der Tod hingerafft.

Auch von den Amelungen kehrte nur Hildebrand zu Dieterichen zurück, um ihm die Botschaft zu bringen.

Ihr seid mit Blut befleckt, fragte Dieterich, und habt wider meinen Befehl gefochten? Die Burgunder wollten uns die Leiche Rüdegers nicht geben; antwortete Hildebrand. So ist es denn wahr? Rüdeger ist todt und die Burgunder haben ihn erschlagen, den edelsten und besten meiner Genossen? klagte Dieterich. Auf, fuhr er fort, alle meine Mannen laßt sich waffnen! und mir bringt mein Streitgewand, ich selbst will gehen und die Burgunder fragen. Wer soll euch folgen, Herr? entgegnete Hildebrand; alle Lebenden, die ihr noch habt, seht ihr hier vor euch stehen; die Anderen sind todt.

Da schrak zusammen der Held von Bern. Und sind todt alle meine Mannen, rief er jammernd, so hat Gott mein vergessen; ich war ein reicher König, nun bin ich arm. —

Wie konnte es geschehen, daß die frischen Helden den Streitmüden erlagen? Nur durch mein Unglück, sonst wäre ihnen der Tod fern geblieben. Sagt, wer ist noch am Leben? — Keiner außer Hagen und König Günther. — O mein Wolfhart, soll ich Dich verloren haben? und dich Siegstab und Wolfwein und Wolfbrand, meine Stützen im Lande der Amelungen? Dich, kühner Helfrich und Gerhart und Wichart, wie soll ich euch beklagen? Das ist der letzte Tag meiner Freuden, o daß vor Kummer Niemand sterben kann!

Unter Klagen, davon das ganze Haus erscholl, suchte Dieterich selbst seine Waffen; Hildebrand stand ihm bei; und als er sie angelegt hatte, da kehrte ihm der rechte Heldenmuth zurück. Rasch gingen Beide von dannen.

Hagen und Günther standen vor dem Hause, gelehnt an des Saales Wand. Hier sehe ich Dieterich kommen mit Hildebrand, uns zu bestehen, sagte Hagen; noch habe ich Muth, ihn zu empfangen, so fürchterlicher Stärke er sich auch rühmt.

Dieterich hörte Hagens Rede, doch ruhig setzte er den Schild vor den Fuß. Voll tiefen Grames fragte und vernahm er, wie das Eine durch das Andere gekommen.

Also muß es sein! sagte er zuletzt: Günther, edler König, das Herzeleid hast du mir zu vergelten und auszusühnen, was durch dich mir geschah; ergib dich mir als Geisel mit Hagen, so will ich euch schirmen, wie ich kann und keiner von den Hunnen soll euch kränken.

Das verhüte Gott im Himmel, antwortete ihm Hagen, daß zwei Degen sich euch ergeben sollen, die noch in Wehr und Waffen euch gegenüberstehen und frei hinschreiten vor ihren Feinden!

Weist es nicht ab, Günther und Hagen! fuhr Dieterich ernst und eindringlich fort: Ihr habt mir Herz und Muth so sehr beschwert, ihr seid schuldig mir Ersatz zu geben. Und ich gelobe mit Handschlag und Treue, mit euch in euer Land zu reiten, zu Ehren euch zu geleiten und durch euch den Kummer um meine Freunde zu vergessen.

Laßt ab, uns länger Solches anzumuthen! entgegnete Hagen entrüstet; das wäre ein übeler Ruhm, wenn man von uns sagte, wir beide, also kühne Männer, hätten sich dir, dem Einen, ergeben.

Hildebrands Zureden wies Hagen mit Stolz zurück, ihm vorhaltend, wie er noch eben die Flucht vor ihm ergriffen. Da brach Dieterichen die Geduld: Laßt doch hören, Recke Hagen, begann er, was ihr beide spracht, als ihr mich bewaffnet kommen saht; war's nicht, ihr allein wolltet im Kampfe mich bestehen? — Das leugne ich nicht, antwortete Hagen, und ich will es euch bezeugen mit starken Hieben, es sei denn, daß in meiner Hand das Nibelungenschwerdt zerbreche!

Sie fochten ruhmreich; der Held von Bern aber schlug Hagen eine lange tiefe Wunde.

Es könnte mir wenig Ehre bringen, dachte er, den streitmüden, arbeitgeschwächten Mann zu tödten; als Geisel soll er mir folgen. Nun umschlang er ihn mit kräftigen Armen, band ihn und führte ihn hin, wo er Chriemhilden fand. Den Kühnsten aller Recken, der je ein Schwerdt trug, übergab er der frohlockenden Königin mit den Worten: Ihr mögt ihn bewahren, hohe Königin, aber nicht am Leben kränken, nicht ihn fühlen lassen, daß er hier gebunden vor euch steht. Vielleicht vergüten euch noch seine Dienste, was er euch zu Leid gethan. Darauf kehrte er zu Günthern zurück.

Chriemhilde aber ließ Hagen in ein Gewahrsam bringen, wo er eingeschlossen und verborgen lag.

Dieterich und Günther liefen mächtig einander an. Noch einmal erdröhnte Palast und Thurm vom Schwerdterklang; der Nibelungenkönig und der König der Amelungen maßen sich in ihrer gewaltigen Stärke; seine letzten Kräfte bot Günther auf und zeigte einen herrlichen Heldenmuth; aber bald floß ihm das Blut durch die Panzerringe, Dieterich bezwang ihn, wie er Hagen gethan, und gebunden führte er ihn zu Chriemhilden.

Willkommen, Herr Günther, aus Burgunderland! entgegnete ihm Chriemhilde. Halte zurück deinen Spott, antwortete Günther, in dem tiefen Grimme deines Herzens!

Hohe Königin, unterbrach sie Dieterich, noch nie ist so edler Ritter Leib als Geisel übergeben worden. Schonet der Heimathlosen und laßt sie meines Schutzes genießen.

Sie versprach es willig und Dieterich entfernte sich weinend.

Chriemhilde aber ließ Günthern in einen gesonderten Kerker bringen, entfernt von Hagen, daß keiner den andern sehen möge, und begab sich zu Hagen.

Wollt ihr mir wiedergeben, hob sie feindselig an, was ihr mir genommen habt, so mögt ihr lebend wieder in die Heimath kommen.

Verloren ist diese Rede, antwortete der grimme Hagen, denn ich habe geschworen, daß ich den Hort nicht zeige, so lange Einer meiner Herren noch am Leben ist.

Wol, so bringe ich es an ein Ende! rief Chriemhilde, eilte hin, ließ Günthern das Haupt abschlagen und brachte es vor den Helden von Tronege.

Bei dem Anblick von Günthers Haupt sprach Hagen erschüttert: Du hast es nach deinem Willen zu einem Ende gebracht und es ist ergangen, wie ich es mir dachte. Nun ist todt der edle König der Burgunder und der junge Giselher und Gernot; den Hort aber weiß Niemand außer Gott und mir; dir, Furie der Hölle, soll er auf immer verborgen sein!

So gewährt ihr mir übele Vergeltung; antwortete sie; aber das Schwerdt, das mein Siegfried trug, als ich zuletzt ihn sah, das doch möchte ich behalten! Mit diesen Worten zog sie das Schwerdt Balmung aus der Scheide — der Gefesselte konnte es nicht wehren — hob es hoch mit ihren Händen und schlug ihm das Haupt damit ab.

Etzel erschien mit Dieterich und Hildebrand. Wehe, riefen sie, von eines Weibes Hand liegt der größte der Recken erschlagen.

Des Tronegers Tod will ich rächen, was mir auch geschähe, sprach Hildebrand und schlug Chriemhilden einen schweren Schwerdtschlag, daß sie mit einem Schrei entseelt zu Boden stürzte. —

Da lagen Alle, die der Tod sich gewidmet hatte! Hin war so Vieler Stolz und Herrlichkeit! Etzels Freudenfest hatte mit Jammer geendet, wie stets mit Leid zuletzt die Liebe vergilt. —

Nicht kann ich berichten, was weiter geschah, als daß man Frauen und Ritter und Knechte weinen sah um den Tod ihrer Freunde.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt. *)

Seite

Zur Erklärung des Titelkupfers. Gedicht von Reinick V

Vorwort des Herausgebers XI

St. Gertrudens Minne, von A. T. Beer 3

Der Schwanenritter 9

Die Solinger Klingen, von F. Steinmann 16

Die Gründung des Klosters Altenburg, von A. T. Beer . . . 25

St. Ursula und die eilftausend Jungfrauen, von H. Püttmann . 36

Der Dom zu Köln, von H. Püttmann 41

Das Marienbild zu Köln, von H. Püttmann 47

Das Heymondskind in Köln, von H. Püttmann 49

Der Kampf mit dem Löwen 51

Albertus Magnus, von E. Weyden 55

Hermann Joseph, von E. Weyden 59

Richmodis von Aducht, von Alexander Reumont 63

Der Ring der Fastrada 67

Der Münsterbau zu Aachen 72

Die bucklichten Musikanten 78

*) Diejenigen Sagen, bei denen der Name des Verfassers nicht angegeben ist, sind vom Herausgeber.

Seite

Der Pfalzgraf und die Kaiserstochter 83
Der Hinzenthurm 91
Drachenfels und Rolandseck, von E. Weyden 96
Die Gründung von Steinfeld 103
Die Brüder 109
St. Goar 117
Loreley, von E. Weyden 120
Die sieben Jungfrauen 128
Pfalzgrafenstein 132
Die Teufelsleiter 137
Das Wisperthal, von A. Schreiber 141
Die Braut vom Rheinstein, von M. Friedheim 146
Der heilige Rupert, von N. Vogt 153
Die heilige Hildegard 159
Der Mäusethurm, von Friedheim 165
Die sieben Wächter 168
Kaiser Heinrichs IV. Thronentsetzung 172
Brömser und Gisela, von Alexander Neumont 179
Karl und Elegast, von W. Weitz 187
Die Königin Hildegardis, von M. Friedheim 204
Der heilige Willigis 214
Adolf von Nassau und Imagina 220
Eppstein 226
Eginhard und Emma, von A. T. Beer 232
Die Gründung von Gelnhausen, von E. Weyden 240
Der Mönch zu Lorsch 247
Rodenstein 251
Der Tag von Seckenheim 258
Der Wolfsbrunnen 266
Ulrich Landschaden 269
Die Gründung der Minneburg 275

Seite

Die heilige Notburga, von A. L. Grimm 278
Karl der Große zu Heilbronn 284
Das Käthchen von Heilbronn, von A. T. Beer 288
Götz von Berlichingen 301
Der Dom zu Straßburg, von H. Püttmann 312
Chriemhildens Rache, von G. Pfarrius 317

Stahlstiche.

Nro. I. Zu der Sage: Der Schwanenritter 9
„ II. „ „ „ Hermann Joseph. Gegenüber dem Titel.
„ III. „ „ „ Der Ring der Fastrada 70
„ IV. „ „ „ Loreley 120
„ V. „ „ „ Die Braut vom Rheinstein 146
„ VI. „ „ „ Kaiser Heinrichs IV. Thronentsetzung . 177
„ VII. „ „ „ Die Gründung von Gelnhausen . . 240
„ VIII. „ „ „ Der Rodenstein 256

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reumont, Alfred von, 1808-1887

Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden

Köln u.a. 1844
Germ.sp. 617 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10022648-3